

Jürg Altwegg über die taumelnde Republik Frankreich

DIE WELTWOCHEN

Nummer 5 – 4. Februar 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Literatur
15 Seiten Klassiker
und Neuerscheinungen




Was mit unseren Schulen falsch läuft

Der unersättliche Schweizer Bildungsapparat

1706900120776117
50

NEU Jungfernfahrt mit Luxus-Suitenschiff

MS Grace  zum Schnäppchenpreis



Es het solangs het
Rabatt*
Fr. 500.-
* Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Basel-Köln-Amsterdam-Antwerpen-Maastricht

11 Tage ab Fr. 1490.- (Rabatt Fr. 500.- abgezogen, Hauptdeck hinten, Vollpension)

- Sonst nur auf dem amerikanischen Markt buchbar
- Imposanter Albert-Kanal
- Universitätsstadt Maastricht

Tag	Destination	Programm/Ausflug
1	Basel	Individuelle Anreise. Einschiffung ab 16.00 Uhr. Um 17.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
2	Kehl	Stadtrundfahrt/-gang* durch Strasbourg mit mittelalterlichen Fachwerkhäusern, verwinkelten Gasen und gotischem Liebfrauenmünster.
3	Rüdesheim-Köln	Ankunft in Rüdesheim. Individueller Morgenspaziergang durch das pittoreske Weinstädtchen. Weiterfahrt nach Köln. Rundgang* durch die Domstadt. Weiterfahrt in Richtung Amsterdam.
4	Flussfahrttag/ Amsterdam	Ankunft am Abend in Amsterdam, dem «Venedig des Nordens». Erleben Sie während einer abendlichen Grachtenfahrt* die wunderschöne Stadt mit ihren schönen Kaufmannshäusern.
5	Amsterdam	Ausflug* zum Keukenhof. Freie Zeit am Nachmittag. Schiff bleibt über Nacht in Amsterdam.
6	Rotterdam	Ankunft in Rotterdam nach dem Mittagessen. Ausflug* und Besichtigung des Maeslant-Sturmflutwehr Bauwunders welches zum Schutz von den Fluten gebaut wurde.
7	Dordrecht	Rundgang* durch das hübsche Städtchen Dordrecht. Nachmittagsausflug* zu den Windmühlen von Kinderdijk, welche zum UNESCO-Weltkulturerbe zählen.
8	Antwerpen	Stadtrundfahrt/-gang* durch Antwerpen. Die Stadt ist eine berühmte Mode- und wichtige Hafenstadt, Kunstmetropole Europas und Welthauptstadt des Diamanhandels.
9	Hasselt	Gemütliche Flussfahrt nach Hasselt. Rundgang* durch die flämische Stadt.
10	Maastricht	Rundgang* durch die Universitätsstadt. Bummel durch die lebenslustige Stadt am Abend.
11	Maastricht-Basel	Ausschiffung nach dem Frühstück und Busrückfahrt nach Basel. Individuelle Heimreise.

* Im Ausflugspaket (9 Ausflüge Fr. 230.-) enthalten, vorab buchbar | + Fak. Ausflüge nur an Bord buchbar
Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

MS Grace*****

Elegantes Luxusschiff mit Platz für 142 Gäste. Alle Kabinen (14 m²) mit DU/WC, Föhn, Minibar, Safe, TV, Telefon, Tisch und Stühlen und ind. regulierbarer Klimaanlage. Kabinen auf MD und OD mit franz. Balkon. Auf dem HD über kleinere, nicht zu öffnende Fenster. Suiten auf dem HD über zwei Ebenen. Die Mini-Suiten sind 17 m² und die Suiten sind 21 m² gross. Master-Suiten auf dem OD (28 m²) mit zusätzlichem Sofa. Bordausstattung: Panorama-Salon, Restaurant, Bordboutique, Sauna, Fitnessbereich und Coiffeur. Grosszügiges Sonnendeck mit Sonnendächern, Liegestühlen, Stühlen, Tischen und Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen HD- und OD. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



Reisedatum 2016 **Es het solangs het Rabatt**
24.03.–03.04. **500** Ostern

Preise pro Person in Fr.	vor Rabattabzug	
2-Bett Hauptdeck hinten	1990	1490
2-Bett Hauptdeck	2090	1590
2-Bett Suite Hauptdeck über 2 Ebenen	2490	1990
2-Bett Mitteldeck mit franz. Balkon	2290	1790
2-Bett Mini Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2490	1990
2-Bett Suite Mitteldeck vorne, franz. Balkon	2590	2090
2-Bett Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2690	2190
2-Bett Mini Suite Oberdeck, franz. Balkon	2690	2190
2-Bett Master Suite Oberdeck, franz. Balkon	3190	2690
Zuschlag zur Alleinbenutzung Hauptdeck*		490
Zuschlag zur Alleinbenutzung Mitteldeck*		790

* Mini Suiten und Suiten nicht zur Alleinbenutzung möglich

Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer Maastricht-Basel. Details im Internet oder Prospekt verlangen.

Weitere neue Reisen mit Luxus-Suitenschiffen

MS Inspire*****

Basel-Amsterdam-Basel

8 Tage ab Fr. 1290.- – Rabatt Fr. 1200.- abgezogen
30.03.–06.04. **1200**

Basel-Frankfurt-Cochem-Basel

7 Tage ab Fr. 1290.- – Rabatt Fr. 1400.- abgezogen
24.03.–30.03. **1400**

Preise gemäss obiger Preistabelle (vor Rabattabzug)
Kreuzfahrt inkl. Vollpension

MS Savor*****

Passau-Wien-Budapest-Bratislava-Passau

8 Tage ab Fr. 790.- – Rabatt Fr. 1200.- abgezogen
26.03.–02.04. **1200** 02.04.–09.04. **1000**

Preise gemäss obiger Preistabelle (vor Rabattabzug)
Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer Zürich/
St. Margrethen-Passau v.v.

Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Sofort buchen unter
Gratis-Nr. 0800 626 550

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch



Thurgau Travel
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Alle schlagen Alarm gegen einen angeblichen Abbau bei der Bildung: vom schweizerischen Lehrerverband bis zum Wirtschaftsdachverband Economiesuisse, von Primarlehrern bis zu Professoren und den Rektoren von Universitäten und ETH. Bund und Kantone müssen sparen – doch bei der Bildung spare man am falschen Ort, wiederholen die Kritiker mantrahaft. Der Bildungssektor ist von einem Grundwohlwollen getragen, das allerdings den nüchternen ökonomischen Blick trübt. Denn von einem Bildungsabbau kann keine Rede sein. Die Ausgaben haben sich in rund zwei Jahrzehnten verdoppelt, wie Philipp Gut und Peter Keller in unserer Titelgeschichte schreiben. Die bildungsökonomische Forschung belegt, dass mehr Geld nicht automatisch mehr Geist bedeutet. Es gibt Gebiete, in denen Sparmassnahmen sogar positive Effekte hätten, etwa bei den zahllosen zweifelhaften Schulreformen oder dem bürokratischen Aufwand, der die Lehrer immer mehr vom Eigentlichen abhält: vom Unterrichten. **Seite 14**

Das Schweizer Grenzwachtkorps ist die Wunderwaffe des Parlamentes: Ob es um islamistische Terroristen, Schlepperbanden, illegale Einwanderer oder Kriminaltouristen geht, stets will das eidgenössische Parlament mehr Grenzwächter aufstellen. Hubert Mooser hat recherchiert, weshalb die Schweizer Grenzen heute dennoch löchriger sind als ein Emmentaler Käse. Denn tatsächlich hat man vorab die Bürokratie zur Verwaltung des Abkommens von Schengen/Dublin ausgebaut, bei den Einsatzkräften an der Front dagegen Stellen weggespart. **Seite 28**

Geplant war nur ein Gespräch mit Martin Selmayr, dem Kabinettschef von EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker und nach Meinung vieler dem mächtigsten Mann in Brüssel. Doch dann öffnete sich die Tür, und herein spazierte der Chef selber. Juncker verwickelte *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl in ein Ge-

spräch über die *Weltwoche*, die er einst jede Woche gelesen habe: «Von der ersten bis zur letzten Seite, sogar die Schweizer Politik.» Früher, betonte Juncker, denn seit dem Besitzer- und Kurswechsel habe er das Blatt nicht mehr angefasst. Koydl versprach dem EU-Granden eine Sendung mehrerer Hefte, damit er sich ein neues Bild machen könne, und nahm ihm seinerseits ein Versprechen ab – einen Beitrag aus seiner Feder exklusiv für die *Weltwoche*. Juncker: «Das wird ein Liebesbrief an die Schweizer.» **Seite 56**



Hannah Arendts Lyrik: Dramatiker Hochhuth.

Mit dieser Ausgabe nehmen wir die alte *Weltwoche*-Tradition einer Bücherbeilage wieder auf. Auf 15 Seiten widmen wir uns Neuerscheinungen und einigen Klassikern. Im Zentrum stehen die neuen Romane der beiden auch im Ausland sehr erfolgreichen Schweizer Autoren Peter Stamm und Catalin Dorian Florescu. Kulturredaktor Rico Bandle ortet bei Stamm – einem Mitglied der Grünen Partei – eine erstaunliche Rückbesinnung auf traditionelle Werte. Weitere Schwerpunkte: Rolf Hürzeler ergründet anlässlich von Evelyn Waugh's 50. Todestag die Faszination des britischen Ausnahmeschriftstellers. Der deutsche Dramatiker Rolf Hochhuth hat die weltbekannte Philosophin Hannah Arendt persönlich gekannt; nun bespricht er ihre Gedichte, die kürzlich, vierzig Jahre nach ihrem Tod, erstmals publiziert wurden. **Seite 60–75**

Ihre Weltwoche



«Liebesbrief an die Schweizer»: Koydl, Selmayr, Juncker (v. l.).

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Roman Küttel, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: infoAaextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Exklusives Leserangebot: Hotel Hof Weissbad

Appenzell à la carte

Gönnen Sie sich eine kulinarische Zeitreise in den traditionsreichsten Kanton der Schweiz. Das Hotel Hof Weissbad verwöhnt Sie nach allen Regeln der Kunst: mit Tradition, Wellness und seiner mit 16 Gault-Millau-Punkten prämierten Spitzenküche.

Am Fuss des Säntis erwartet Sie das authentische Hotel Hof Weissbad mit erstklassigem Komfort, persönlicher Betreuung und traumhafter Aussicht. Ums kulinarische Wohl kümmert sich Küchenchefin Käthi Fässler – von Gault Millau als «Köchin des Jahres 2009/2010» ausgezeichnet.

Zusätzlich zum Angebot Exklusiv für die Leser/Abonnenten der Weltwoche:

- Persönlich geführte Tour «Appenzeller Kultur, Brauchtum und Tradition»,
- jeweils dienstags und freitags während ca. 2 Stunden.
- Es erwarten Sie verschiedene Appenzeller Handwerker.
- Wir zeigen Ihnen das Brauchtum und die Tradition vor Ort.
- Degustieren Sie unsere kulinarischen Spezialitäten.



Platin-Club-Spezialangebot

Appenzellerland à la carte

im Hotel Hof Weissbad, 9057 Weissbad

Leistungen:

- 3 Übernachtungen, inkl. reichhaltiges Frühstücksbuffet
- An zwei Abenden wählen Sie ein 4-Gang-Menü aus 18 verschiedenen Gerichten.
- Dazu ein exklusives 6-Gang-Menü von Küchenchefin Käthi Fässler inkl. Aperitif, Wein, Mineral, Kaffee und Spirituosen.
- Appenzeller Ferienkarte für freien Eintritt in Museen und Fahrten auf dem Streckennetz der Appenzeller Bahnen etc.
- Benützung Innen- und Aussenbad (eigenes Quellwasser, 33 °C), Saunalandschaft, Mountainbikes, Elektrovelos etc.
- Nur für Weltwoche-Leser: Tour «Appenzeller Kultur, Brauchtum und Tradition», jeweils dienstags und freitags (Dauer: ca. 2 Std.)

Preise:

Doppelzimmer: pro Person Fr. 820.– (statt 1024.–)
Einzelzimmer Fr. 880.– (statt 1099.–)

Buchung:

Verfügbar ab sofort bis Samstag, 30. April 2016 (nach Verfügbarkeit, exkl. Feiertage). Reservieren Sie Ihr Angebot unter Tel. 071 798 80 80. Bitte Kennwort Weltwoche angeben.

Veranstalter:

Hotel Hof Weissbad, www.hofweissbad.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Durchsetzen

Die Elite wehrt sich dagegen, dass das Volk etwas durchsetzt, was der Elite nicht passt.

Von Roger Köppel

Worum geht es bei der «Durchsetzungsinitiative» der SVP? Es geht zum einen darum, dass verurteilte schwerkriminelle ausländische Verbrecher und Wiederholungstäter ausgewiesen werden. Diese Forderung erscheint sachlich berechtigt, wenn man bedenkt, dass unsere Gefängnisse von Ausländern bevölkert werden und dass die Mehrzahl der schweren, gewaltreichen Verbrechen wie Mord, Totschlag, Vergewaltigung oder Raub von Ausländern begangen wird.

Zweitens aber geht es bei der Durchsetzungsinitiative um eine Grundfrage der Demokratie, und hier liegt der eigentliche Zündstoff. Wer macht am Schluss die Gesetze in der Schweiz? Sind es die Regierenden, die Politiker, die Richter, die Vertreter der Obrigkeit? Oder sind es die Wahl- und Stimmberechtigten, die Schweizerinnen und Schweizer, Volk und Stände? Die Antwort ist klar: In der Schweiz haben die Bürger das letzte Wort. Sie sind die obersten Verfassungsgeber. Sie entscheiden über die Gesetze.

Die Durchsetzungsinitiative hat über die Kriminalitätsbekämpfung hinaus diese staatspolitische Grundfrage mit brutaler Klarheit aufs Tapet gebracht. Wer entscheidet? Daraus erklärt sich die Heftigkeit jener obrigkeitlichen Protest- und Kampfmassnahmen, die sich jetzt mit grosser medialer Unterstützung des Staatsfernsehens und der meisten privaten Verlage gegen das Volksbegehren erheben. Bundesräte, Alt-Bundesräte, Parlamentarier, Richter, Rechtsgelehrte und neuerdings sogar in der Schweiz ansässige Top-Manager mit ausländischem Pass verbünden sich gegen einen Volksentscheid. Das ist in dieser Ballung ziemlich einzigartig.

Es geht den Protestierenden weniger um die kriminellen Ausländer. Ihr Aufbäumen zielt grundsätzlich darauf ab, das Volk daran zu hindern, sich in Machtbereiche einzumischen, die als Exklusivdomänen der Obrigkeit empfunden werden. Das Reizwort lautet «Durchsetzung». Die Elite ist dagegen, dass das Volk etwas durchsetzt, was der Elite nicht passt. Deshalb muss das Instrument, das diese Durchsetzung verlangt, «mit aller Kraft», wie es in einem Schreiben der «Parlamentarier gegen die Durchsetzungsinitiative» heisst, angeprangert und verhindert werden. Was wir erleben, ist ein Machtkampf der Eliten gegen den demokratischen Souverän.



«Angebliche Gralshüter des Rechtsstaats.»

In der Sache könnte der Fall nicht klarer liegen. Volk und Stände nahmen vor über fünf Jahren die Ausschaffungsinitiative der SVP an. Das Volksbegehren forderte die zwingende Ausweisung krimineller Ausländer nach bestimmten schweren Delikten. Der Ermessensspielraum der Richter wurde vom Stimmbürger ganz bewusst stark eingeschränkt. Ein Gegenvorschlag des Bundesrates, der die zwingende Ausweisung vermeiden wollte, wurde am gleichen Tag, an dem die Initiative angenommen wurde, deutlich abgelehnt.

Juristen, Beamte und Gegner behaupten heute, einen solchen Ausschaffungsautomatismus habe es damals nicht gegeben. Diese



Behauptung ist falsch. Der Ausschaffungsautomatismus war der Stein des Anstosses bereits bei der Ausschaffungsinitiative. In seiner Botschaft hielt der Bundesrat denn auch glasklar fest: «Der bestehende Spielraum der Behörden bei der Anordnung solcher Massnahmen soll abgeschafft werden.»

Man mag es bedauern, man mag es falsch oder sogar verwerflich finden. Tatsache bleibt: Die Ausschaffungsinitiative mit ihrem ominösen Automatismus wurde angenommen, der Gegenvorschlag ohne Automatismus wurde abgelehnt. Das war kein Anschlag auf den demokratischen Rechtsstaat, sondern der Vollzug desselben im Rahmen der direkten Demokratie.

Die Abstimmungsverlierer sahen es anders. Unter der versierten Führung von Justizministerin Sommaruga weigerten sie sich einfach, den Volksentscheid umzusetzen. Ihr erster Gesetzesentwurf orientierte sich am abgelehnten Gegenvorschlag, als ob nichts geschehen wäre. Die Initianten lancierten daraufhin die Durchsetzungsinitiative, weil ein Referendum bloss die Rückkehr zur Rechtslage vor Annahme der Ausschaffungsinitiative gebracht hätte.

Die SVP hätte die Durchsetzungsinitiative zurückgezogen, wenn das Parlament den Ausschaffungsartikel wie beschlossen mit einem zwingenden Ausweisungsmechanismus verabschiedet hätte. Genau dies allerdings geschah nicht. Das im letzten Jahr abgeseignete Gesetz wurde wieder nach dem Vorbild des abgelehnten Gegenvorschlags mit einer Härtefallklausel angereichert, die Ausschaffungen selbst bei Mord verhindern könnte.

Inzwischen rufen hochdekorierte Rechtsgelehrte dazu auf, selbst im Fall einer Annahme den Ausschaffungsartikel nicht anzuwenden. Ein Rechtsprofessor verstieg sich in einer Fernsehsendung gar zur grotesken Aussage, in der Schweiz werde das Volk von der Verfassung eingesetzt. Dabei ist das Volk genau umgekehrt Subjekt der Verfassung und oberster Verfassungsgeber.

Solche Abgehobenheiten bestätigen, was die Befürworter der Ausschaffungsinitiative schon vor fünf Jahren gespürt haben: Prominente Schweizer Richter und Juristen glauben in einer Art Absolutismus – «legibus solutus» – über den Gesetzen zu stehen. Höchste Zeit, dass man sie wieder zur Vernunft und auf den Boden unserer Verfassung bringt.

Falsch ist der Vorwurf, die Durchsetzungsinitiative sei gegen die Gewaltenteilung. Wenn das Parlament die Verfassung unterläuft, darf das Volk korrigierend eingreifen. Die Politiker stehen unter, nicht über der Bevölkerung.

Das allerdings ist nicht mehr selbstverständlich. Die Durchsetzungsgegner rufen «Diktatur der Mehrheit», weil sie die Diktatur ihrer Minderheit anstreben. Verwirrte Zeiten sind gute Zeiten. Die Dinge entstellen sich zur Kenntlichkeit.



Angriffsmodus: Moderatorin Kelly.



Frankreich im Niedergang? Pariser Idylle.



Sport und Politik: Unternehmer Dobler.



Plädoyer: klassischer Fernsehabend.

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Das Wursteln ist des Müllers Lust
- 9 **Im Auge** Sandra Boner, Wetterwolke
- 10 **EU Fixe** Prinzipien
- 10 **Asylpolitik** Beschwichtigungen aus Bern
- 11 **Zeitgeist** Die neue Barbie
- 11 **Justiz** Glasnost!
- 12 **Nachrufe** Benoît Violier, Jacques Rivette
- 12 **Personenkontrolle** Hauser-Süess, Hanimann, Elmer, Lei, Hildebrand, Hochuli, Aeschi u. a.
- 14 Bildung**
- Die Legende von Geld und Geist
- 18 **Schulen** Kathedralen der Bildung
- 20 **Unterricht** Erlebnisorientierte Langeweile
- 22 **Die Deutschen** Brandstiftung
- 22 **Wirtschaft** Grossbank im Juso-Modus
- 23 **Brief aus Berlin** Blindflug
- 24 **Mörgeli** Von zwei roten Propheten
- 24 **Bodenmann** Explosionen und Kosovo-Schlitzer
- 25 **Medien** Chancenlos und ohne Chance
- 25 **Gesellschaft** Donald – gedämpft
- 26 **Darf man das?** / Leserbriefe

Hintergrund

- 28 Löchrige Grenzen**
- Dem Grenzwachtkorps fehlt das Geld
- 30 Entwicklungsland Schweiz**
- Mehr Uno, weniger Eidgenossenschaft
- 32 Bundesrat** Export-Blockade
- 33 Volkswirtschaft** Mittelmass ist spitze
- 34 Marcel Dobler** «Bern braucht mehr Unternehmer»
- 36 Ökonomischer Patriotismus**
- Schädliche politische Stützungsaktionen
- 40 Ernesto Bertarelli** Die Kunst des Investierens
- 42 Inselehospital** Der Konsens, den es nie gab
- 43 Siamesische Zwillinge** «Ein Kind muss überleben können»
- 44 Kleinkinderbetreuung** Herdprämien nach Zürcher Art
- 46 Gewerkschaften** «Ich liebe Fifa-Politik»
- 48 Donald Trumps Dompteuse**
- Wahlkampf mit TV-Moderatorin Megyn Kelly
- 50 Vergehen gegen die Gleichheit**
- Konfrontation mit dem Islam
- 52 Taumelnde Republik**
- Was ist bloss mit Frankreich los?
- 56 EU Junckers** Steuermann
- 58 Gesellschaft** Ich will fernsehen!



Archaische Rollenmuster: Autor Stamm.

Dossier Literatur

- 60 Gottfried Keller Zwerg und Mannsbild
- 62 Peter Stamm Antifeministisches Manifest
- 64 Evelyn Waugh 50. Todestag einer Legende
- 67 Schweizer Klassiker Max Frischs «Stiller»
- 68 Bestseller
- 68 Buchtipps Clemens Fürst von Metternich, Lukas Bärfuss, Charles Lewinsky u. a.
- 70 Lyrik Rolf Hochhuth über Hannah Arendt
- 73 Biografien Der britische Spion Guy Burgess
- 74 Autoren Catalin Dorian Florescu neues Buch – ein Glücksfall
- 75 Sprache Züricher

Stil & Kultur

- 76 Top 10
- 76 Kino «Suffragette»
- 77 Jazz Joe Haider Jazz Orchestra
- 78 Namen Alterslose Schönheit
- 79 Hochzeit Reiches Leben
- 79 Thiel Wer eine Seele tötet
- 80 Wein Höllischer Syrah
- 80 Zu Tisch Von Japan lernen
- 81 Auto Vom gepflegten Reisen
- 82 MvH Vince Ebert

Autoren in dieser Ausgabe

Martin Grichting



Der 48-jährige studierte Theologie und Kirchenrecht und ist Generalvikar im Bistum Chur. In seinem Text erklärt er, wie westliche, aufklärerische Grundwerte in der Konfrontation mit dem Islam verteidigt werden können. Seite 50

Jürg Altwegg



Der 64-jährige Journalist und Buchautor ist langjähriger Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und lebt in Genf. In dieser Ausgabe befasst sich der Frankreichspezialist mit der taumelnden Grande Nation. Seite 52

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH

Die unbequeme Stimme der Vernunft.

Die *Weltwoche* hat sich immer leidenschaftlich für die Schweiz eingesetzt. Dieses Engagement steht hinter dem kritischen, fundierten Qualitätsjournalismus dieser Zeitung. Sie deckt Missstände auf, damit diese behoben werden – ungeachtet von Parteien und Personen. Die *Weltwoche* bemüht sich, eine unbequeme Stimme der Vernunft zu sein. Überzeugen Sie sich selbst.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01

Probeabo
10 Ausgaben
nur Fr. 40.–



Das Wursteln ist des Müllers Lust

Von Christoph Mörgeli — Einst spottete Philipp Müller über «Professoren, Soziologen und sonstige Experten», die sagten, Ausländerkriminalität sei «nicht so schlimm». Heute spielt er ihren Lautsprecher.



Abenteuerliche Pirouette: FDP-Präsident Müller.

Rücksichtslos und ohne Augenmass.» – «Ein Anschlag auf die Schweiz und ihre Rechtsordnung.» – «Nur Hohn und Spott für den Rechtsstaat.» – «Nicht mit den Bilateralen vereinbar.» So schmettert gegenwärtig alarmistisches Gedröhn aus Reinach durch unser Land. FDP-Präsident Philipp Müller wittert bei der Durchsetzungsinitiative nur das Gefährlichste. Und zetert am schrillsten im Protestgeheul der Elite, die gegenwärtig ihr Prestige mit Zähnen und Klauen gegen das Stimmvolk verteidigt.

Dabei hat Philipp Müller seine Empörung über die Durchsetzungsinitiative ein ganzes Wahljahr lang problemlos im Zaum gehalten. Er wusste genau, dass jede Distanzierung seiner FDP und ihm persönlich schaden würde. Nach dem Ja zur Ausschaffung krimineller Ausländer versprach er sogar, seine Partei wolle «die Initiative nach den Vorstellungen der SVP umsetzen», und zwar «ohne Vorbehalte» – auch wenn diese «die automatische Ausweisung straffälliger Ausländer verlangt und obwohl damit Verletzungen des Völkerrechts in Kauf genommen werden». Die jetzt angeblich so brandgefährliche Durchsetzungsinitiative stellte Müller als «moderat» in die Kuschelecke: «Wir stellen mit Erstaunen fest, dass die Durchsetzungsinitiative der SVP weicher formuliert ist als die eigentliche Ausschaffungsinitiative.»

Tatsächlich hielt der Nationalrat vorerst an der buchstabengetreuen Umsetzung der Ausschaffungsinitiative fest. Auch Philipp Müller stimmte am 20. März 2014 dem Automatismus ohne Prüfung des Einzelfalls zu – also genau jenem Anliegen, das er jetzt als Anschlag auf den Rechtsstaat verschreit. Als der Ständerat

«Wie lange glauben wir eigentlich noch jeden Unsinn, auch wenn er wissenschaftlich daherkommt?»

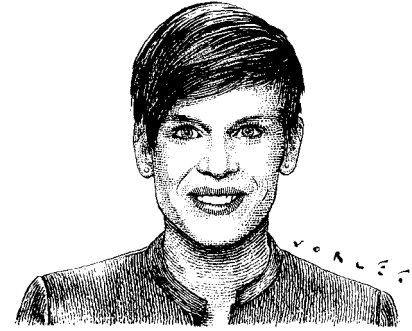
aber eine Härtefallklausel verlangte und die Initiative demnach nicht nach den Vorstellungen der SVP umsetzen wollte, leistete Philipp Müller trotz vorher lauter Töne keinerlei Widerstand. Er enthielt sich der Stimme, wollte also auch nicht jener Härtefallklausel zustimmen, die er jetzt als «sehr eng gefasst» rühmt.

Dies ist eine besonders abenteuerliche Pirouette eines freisinnigen Politikers, der die Anfänge seiner Karriere im Wesentlichen der SVP und seiner Volksinitiative zur Begrenzung des Ausländeranteils auf 18 Prozent verdankt. Mittlerweile in den Nationalrat gewählt, befand es der Quoten- und Prozent-Kämpfer laut NZZ beim Ausländergesetz für «richtig», dass «das Gesetz nicht auf eine durch Quoten oder Prozentanteile gesteuerte Einwanderung setze».

Es gab Zeiten, da empörte sich Müller in der *Aargauer Zeitung* über «das Märchen, wonach die meisten Straftaten von ausländischen Kriminaltouristen verübt würden». Tatsächlich betreffe die Ausländerkriminalität «Niedergelassene, Saisoniers, Kurzaufenthalter, Asylbewerber». Er spottete, dass es «Professoren, Soziologen und sonstige Experten gibt, die uns ganz genau erklären können, dass das Ganze gar nicht so schlimm ist [...] Wie lange glauben wir eigentlich noch jeden Unsinn, auch wenn er wissenschaftlich daherkommt?»

Neuerdings allerdings glaubt Müller den wissenschaftlich daherkommenden Unsinn, dass bei konsequenter Ausschaffung krimineller Ausländer der Untergang des Rechtsstaates bevorstehe. Dabei sagte er doch eben noch zu *20 Minuten*: «Ich gehe doch nicht auf ein Podium und mache mich zum Clown, indem ich sage, es gebe kein Problem mit kriminellen Ausländern.» Jetzt macht sich der Aargauer doch noch zum Clown – durch Winden, Wenden und Wursteln bei der Durchsetzungsinitiative.

Ein Traumtag



Sandra Boner, Wetterwolke.

Sie ist der Sonnenschein am Leutschenbach, die Wetterfee auf dem Meteodach unseres Service-public-Senders. Sie kann nichts für die Launen des Klimas, sie ist nur Überbringerin, auch wenn jetzt wieder das Wehklagen über den katastrophalen Wintertourismus über Berg und Tal erschallt und über das viel zu warme Wetter, das «ichechonnt» über die Landesgrenze. Sandra, 41, zweifache Mutter, legt los in ihrem Jurasüdfuss-Idiom wie Pedro Lenz bei einer Beizenlesung: «Wouchedäcky» (eine Dackelart?), «unger nouw», «Auperuum», «Quewwouche», und es bleibe «viu zmüud» für die Jahreszeit. Was fängt der deutsche Urlaubsgast oder der Ski fahrende Yankee mit dieser Geheimsprache an, die ja zumindest mit Wetterfeen Erfahrung haben? Das erste *weather girl* war Carol Reed auf WCBS-TV im New York des Jahres 1952. Sie verstand nichts von Wolken und Winden, versprühte aber Charme bei jedem Wetter und erfand den Wunsch «en Schööne» für schönen Tag; später gewannen vermehrt studierte kostümierte Wetterfrösche und seriöse Army-Wetteroffiziere die Erklärungshoheit am Bildschirm. Die RTL-Wetterfee Maxi Biewer, eine Schauspielerin, muss seit 1992 nachts um drei Uhr aus den Federn für das «Morgenmagazin». Zurück ins Heidiland Schweiz: Weshalb wird die Wetterlage nicht auf Hochdeutsch vermittelt wie die vorangehende «Tagesschau»? Groses Rätsel. Wir feiern gerade 100 Jahre Dada. Auf der elektronischen Wetterkarte im Hintergrund werden wunderliche Ortsnamen wie Küttigkofen, Räuchlisberg, Umiken, Brüttelen, Promasens, Certara eingeblendet, eher selten hingegen Genf, Lugano, San Murezzan, Zermatt oder Zürich. Sandra sagt das Wetterverslein seit 2002 auf und ist deshalb ein Cervelat-Promi, was auch für einen Wetterfaun fatale Folgen haben kann, siehe Jörg Kachelmann. Aber vielleicht besinnt sie sich auf ihre Mentalkräfte. Als gelernte Ergotherapeutin kann sie Personen mit Wahrnehmungsstörungen therapieren, etwa ihren mundartversessenen Chef «Bocheli» (*Lozärner* Dialekt für Bucheli). Das wäre dann fast «ä Droumdaag» – ein Traumtag. Peter Hartmann

Fixe Prinzipien

Von Beat Gygi — Brüssel kommt Grossbritannien entgegen, ist aber kaum zu Reformen fähig.

Die Führung der EU verspricht dem britischen Regierungschef David Cameron etwas flexiblere Spielregeln für Grossbritannien, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass das Land in der Europäischen Union bleibt. Cameron, der irgendwann die versprochene Volksabstimmung über einen Austritt Grossbritanniens aus der EU durchführen muss, hat kürzlich die Punkte öffentlich dargelegt, bei denen die EU seinem Land entgegenkommen müsste. Die Skizze, die EU-Rats-Präsident Tusk nun als Antwort darauf vorgelegt hat, enthält bei oberflächlicher Betrachtung tatsächlich gut sichtbare Zugeständnisse. Ins Auge sticht etwa das Versprechen, Grossbritannien soll bei Lohn- und Wohnzuschüssen an Zugewanderte eine Art Notbremse ziehen dürfen, sollte die Belastung zu gross werden. Das tönt fast nach Schutzklausel, aber eine wirksame Beschränkung der Zuwanderung ergibt das nicht.

EU-Profis unter Druck

Die EU-Spitze findet, sie sei Cameron wirklich weit entgegengekommen, es gebe aber eine Grenze, und die wäre überschritten, wenn die Grundsätze des europäischen Projekts tangiert würden. Das lässt sich auch anders formulieren: Die EU ist kaum zu Reformen fähig, die den Ansprüchen an eine freiere und flexiblere Ordnung in Europa genügen. Die EU-Elite bleibt offensichtlich gefangen in ihren Vorstellungen von der weiter voranzutreibenden Integration, in ihren Anreizen zum Zentralisieren und Vergemeinschaften und auch in den der Kostenverschleierung dienenden politischen Institutionen. Es ist nicht zu erwarten, dass die Spitzeneuropäer ernsthaft mehr Befugnisse an die Bürger, die Gemeinden, Regionen oder Länder abgeben wollen.

Vielmehr sind die EU-Profis unter Druck, eine immer kompliziertere Koordination der Wirtschafts- und Finanzpolitik, der Sozialwerke, der Arbeitsmärkte und Staatsinvestitionen zu suchen, um die verkorkste Währungsunion irgendwie zusammenzubinden. Die Briten würden wohl am besten fahren, wenn sie sich von solchen Verwicklungen fernhalten und über eine möglichst offene Freihandelszone mit Europa kooperieren und den wirtschaftlichen Austausch pflegen könnten. Das käme auch der Schweiz sehr entgegen, die dann plötzlich ganz neue Zugänge zum europäischen Markt vor sich hätte.

Schönfärberei aus Bern

Von Alex Reichmuth — Letztes Jahr kamen fast 40 000 Asylbewerber in die Schweiz. Auch wenn der Bund die Zahl herunterspielt: Dieser Zustrom ist beunruhigend.

Mario Gattiker wurde in den vergangenen Tagen nicht müde, den Anstieg der Asylzahlen letztes Jahr um satte zwei Drittel herunterzuspielen. Der Direktor des Staatssekretariats für Migration (SEM) wies darauf hin, dass die Schweiz mit 3,0 Prozent einen gegenüber dem Vorjahr geringeren Anteil aller Flüchtlinge, die nach Europa kamen, aufgenommen hat: 2014 waren es noch 3,8 Prozent. Das SEM führt die deutliche Zunahme auf 39 523 Gesuche zudem vor allem auf den Sy-



Vordergründige Beschwichtigungen: Gattiker.

rienkonflikt zurück. Die Beschwichtigungen sind allerdings vordergründig. In Wahrheit sind die Entwicklungen, was die illegale Migration anbelangt, beunruhigend.

Zum einen ist der gesunkene Anteil der Schweiz nur darauf zurückzuführen, dass der mächtige Migrationsstrom nach Europa einige Staaten noch stärker betroffen hat. Verglichen mit der Bevölkerungszahl, liegt die Schweiz «nur» noch an siebter Stelle, was die Aufnahme von Asylanten angeht. Allerdings haben alle sechs Staaten, die nun in dieser Statistik vor / unserem Land liegen, entweder rigide Massnahmen zur Abwehr weiterer Migranten getroffen (Ungarn, Schweden, Norwegen, Finnland) oder solche zumindest angekündigt: Österreich spricht von Obergrenzen und will Zehntausende Asylanten ausschaffen. Deutschland setzt den Familiennachzug für Flüchtlinge für Jahre aus. Von daher ist die Schweiz das am stärksten vom Asylproblem betroffene Land, das weiterhin auf Notmassnahmen verzichtet.

Nur zwölf Prozent Syrer

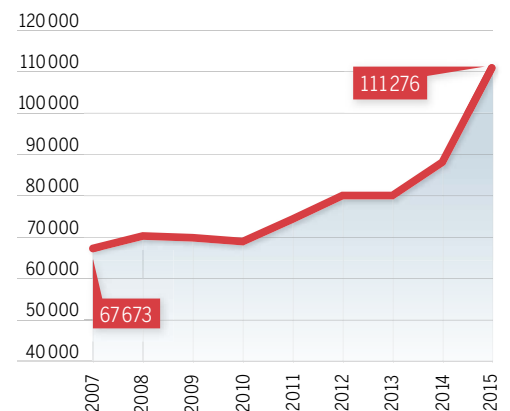
Zum anderen treibt der Syrienkrieg zwar tatsächlich viele Menschen in die Flucht. Für das Asylproblem der Schweiz ist er aber von untergeordneter Bedeutung: Nur zwölf Prozent aller Asylsuchenden 2015 kamen aus Syrien. Einen viel grösseren Anteil daran wies Eritrea

mit über 25 Prozent der Gesuche (9966 Asylansträge, plus 44 Prozent) auf. Egal, wie die Menschenrechtslage in Eritrea ist: Wer ganze Kontinente durchwandert, um am Ende genau in der Schweiz anzukommen, kann kaum als Flüchtling im Sinne der Genfer Konvention gelten. Das Gleiche gilt für die Afghanen, die gegen Ende 2015 in immer grösserer Zahl eintrafen: 7831 afghanische Asylgesuche verzeichnete der Bund schliesslich (Anteil: 20 Prozent). Auch aus weitentfernten Ländern wie Sri Lanka, Somalia, Gambia, dem Iran, aus Äthiopien oder China kamen 2015 viel mehr Asylbewerber als zuvor. Wer nicht sieht, dass für Migranten aus solchen Ländern die Suche nach einem besseren Leben zentral ist, muss blind sein.

Unbequem ist die Asylsituation weiterhin, weil es nur geringfügige Verschiebungen der Migrationsströme braucht, bis auch in der Schweiz Hunderttausende Menschen Einlass oder zumindest Durchlass fordern. Sollten Staaten wie Serbien oder Mazedonien die Grenzen schliessen, wird aus der «Balkanroute» rasch eine «Italien-Schweiz-Route».

Beunruhigend ist die Lage auch, wenn man die finanziellen Spätfolgen des immer grösseren Asylanstuzstroms bedenkt. Letztes Jahr ist die Zahl aller «Personen aus dem Asylbereich» sprunghaft auf über 111 000 gestiegen. Es handelt sich dabei um alle Asylsuchenden, anerkannten Flüchtlinge, vorläufig Aufgenommenen und ausreisepflichtigen Asylanten (die aber oft bleiben) im Land. Gegenüber 2007 beträgt die Zunahme sogar fast zwei Drittel. Angesichts der überaus hohen Sozialhilfequote dieser Bevölkerungsgruppen kommen auf die Steuerzahler wohl Milliardenbelastungen zu.

Total Personen aus dem Asylbereich



QUELLE: STAATSEKRETARIAT FÜR MIGRATION (SEM)

Sprunghafte Zunahme 2015.

Ist die schwanger oder nur fertig?

Von *Claudia Schumacher* — Die Firma Mattel bringt eine dickliche Barbie auf den Markt. Schlecht gekleidet, Bauchfett: Potzblitz, da hat sich aber eine verändert.



Für Neider mit Problemzonen: XL-Barbie.

Ach, Barbie. Nein, du hast es nicht leicht gehabt im Leben. Früher dachten wir, du seist geistig arm. Nur, weil du der Prototyp des hübschen Modepüppchens warst. So sind wir Menschen: Sieht eine gut aus, hoffen wir, dass sie wenigstens dumm ist. Gefallsüchtig! Oberflächlich! Was für eine Ziege. So eine ist doch kein Vorbild für Kinder.

Für Barbie – auch weil sie ja in erster Linie als Kinderspielzeug ihr Geld verdient – natürlich keine unproblematische Bewertung. Womöglich hat sie stärker gelitten, als es das perfekte, immer liebe Lächeln verriet. Wenigstens ihr Management half. Die Spielzeughersteller von Mattel wurden nicht müde, Barbies innere Werte zu betonen. Sie finanzierten ihr auch zahlreiche Weiterbildungen.

Chirurgin, Pilotin, Astronautin. Auch als Feuerwehrfrau hat Barbie gearbeitet. Seit sie vor 57 Jahren in Blond und Brünett, mit Pferdeschwanz und gelocktem Pony leichtfüssig unsere Warenwelt betrat, hat sie über 180 Berufe ausgeübt. Eigentlich kann man nur sagen: «Wow, Barbie. Du gut gepflegter, alter Tausendsassa!»

Doch Feministinnen ticken offenbar anders. Eine mit so langen Beinen, die auch noch permanent über sich selbst hinauswächst? Das ist ja furchtbar! Ungeachtet ihrer hundert Dokortitel, glotzten sie Barbie einfach weiter auf

den Busen und die Wespentaille und verdammten sie auch noch dafür. Schliesslich kamen die Mütter zum Nachtreten. Warum Barbie so viel hübscher aussehe als Mama, fragten kleine Töchter. Heerscharen gekränkter Mütter konnten nicht aufhören, an Mattel zu schreiben wie Petzen in der Schule. Barbie würde die Kinder mit falschen Körpervorstellungen verderben.

Weniger hübsch, dafür ungesund

Und jetzt? Schaut euch Barbie an. Dick ist sie geworden. Dick wie die eigentlichen Doofen des Trauerspiels: wir, die «Kritiker», die nicht mehr waren als Neider mit Problemzonen und wenig Toleranz für Bessergestaltete. Barbie kleidet sich jetzt sogar wie wir. Schlechter.

Dabei war Barbie vollkommen o.k.! Schön und schlank? Niemand, der bei Trost ist, kann dagegen etwas sagen. Zu ihrem neuen, sichtlichen Bauchfett hingegen fällt jedem Arzt dasselbe ein: nicht gut, gefährliches hormonaktives Fett. Herzinfarkt, Bluthochdruck, Schlaganfall, Diabetes und Arteriosklerose treffen Bauchspeckige häufiger.

In eine Zeit, die zunehmend dicke Kinder hervorbringt, passt die neue Barbie leider prima. Ein Vorbild ist aber jemand, der besser ist als andere. Jemand, an dem man sich nach vorn orientiert. Jemand wie die alte Barbie.

Glasnost!

Von *Alex Baur* — Die Kritik an der Kesb im Fall Flaach war falsch. Dagegen hilft nur Transparenz.

«Der Fall ist eine Lehre für alle», erklärte die Zürcher Justizdirektorin Jacqueline Fehr (SP) nach dem Abschluss der Untersuchungen zur Kindstötung von Flaach. Fehr räumte zwar Mängel bei der Kinderschutzbehörde ein, doch ihre Message galt vor allem jenen, welche die Tragödie für einen Angriff auf die Institution Kesb genutzt hatten. Nicht die Behörde, sondern die Mutter hat die zwei Kinder umgebracht – und damit auf fatale Art bewiesen, dass die Kesb zu Recht interveniert hatte.

Wie gefährlich diese Mutter für ihre eigenen Kinder war, wurde zwar verkannt. Man darf das niemandem zum Vorwurf machen, weder den Grosseltern, die mit der Täterin in engem Kontakt standen, noch der Kesb. Die Mutter, die sich später in der U-Haft selber das Leben nahm, zeigte sich auch nach der Bluttat uneinsichtig. Sie zur Raison zu bringen, war offenbar von Anfang an aussichtslos. Es wäre nicht sinnvoll und wohl auch gar nicht möglich, den Kinderschutz auf eine so seltene und bestenfalls für einen spezialisierten Forensiker erkennbare Extremgefährdung zu fokussieren. Sonst müsste man just das tun, was niemand will: im Zweifel den Eltern die Kinder wegnehmen und jeden Kontakt unterbinden.

Eine saubere Abklärung und eine transparente Information war das Einzige, was man in diesem Fall noch tun konnte. Dabei ist vor allem die Rolle des Gerichtspsychiaters Frank Urbaniok zu würdigen. Dem auf Gefährlichkeitsprognosen spezialisierten, international anerkannten Forensiker ist es gelungen, die Scheinwelt, in der sich die Täterin heillos eingebunkert hatte, aber auch ihre Persönlichkeitsdefizite auf plastische und selbst für Laien nachvollziehbare Weise offenzulegen. Urbaniok ging dabei an die Grenzen von Amtsgeheimnis und Persönlichkeitsschutz.

Aus den Katakomben der Zürcher Advokaten- und Psychiatrieszene ist deshalb ein dumpfes Grollen zu vernehmen. Vor allem linke Dogmatiker haben Urbaniok schon lange im Visier. Sie werfen ihm eine zu harte Linie gegen Gewalttäter vor, drohen mit Klagen und versuchen, den Forensiker mit juristischen Mitteln mundtot zu machen. Man kann nur hoffen, dass sich Urbaniok von den ewiggestrigen Apparatschiks nicht kleinkriegen lässt. Denn auf das tiefe Misstrauen gegen die Behörden, das im Fall Flaach explosionsartig zum Ausbruch kam, gibt es nur eine Antwort: Glasnost, schonungslose Transparenz. Fehr und Urbaniok haben gezeigt, dass es geht.

Nachruf



Ansteckende Euphorie: Spitzenkoch Violier.

Benoît Violier (1971–2016) — Die Nachricht vom offenbar selbstgewählten Ende eines der besten Köche der Schweiz oder gar der Welt erschütterte am Sonntagabend nicht nur die Welt der Feinschmecker. Violier fiel auf durch filigrane, handwerklich hochstehende und radikal auf das Wesentliche reduzierte Gerichte. Andererseits war der leidenschaftliche Jäger, der soeben eine ambitionöse Küchenzyklopädie über europäisches Wildfedervieh veröffentlicht hat, auch ein überaus herzlicher Gastgeber. Ansteckende Euphorie strahlte er aus, wenn er von seinen über zwanzig Cuisiniers schwärmte, von den Wettbewerben, an denen seine Leute teilgenommen hatten – die sie allesamt gewannen. Violier, so schien es, liebte seine Arbeit, den Umgang mit den Rohstoffen, von denen nur die besten gut genug waren, um Teil eines Gerichts im «Hôtel de Ville» in Crissier zu werden. Der französisch-schweizerische Doppelbürger hatte in dem kleinen Ort bei Lausanne ein geschichtsträchtiges Restaurant übernommen, als Nachfolger von Frédy Girardet und Philippe Rochat, der 2015 nach einem Schwächeanfall auf dem Rennvelo starb. Violier schien voller Zuversicht, hielt nicht nur problemlos die Höchstnoten im «Guide Michelin» und «Gault Millau», sondern wurde vor kurzem auf einer von Algorithmen errechneten Liste der tausend besten Restaurants der Welt auf den ersten Platz katapultiert. Benoît Violier bleibt in Erinnerung als Meister des vergänglichen Vergnügens, das einen zum Beispiel in Form von Kardonnen und Périgord-Trüffeln erreichte. *David Schnapp*



Traumverloren: Regisseur Rivette.

Jacques Rivette (1928–2016) — In den dunklen Höhlen verschlissener Kino-Etablissements fand er, gemeinsam mit Jean-Luc Godard, Eric Rohmer und François Truffaut, seinen Lebenssinn. Filme waren sein Elixier, und es waren viele darunter, die er sich gleich mehrere Male hintereinander einverleibte, wie etwa «Le carrosse d'or» von Jean Renoir. Er wurde dessen Regieassistent. Als Kritiker und zeitweiser Chefredaktor der legendären *Cahiers du cinéma* bildete er gemeinsam mit seinen *copains* Rohmer, Truffaut, Godard die «Viererbande», die Kerntruppe, die die Nouvelle Vague auslöste. Rivette war der radikalste und zugleich traumverlorenste von ihnen.

Schon mit seinem Debüt «Paris nous appartient» (1958), einem wilden Spiel über Mysterien in Paris, demonstrierte er, worum es ihm ging: an den Menschen zu bleiben, ihren Träumen und Sehnsüchten (ganz besonders in «La Religieuse», nach Diderot). Der Balzac-Liebhaber schuf mit «La belle noiseuse», nach Balzacs «Unbekanntem Meisterwerk», seinen imposantesten und mit Sicherheit auch kommerziellsten Film (1991 erhielt er dafür die Goldene Palme). Es geht um einen Maler und seine Gestalt-Vorstellung mittels eines Modells. Nie sieht man das Bild, immer nur die Annäherung. Das ist extrem spannend – wie sich der Künstler dem Objekt seiner begehrtlichen Vorstellung nähert. Rivettes Wagemut war legendär. «Out 1» ist ein 12-Stunden-Opus nach Balzacs «Geschichte der Dreizehn». In den letzten Jahren wurde es still um ihn. Er litt an Alzheimer. *Wolfram Knorr*

Personenkontrolle

Hauser-Süess, Widmer-Schlumpf, Leuthard, Hanimann, Elmer, Lei, Hildebrand, Hochuli, Aeschi, Feri, Blumer, Bucheli, Casanova, Lauber, Razak, Tettamanti, Varoufakis, Burke

Brigitte Hauser-Süess, 62, frühere CVP-Frauen-Präsidentin und jahrelanges Verlautbarungsorgan der früheren Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP), hat nach dem Rücktritt ihrer Chefin noch nicht genug. Dem *Walliser Boten* vertraute die Oberwalliserin mit Luzerner Wurzeln im Januar an, sie wolle sich noch irgendwo einbringen. In Frage kommt dafür wohl nur ein Job bei CVP-Bundesrätin **Doris Leuthard**. Man kennt sich seit Jahren, wohnt in Bern fast Tür an Tür, und Leuthard käme ein bisschen Support bei den anstehenden Abstimmungen («Milchkuh-Initiative») wohl auch gelegen. Ihre PR-Abteilung machte vor Urnengängen nicht immer die beste Falle. (*hmo*)

Carlos Hanimann, Journalist der linken *Wochezeitung*, macht derzeit von sich reden. Demnächst erscheint sein Buch «Elmer schert aus. Ein wahrer Krimi» über den Bankgeheimnisverletzer **Rudolf Elmer**. Kürzlich wurde Hanimann vom Zürcher Bezirksgericht freigesprochen: Er hatte einen Tweet weitergeleitet, der den SVP-Politiker und Anwalt **Hermann Lei**, der durch die Affäre um Ex-Nationalbank-Präsident **Philipp Hildebrand** national bekannt geworden war, in Anspielung auf Adolf Hitler als «Döfl» beschimpft. Wahr ist allerdings, dass Hanimann selbst eine kriminelle Vergangenheit hat. Er ist vorbestraft: 2007 verurteilte ihn das Bezirksamt Aarau wegen Vergehen gegen das Bundesgesetz über explosionsgefährliche Stoffe. (*gut*)

Wie ist die Menschenrechtslage in Eritrea? Kann man es verantworten, Eritreer in ihr Heimatland zurückzuschaffen, wie dies beispielsweise Grossbritannien tut? Diese Fragen treiben die Asylpolitik um, seit sich die Schweiz innerhalb Europas zu einem wichtigen Magneten für Emigranten aus dem ostafrikanischen Land entwickelt hat, das bei NGOs und in vielen Medien als afrikanische Version Nordkoreas gilt. Allein im letzten Jahr haben fast 10 000 Personen aus Eritrea in der Schweiz einen Asylantrag gestellt. Etliche Volksvertreter möchten sich jetzt vor Ort ein Bild machen. In den nächsten Wochen reisen beispielsweise die Aargauer Regierungsrätin **Susanne Hochuli** (Grüne) sowie die Parlamentarier **Thomas Aeschi** (SVP) und **Yvonne Feri** (SP) in die Hauptstadt Asmara.

Man wartet gespannt, mit welchen Eindrücken sie zurückkehren. (fsc)

Es gibt kaum eifrigere Propheten des Klimawandels als die Meteorologen am Schweizer Radio und Fernsehen. Doch jetzt musste sich **Felix Blumer** gegen den Verdacht wehren, ein Ketzer zu sein. Er sagte angesichts des frühlinghaften Wetters an Weihnachten in seinem Freistil am Radio: «Und jetzt für alle, die sagen: «Das hat es noch nie gegeben», und «Klimaveränderung» und «Das ist wahnsinnig» und überhaupt, da muss ich sagen: «Stopp – stopp – stopp», also das hat höchstens mit unserem Kurzzeitgedächtnis zu tun.» Dann nannte der Meteorologe Daten zum Beweis, dass der 24. Dezember häufig «alles andere als winterlich» war. Ein Hörer warf ihm deshalb in einer Beschwerde die «falsche Darstellung der Faktenlage zum Klimawandel» vor. In einer langen Stellungnahme legte Redaktionsleiter **Thomas Bucheli** dar, «Weihnachtstauwetter» sei, weil schon in früheren Zeiten oft beobachtet, in der Meteorologie ein anerkannter Begriff wie «Schafskälte» oder «Hundstage». Und so wies Ombudsmann **Achille Casanova** die Beschwerde ab, weil «insgesamt über das eigentliche Thema – das Wetter am 24. Dezember – das Publikum in der Lage war, sich eine eigene Meinung zu bilden». (sär)

Die Verlautbarungen von Bundesanwalt **Michael Lauber** lösen eine Staatskrise in Malaysia aus. Seine Behörde ist nämlich zu dem dringenden Verdacht gelangt, dass die Verantwortungsträger eines malaysischen Staatsfonds Milliarden veruntreut haben. Die Bundesanwaltschaft kommuniziert diesen Verdacht aktiv über die Medien, was malaysische Spitzenpolitiker bis hin zu Präsident **Nadschib Razak** in Erklärungsnot bringt. Wie die *Neue Zürcher Zeitung* gross vermeldete, hat Laubers Bundesanwaltschaft jüngst den malaysischen Justizbehörden



Griechische Beweglichkeit: Tettamanti (l.), Varoufakis.

die Zusicherung der gegenseitigen Rechtshilfe in dem Fall abgerungen. Dies nach langem Hin und Her und gegen deren erbitterten anfänglichen Widerstand. Dass ein Schweizer Bundesanwalt den amtierenden Präsidenten eines fernen Landes, das nicht unbedingt für die Qualität seiner rechtsstaatlichen Strukturen berühmt ist, vor sich hertreibt, ist ein Novum. Diese Form von Sendungsbewusstsein war bislang eher mit dem Namen des berühmten spanischen Untersuchungsrichters Baltasar Garzón verknüpft. (fsc)

Niemand soll sagen, dass die sogenannte rechte Intelligenz davor zurückschreckt, sich mit dem ideologischen Erbfeind auszutauschen. Letzte Woche traf auf Einladung des erzliberalen



«Stopp – stopp – stopp»: Meteorologe Blumer.



Ein wahrer Krimi: Journalist Hanimann.

Schweizer Financiers **Tito Tettamanti** der ultralinke frühere griechische Finanzminister **Yanis Varoufakis** in Lugano ein. Tettamanti hatte eine Reihe von Freunden in seine wunderschöne Villa über dem See eingeladen, um mit Varoufakis die Weltlage aus politisch spiegelverkehrter Sicht zu erörtern. Man staunte allseits über die Gemeinsamkeiten. Varoufakis outete sich als Freund der Schweiz und der direkten Demokratie, ausserdem betonte er seine geistige Nähe zum konservativen irischen Schriftsteller und Politiker **Edmund Burke**. Bei so viel griechischer Beweglichkeit wurde es den Schweizern fast schwindlig. Varoufakis bleibt in Erinnerung als faszinierender Charismatiker mit flüssigem Kern. (RK)

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die ISDN Umstellung auf VoIP.

Jörg Bottlang
Senior Key Account
Manager



Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal, ob Sie Fragen zur bevorstehenden Abschaltung der analogen Telefonie, Internetversicherungen oder zum Betrieb Ihres Netzwerks haben – wir liefern die Antworten.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.
Jörg Bottlang | Tel. 044 577 77 99 | upc-cablecom.biz
Corporate Network · Internet · Phone · TV



upc cablecom
business

Die Legende von Geld und Geist

Von Philipp Gut und Peter Keller und Morten Morland (Illustration) — Die Absicht von Bund und Kantonen, das Ausgabenwachstum im Bildungsbereich etwas zu drosseln, hat zu lautstarken Protesten geführt. Mehr Geld bedeutet nicht automatisch mehr Bildung. Sparpotenzial besteht durchaus.

Es hagelt Proteste und Manifeste. Die Ankündigung von Bund und Kantonen, in Zeiten knapper Budgets auch bei der Bildung zu sparen, provoziert Widerstand. In Zürich etwa, dem grössten Schweizer Kanton, will der Regierungsrat ab nächstem Jahr insgesamt 600 bis 700 Millionen Franken sparen – sonst täte sich bis 2019 ein Loch von 1,8 Milliarden Franken auf. Auch die Bildungsdirektion soll dazu einen Beitrag leisten wie alle Departemente. Doch davon wollen Lehrer und Professoren, einschlägige Berufsverbände und Sympathisanten aus breiten Gesellschaftskreisen nichts wissen.

Mitte Januar fanden im ganzen Kanton Demonstrationen statt. Und im «Zürcher Manifest für die Bildung» schlugen teilweise prominente Unterzeichner wie Uni-Rektor Michael Hengartner oder Beat Zemp, Zentralpräsident des Schweizer Lehrerverbands, Alarm: «Bildung ist unsere wertvollste Ressource. Sie legt die Basis für ein funktionierendes Gemeinwesen, für Arbeit, Innovation, Forschung und Wohlstand.» Diese Errungenschaften seien in Gefahr: Mit seinen Sparbemühungen entziehe der Kanton «der heutigen und künftigen Jugend die Chance auf bestmögliche Ausbildung und seinem Forschungs- und Wirtschaftsstandort den Nachwuchs». Lehrerchef Zemp doppelt nach: «Wer heute bei der Bildung abbaut, nimmt in Kauf, dass es morgen bergab geht.»

Dieses eher düstere Szenario will sich die Bildungslobby nicht durch Argumente aufhellen lassen: «Statt Debatten über Spielräume beim Sparen braucht es jetzt ein mutiges Bekenntnis zur Bildung und zu ihren Institutionen.» Dass sich ausgerechnet die Vertreter der öffentlichen und öffentlich finanzierten Bildung der Diskussion verweigern wollen, erstaunt allerdings. Sie spekulieren offenbar auf ein Grund-Wohlwollen dem Bildungssektor gegenüber – und darauf, dass sie kaum je ernsthaft begründen müssen, wozu sie das Geld einsetzen.

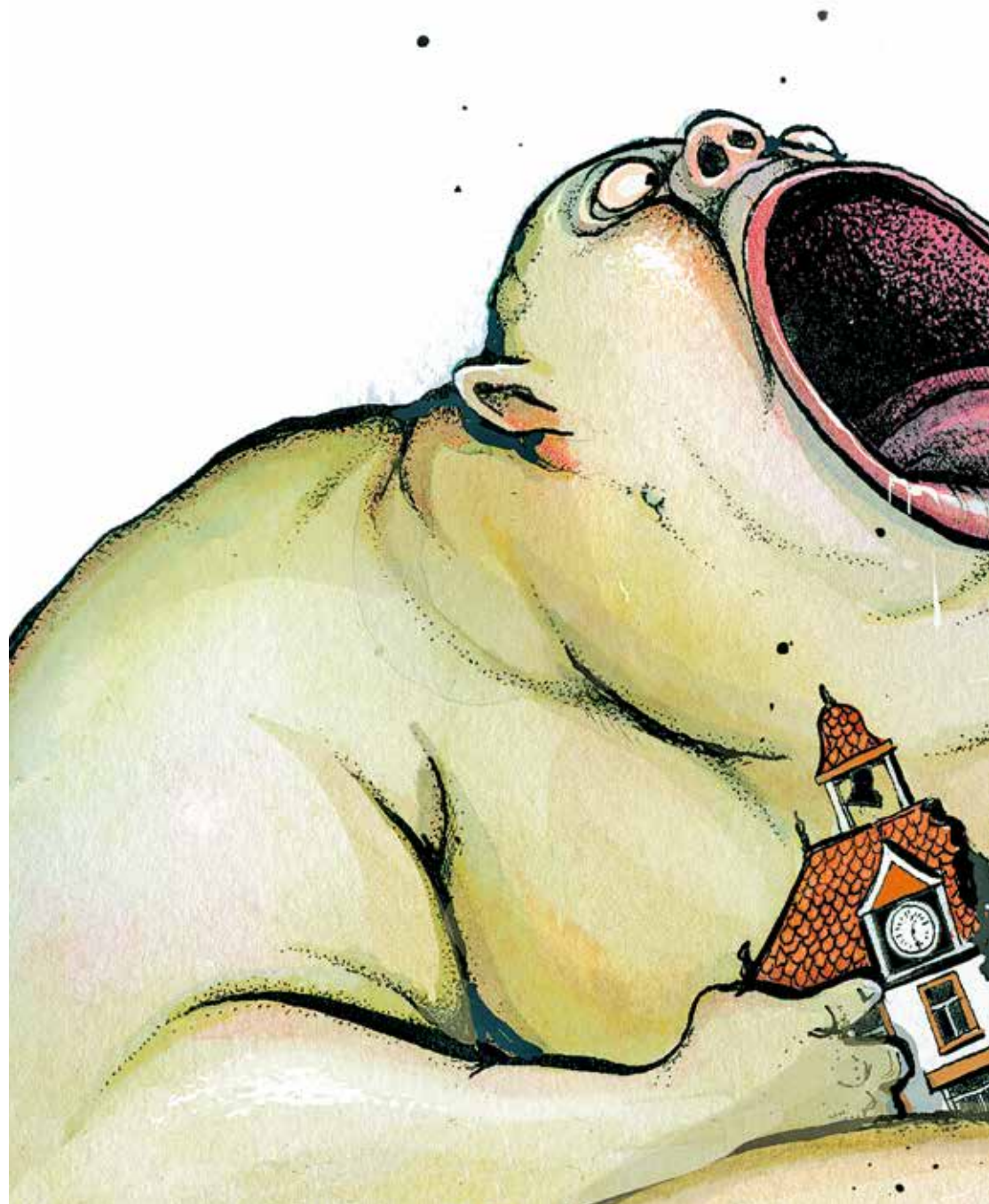
Neue heilige Kuh

Geht es um Bildungsausgaben, herrscht eine Art ökonomische Blindheit. Jeder für Bildung ausgegebene Franken gilt als gut ausgegebener Franken. Sparen hingegen erscheint als Sakrileg, ja als Ding der Unmöglichkeit. «Wer bei der Bildung spart, spart nicht», heisst es beim Zürcher Lehrerverband. Als ob es im Bildungsbereich – wie auf jedem Gebiet staat-

licher Tätigkeit – nicht auch Ressourcenknappheit, Fehlinvestitionen und Verschwendung gäbe. Die Bildung ist die neue heilige Kuh.

Differenziertere Einsichten vermittelt Stefan Wolter, Professor für Bildungsökonomie an der Universität Bern und Direktor der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bil-

dungsforschung. Zwar sei die Bildungsqualität zentral für das Wachstum von Ländern, so Wolter. Aber die bildungsökonomische Forschung habe eben auch gezeigt, dass es keinen Zusammenhang zwischen Bildungsausgaben und Bildungsqualität gebe. In empirischen Vergleichsstudien konnten Wolter und sein Team nachweisen, dass Kantone, die bis zu



Der Moloch Bildung frisst seine eigenen Kinder.

fünfzig Prozent mehr für Bildung ausgeben als andere, schlechtere Leistungen erzielen. Mit anderen Worten: Die These, dass mehr Geld mehr Geist bedeute, ist wissenschaftlich nicht haltbar. Ebenso falsch sei die Annahme, Sparen heisse automatisch weniger Bildung.

Diese «eindeutigen Erkenntnisse der Bildungsökonomie» (Wolter) widersprechen den eingangs zitierten Stimmen, die einen solchen

ursächlichen Zusammenhang behaupten. Nichts als politische Propaganda ist deshalb auch das riesige Transparent, das an der ehemaligen Schule für Gestaltung am Zürcher Limmatquai hängt: «Sparen bei der Bildung ist Schwachsinn und führt zu Schwachsinn.»

Das wirkliche Problem des Bildungswesens sei nicht das Geld, sondern die verbreitete Ineffizienz, sagt Professor Wolter. Das System

werde ausschliesslich durch Inputs, nicht durch Outputs gesteuert. Etwas rustikaler ausgedrückt: Wir giessen oben Geld hinein, ohne zu schauen, was unten herauskommt.

Ausgaben verdoppelt

Tatsächlich ist in jüngerer Vergangenheit massiv in die Bildung investiert worden. Seit 1990 haben sich die Ausgaben mehr als verdoppelt: von 16,6 auf 35,4 Milliarden Franken (2013). Dass in der Bildung gespart würde, ist ein politischer Mythos – oder zeugt von mangelhaften mathematischen Kenntnissen. Bei den kantonalen Sparprogrammen in der Höhe von 535 Millionen bis 2018, von denen der *Tages-Anzeiger* berichtet, handelt es sich höchstens um eine Wachstumsbremse: Man will weniger ausgeben als geplant. Effektiv gespart bei der Bildung wird deswegen noch lange nicht.

Wie die Abbildung der indexierten Entwicklung 1990–2013 (siehe S. 16) zeigt, haben sich die Bildungsausgaben von den öffentlichen Gesamtausgaben entkoppelt. Zwischen 2000 und 2007 lief das Kostenwachstum noch parallel, ab 2008 erfolgte jedoch ein regelrechter Wachs-

Wir giessen oben Geld hinein, ohne zu schauen, was unten herauskommt.

tumssprung: Die Ausgaben für die Bildung stiegen ungefähr doppelt so schnell an wie diejenigen der öffentlichen Ausgaben insgesamt. Wenn nun der Anstieg gedämpft wird, hat das nichts mit bildungsfeindlicher Sparpolitik zu tun, denn im Vergleich zu anderen Bereichen haben die Schulen und Universitäten in den letzten Jahren überdurchschnittlich profitiert. Hier sind Korrekturen unumgänglich. Die staatlichen Ausgaben sind auf Dauer so nicht mehr finanzierbar, das zeigt der Vergleich mit der roten Kurve (siehe S. 16): Das Bruttoinlandprodukt (BIP) der Schweiz humpelt den öffentlichen Ausgaben hinterher. Der Staat wächst also schneller als die Volkswirtschaft.

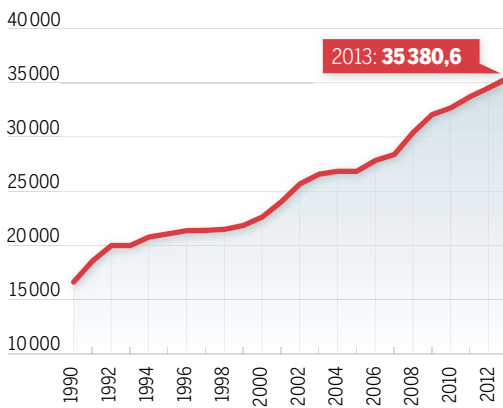
Ein Vergleich der verschiedenen Bereiche zeigt, dass die Ausgaben im Bildungswesen sehr unterschiedlich ausfallen. Die obligatorische Schule (Schulpflicht bis zum neunten Schuljahr) kostete im Jahr 2000 gesamthaft 10,837 Milliarden Franken, 2013 waren es 15,443 Milliarden. Das macht ein Plus von 42,5 Prozent. Im gleichen Zeitraum verdoppeln sich die Ausgaben für den Bereich Sonderschulen: von 912,4 Millionen Franken auf 1893,2 Millionen (plus 107,5 Prozent). Auch die Hochschulen bekommen wesentlich mehr öffentliche Gelder: Sie weisen einen Zuwachs von über 3 Milliarden aus (plus 65,2 Prozent) – auf 7,626 Milliarden.

Das Gejammer der Universitäts- und ETH-Rektoren lässt sich also kaum rechtferti-



Öffentliche Bildungsausgaben Schweiz

1990–2013, Nominalwerte (in Millionen Franken)



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

Reformeifer ist Kostentreiber Nummer eins.

gen, zumal der Bereich Forschung und Entwicklung regelrecht vergoldet wurde: Er stieg von 722,8 Millionen (2000) auf 3658,7 Millionen (2013), was einem Plus von 406,2 Prozent entspricht. Dass die Leistungen der Hochschulen im gleichen Zeitraum ebenfalls viermal besser wurden, darf bezweifelt werden. Bei den Pisa-Studien schneidet die Schweiz zwar gut ab, aber die Spitzenplätze bleiben anderen, vornehmlich asiatischen Staaten vorbehalten – obschon kein anderes Land pro Kopf mehr Geld für die Bildung ausgibt als die Eidgenossenschaft (siehe oben, Tabelle: «Vergleich öffentliche Bildungsausgaben»).

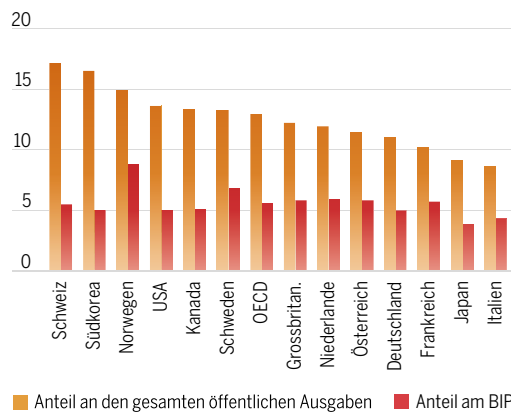
Finanzieller Bildungsgraben

Diese Zahlen sind umso bemerkenswerter, wenn sie mit dem Bereich Berufsbildung verglichen werden. Hier fiel das Wachstum merklich tiefer aus. Die Ausgaben für die berufliche Grundbildung wuchsen seit 2000 um 22,2 Prozent auf total 3518,3 Millionen, diejenigen für die höhere Berufsbildung um lediglich 10,9 Millionen auf 349,9 Millionen (plus 3,1 Prozent). Dieser finanzielle Bildungsgraben ist aus zwei Gründen aufschlussreich. Dass die Kosten insgesamt relativ moderat blieben, hat damit zu tun, dass die Berufsverbände die Ausbildung mitorganisieren und mitfinanzieren. Die positive Nähe zur Berufswelt zeigt sich auch darin, dass der kostentreibende Reformeifer, wie ihn die obligatorische Schule erlebt, mehr oder weniger aussen vor geblieben ist.

Rund zwei Drittel der jungen Leute in der Schweiz beginnen nach ihrer obligatorischen Schulzeit eine berufliche Grundbildung. Ein Erfolgsmodell. Das duale Berufsbildungssystem (Mittelschule/Hochschule und Weg über die berufliche Ausbildung) ist die Stütze des schweizerischen Jobwunders und der vergleichsweise tiefen Jugendarbeitslosigkeit. Politiker aller Parteien werden nicht müde, die Vorzüge vor allem der praxisorientierten Berufsbildung hervorzuheben. Das war aller-

Vergleich öffentliche Bildungsausgaben

Diverse Länder, 2011, in Prozent



QUELLE: «PANORAMA», BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

dings nicht immer so. Bis vor zehn, fünfzehn Jahren war es Mode, im Verbund mit der OECD die vergleichsweise tiefe Maturitätsquote zu kritisieren. Grundtenor: Die Schweiz verpasse den Anschluss an die komplexen Anforderungen der modernen Berufswelt. Tatsächlich aber bilden die gutausgebildeten Berufsleute nach wie vor das Fundament des auch international erfolgreichen Werkplatzes – bei vergleichsweise tief gebliebenen Kosten.

Ein genauerer Blick auf die unterschiedlichen Ausgabenfelder zeigt, dass es auch innerhalb der obligatorischen Bildung grosse Unterschiede beim Wachstum gibt. So sind die Löhne für die Lehrpersonen in den letzten zwei Jahrzehnten prozentual weniger stark gewachsen als das Total der Bildungsausga-

Es wird viel Geld für unsinnige Projekte ausgegeben, die gar nicht den Schülern zukommen.

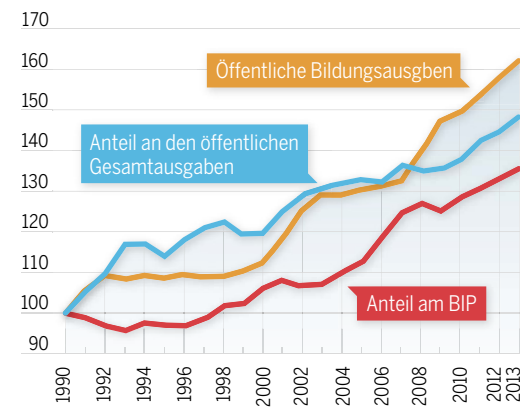
ben. Überdurchschnittlich zugenommen haben hingegen die Sachausgaben sowie die Löhne für das «übrige Personal» – Letztere um mehr als fünfzig Prozentpunkte gegenüber den Lehrerlöhnen. Vor allem die Bildungsbürokratie und das die Schulen umgebende Zusatzgewerbe – Berater, Therapeuten, Sonderpädagogen et cetera – sind für die gestiegenen Bildungskosten verantwortlich.

Wildwuchs bei den Spezialisten

Der Reformeifer ist der Kostentreiber Nummer eins. An vorderster Stelle ist das integrative Schulmodell zu nennen, das vom behinderten, lernschwachen, fremdsprachigen bis zum verhaltensauffälligen Kind mit oder ohne Migrationshintergrund alle in eine Regelklasse packen will. Für die Schulen heisst das mehr Betreuung und zusätzliche Lehrpersonen wie Schulsozialarbeiter, Psychologen, Heilpädagogen. Letztere verdienen etwa gleich viel wie eine Sekundarlehrperson, auch wenn sie

Öffentliche Bildungsausgaben, 1990–2013

Indexierte Entwicklung zu konstanten Preisen, 1990 = 100



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

in der Primarschule eingesetzt werden. Obwohl mit dem integrativen Schulmodell viele Kinder, die vorher in einer Sonderschuleinrichtung betreut wurden, neu in der Regelklasse «integriert» werden, sind die Kosten nicht gesunken. Im Gegenteil: Sie haben sich seit dem Jahr 2000 von 912,2 auf 1748,9 Millionen Franken (2013) verdoppelt.

An der Lehrerbasis sieht man den Personalwildwuchs durchaus kritisch, es gebe zu viele Spezialisten (schulpsychologischer Dienst, schulische Heilpädagogen, Fachlehrpersonen, Lehrkräfte für Deutsch als Zweitsprache), die sich oft gegenseitig Arbeit verschafften. «Wenn man vor allem bei den Kleineren mehr Zeit hätte und als Klassenlehrperson eine Beziehung zu den Schülern aufbauen könnte, würden gewisse Probleme und Schwächen abgedeckt, statt dass sie nachher an die diversen Spezialisten ausgelagert werden müssten», so ein langjähriger Lehrer.

Aber auch sonst würden Hochschulpädagogen und Bildungsbürokraten, die selber gar nicht unterrichten, aber in den Ämtern, an den pädagogischen Hochschulen oder in der Schulleitung ihre Ideen ausbrüten, für unnötigen Aufwand sorgen: millionenteure, aber wenig praxistaugliche Lehrpläne wie der Lehrplan 21, ständig wechselnde Lehrmittel (die «alten» müssen entsorgt werden) samt aufwendigen Einführungen, aufgebauschte Schulleitungsmodelle (früher gab es ein Sekretariat), teure externe Evaluationen zur Qualitätssicherung, die Anschaffung kurzlebiger elektronischer Hilfsmittel (Beamer, Presenter, PC-Netzwerke, elektronische Wandtafeln), die bald schon überholt sind oder gar nicht den Mehrwert bringen, der ihre Anschaffung rechtfertigte, oder übertrieben aufwendige Schulprojekte mit externen Fachpersonen (zum Beispiel Schultheater).

Ein wesentlicher Teil der Ressourcen wird so der eigentlichen Bildung und Ausbildung entzogen. Der Moloch Bildung frisst seine eigenen Kinder. Lehrer an der Basis klagen

seit längerem darüber, sie hätten für das eigentliche Kerngeschäft – das Unterrichten – immer weniger Zeit. Der Verwaltungs- und Koordinationsaufwand wachse: durch ständig neue und teilweise zweifelhafte Reformen, Sitzungen, Evaluationen, Teamanlässe, Organisationsfragen.

Zu Buche schlagen auch diverse Schulversuche, wie sich am Beispiel des Kantons Bern zeigen lässt. In den letzten Jahren wurden dort 600 000 Franken «für Erfahrungssammlung im Bereich der notenfremen Beurteilung» ausgegeben (2002–2014), 208 000 Franken für den Schulversuch «Hochbegabte II» (2005–2008), 8,4 Millionen Franken für den Schulversuch Basisstufe (2004–2013) und 900 000 Franken für «Erfahrungssammlung für die neue Unterrichtsart im Kindergarten bis 2. Schuljahr» (2005–2013). Bis 2019 gibt der Kanton Bern, der mit über einer Milliarde Franken aus dem kantonalen Finanzausgleich alimentiert wird, zudem mehr als eine halbe Million Franken für den Schulversuch «Teams für starke Lern- und Lehrbeziehungen» aus.

Ähnliche Versuche wie den letztgenannten gibt es auch in anderen Kantonen. Sie führen unfreiwillig den Reformeifer ad absurdum: Denn ihr Ziel ist es, die Anzahl Lehrpersonen an den einzelnen Klassen wieder zu reduzieren. Nachdem die bisherigen Reformen quasi durchs Band zu einer Aufblähung des Lehr-

apparats geführt haben, will man nun «Erfahrungen» sammeln mit Klassen, die wieder weniger Personal ausgesetzt sind – zum Nutzen der Schüler.

Grosszügig wird auch in Bauten und Beton investiert, etwa im Fachhochschulbereich, wo in den letzten Jahren regelrechte Bildungstempel entstanden sind (siehe Artikel S. 20). Zusätzlich belasten Folgekosten die Staatskassen, die oft nicht ausgewiesen seien, wie der Bieler Lehrer und Bildungspolitiker Alain Pichard (GLP) kritisiert. Würden etwa Mittags-

In gewissen Bereichen hat das Sparen gemäss Binswanger sogar positive Effekte auf die Bildung.

tische eingeführt, werde oft verschwiegen, dass dies massive bauliche Massnahmen zur Folge habe. Oder eine neue Sprachdidaktik: Da kämen auch IT-Kosten dazu. Ins Geld gingen zudem fragwürdige Reformen wie die Einführung des Frühfranzösisch und des Frühenglisch, deren Nutzen in verschiedenen Studien gleich null war. Allein im Kanton Bern, so schätzt Pichard, verursache die Einführung von Frühfranzösisch Kosten von sechzig Millionen Franken.

Fazit: Das Klagegedicht vom Bildungsabbau ist verfehlt. Denn erstens hat ein solcher gar nicht

stattgefunden, im Gegenteil: Die Bildungskosten sind stark gestiegen. Zweitens wird viel Geld für unsinnige Projekte ausgegeben, die gar nicht den Schülern und Studenten und deren Bildung und Ausbildung zukommen. Es besteht also echtes Sparpotenzial.

Sparpotenzial Klassengrössen

Eine lineare Kürzung mit der Rasenmäher-Methode – etwa bei den Lektionen – sei falsch, sagt Mathias Binswanger, Wirtschaftsprofessor an der Fachhochschule Nordwestschweiz. Es gebe aber durchaus Möglichkeiten, und in gewissen Bereichen hätte das Sparen sogar positive Effekte auf die Bildung. Als Beispiele nennt Binswanger die ausufernde Sonderpädagogik, die bürokratischen Abläufe, welche die Lehrer vom Unterrichten abhielten und die Kosten in die Höhe trieben, oder die Akademisierung verschiedener Bildungsbereiche, die ebenfalls zu massiven Kostenschüben geführt habe.

Ein einfaches Sparmodell bringt der eingangs zitierte Bildungsökonom Stefan Wolter in die Debatte ein: Würden die Klassen um lediglich einen Schüler erhöht, könnte das Schweizer Bildungswesen auf einen Schlag 500 Millionen Franken einsparen. Die Diskussion ist eröffnet, auch wenn die Profiteure des aus Steuergeldern finanzierten Bildungsbooms sie am liebsten unterbinden würden. ○

**SUNRISE FREEDOM
SPRICHT FÜR SICH:**

**Das clevere
Abo ohne
Mindestlaufzeit.**

Machen Sie es wie Roger Federer, wechseln auch Sie zum Testsieger im Kundenservice mit dem besten Netz für «mobile Telefonie»: sunrise.ch/RF

**connect
TESTSIEGER**
Sunrise
Hotline-Test Heft 12/2015
www.connect.ch

**connect
SEHR GUT**
Sunrise
Mobifunknetztest Heft 12/2015
www.connect.ch/specials/netztest

Testsieger im Hotline-Kundenservice. Bestnote in der Kategorie «Mobile Telefonie» im Netztest.

Das macht Sinn. **Sunrise**



Rund 750 Millionen: Zürcher Hochschule der Künste.



Ein Bildungspalast nach dem anderen: FHNW, Brugg-Windisch.



Achtung, Avantgarde: Rolex Learning Center der ETH Lausanne.

Schulen

Kathedralen der Bildung

Von Rico Bandle — Sparen bei der Schule? Zumindest was die Bauten betrifft, ist davon nichts zu spüren. Überall in der Schweiz entstehen Paläste des Lernens, die nicht gross und luxuriös genug sein können. Eine Übersicht über die spektakulärsten Neubauten der letzten Jahre.

Es war ein starkes Symbol für Aufbruch und Fortschritt, als die Eidgenossenschaft Mitte des 19. Jahrhunderts den Bau der ETH Zürich durch Meisterarchitekt Gottfried Semper in Auftrag gab: einen repräsentativen Palast mit Kuppel, an erhöhter Lage gebaut, überallher aus der Stadt sichtbar. In den nächsten fünfzig Jahren folgten weitere ähnliche Prunkbauten, so das 1903 eröffnete Hauptgebäude der Universität Bern, ebenfalls mit eindrücklicher Kuppel, oder jenes der Universität Zürich gleich neben der ETH.

War einst der Bau repräsentativer Gebäude den Leuchtturmprojekten von Institutionen vorbehalten, die international herausragen sollten, so erhalten heute alle Bildungsstätten Paläste, die mehr sollen als bloss dem Zweck dienen: ein Zeichen setzen, dass Bildung etwas wert ist. Kein Politiker möchte als

Bildungsabbauer gebrandmarkt werden, entsprechend können die Neubauten nicht gross und luxuriös genug sein. Das Resultat sind Kathedralen der Bildung, die landauf, landab aus dem Boden spriessen. Die fünf spektakulärsten Beispiele aus den letzten Jahren:

Fachhochschule Nordwestschweiz

Wie grosszügig die beteiligten Kantone der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) in den letzten Jahren einen Bildungspalast nach dem anderen erstellen liessen, dürfte jeden ausländischen Beobachter vor Neid erblassen lassen. 2013 wurde der Neubau in Olten eröffnet, Kosten: 90 Millionen Franken; im selben Jahr der Campus in Brugg-Windisch, Kosten: 190 Millionen Franken; 2015 der Ableger Dreispitz in Basel, Kosten: 120 Millionen Franken. 2019 folgt der Campus in Muttenz, der zurzeit

für stolze 300 Millionen Franken erstellt wird. Der kubische Bau direkt beim Bahnhof Muttenz soll zwölf Stockwerke hoch werden. Er ist für 3700 Studenten und 680 Mitarbeiter ausgelegt. Die enorme Baufreudigkeit der FHNW hat einerseits damit zu tun, dass die Hochschule ihre zuvor weitverzweigten Tätigkeiten an den vier Standorten zusammenfasst, andererseits auch damit, dass sich die Studentenzahlen in den letzten zehn Jahren fast verdoppelt haben.

Zürcher Hochschule der Künste

2015 eröffnet, bietet die neue Kunsthochschule ZHdK in Zürich ihren Schülern eine Rundumbetreuung, wie sie wohl einmalig ist weltweit. Elf wunderbare Ballettsäle, teils mit Aussicht über die Dächer der Stadt, drei Konzertsäle, ein Jazzklub, ein Kino, modernste



300 Millionen: Neubau-Visualisierung FHNW, MuttENZ.



Kleiner Wolkenkratzer: Fachhochschule St. Gallen.

Tonstudios, unzählige Ateliers und Probe-räume – insgesamt 1400 Räume – umfasst der rund 750 Millionen Franken teure Komplex in der ehemaligen Toni-Molkerei. Dass die ZHdK 23 Flügel der Edelmarke Steinway & Sons bestellte – die Bentleys unter den Klavieren –, wurde zum Sinnbild einer Schule, für die nur das Teuerste gut genug ist. Der grösste Konzertsaal im Gebäude ist eine aufwendige Haus-im-Haus-Konstruktion: Der Saal hängt im Gebäude, so dass auch geringste Vibrationen ausgeglichen werden. Die abweisende, mit Gittern versehene Fassade ist ein unfreiwilliges Statement: «Mit der Aussenwelt wollen wir nichts zu tun haben, wir leben in unserem ganz eigenen Kosmos».

Fachhochschule St. Gallen

Es sei «eines der grössten und bedeutendsten Hochbauprojekte in der Geschichte des Kantons St. Gallen», verkündeten Kantonsvertreter bei der Eröffnung 2013 stolz. Für Ostschweizer Verhältnisse ist der 66 Meter hohe Turm gleich hinter dem St. Galler Hauptbahnhof tatsächlich ein kleiner Wolkenkratzer. Die Politiker machten keinen Hehl daraus, dass ein repräsentativer Bau erstellt

werden sollte, eine Schule, die sich zeigen lassen kann. Vielleicht wollte man auch einen Kontrapunkt setzen zur diskret auf dem Rosenberg gelegenen Universität (HSG), die für ihr Wirtschaftsstudium zwar international renommiert ist, in der Stadt aber auf wenig Sympathien zählen kann. Eine Fachhochschule, an der sich auch Lehrabgänger weiterbilden können, liegt den St. Gallern näher. 126 Millionen Franken hat der Neubau für die rund 3000 Studenten gekostet. Eindrücklich ist vor allem die Bibliothek mit Oberlicht und mehrstöckiger Galerie, 32 000 Medien sind darin gelagert.

ETH Lausanne (EPFL)

Im ewigen Duell zwischen den beiden eidgenössischen Elitehochschulen hat in den letzten Jahren Lausanne ihren Konkurrenten Zürich in mehreren Rankings überholt. Dies sollte auch optisch zur Geltung kommen: 2010 erhielt die ETH Lausanne (EPFL) mit dem Rolex Learning Center des weltbekannten japanischen Architekturbüros Sanaa ein neues Wahrzeichen. Der wellenförmige, eingeschossige Raum ist zwar nicht unbedingt praktisch und zeugt auch nicht von optimaler Bodenausnutzung, doch das spielt hier keine

Rolle. Das Gebäude, das eine Bibliothek, ein Restaurant und zahlreiche weitere Räume beherbergt, soll vor allem Aufmerksamkeit erregen und die Botschaft verbreiten: Hier wird an der Zukunft geforscht, hier ist die technische Avantgarde zu Hause. Der neue Campus der ETH Zürich auf dem Hönggerberg ist im Vergleich dazu nachgerade Ausdruck zwinglianischer Schlichtheit.

Pädagogische Hochschule Zürich (PHZH)

Während in Zürich die Grossbanken aus Kostengründen viele ihrer Arbeitsplätze in die Peripherie nach Altstetten oder Oerlikon verlegen, hat die PHZH ihren Campus an der begehrtesten Lage der Stadt erstellt: in der Europaallee gleich beim Hauptbahnhof, da, wo auch der Suchmaschinengigant Google seine neuen Büros bezieht. Dass es sich um eine Schule handelt, ist dem Komplex nicht anzusehen, vielmehr wirkt er wie ein anonymes Verwaltungsgebäude. Weshalb eine Ausbildungsstätte für angehende Lehrer ausgerechnet an teuerster Lage in der Stadt zu stehen kommen muss, bleibt das Geheimnis der Zürcher Bildungspolitik. Erstaunt darüber ist aber kaum jemand: Bei Bildungsbauten spielen Kosten keine Rolle. ○

Erlebnisorientierte Langeweile

Von Katja Oskamp — Gemäss Lehrplan 21 soll an Schweizer Schulen nicht mehr der Erwerb von Wissen, sondern von «Kompetenzen» im Zentrum stehen. In Deutschland ist diese neumodische Methode längst eingeführt. Mit absurden Konsequenzen, wie ich bei meiner Tochter erlebe.

«Wie war's in der Schule?» – «Langweilig.» – «Was hast du gelernt?» – «Nichts.»

Diesen trostlosen Dialog habe ich mit meiner Tochter in den letzten Jahren viele Male geführt. Sie besucht die elfte Klasse eines Berliner Gymnasiums. Herkömmlicher Unterricht findet möglichst selten statt, dafür gibt es immerzu Methoden- und Kompetenztraining. Die Schüler trainieren, wie man Vorträge hält, wie man einen Ordner anlegt, wie man in der Bewerbungsmappe den Lebenslauf aufhübscht.

Einmal musste meine Tochter während eines Tages immer wieder in den Klassenraum eintreten und selbstbewusst wirken. Ein anderes Mal empfahlen sich sechszwanzig Schüler sechszwanzigmal gegenseitig in überzeugenden Worten dasselbe Blatt Papier, auf dem ein Text stand – als Übung zur korrekten Quellenangabe. Im Englischkurs sollte über die englische Klassengesellschaft diskutiert werden. Meine Tochter sagte: «Ich möchte die Engländer verteidigen.» Die Lehrerin unterbrach sie: «Wörter wie <verteidigen> oder <angreifen> will ich hier nicht hören. Wir führen keinen Kampf, sondern eine ausgewogene Diskussion.»

In der Schule grassiert eine Flut englischer Zauberwörter. Zum Beispiel «Mind Map». Ohne Mind Map – ein grafisch aufbereiteter Stichwortzettel – geht gar nichts. Oder die Power-Point-Präsentation. Wer einen inhaltsarmen Vortrag mit einer quietschbunten Power-Point-Präsentation hält, wird wegen Medienkompetenz besser bewertet als jemand, der Einsteins Relativitätstheorie ohne Power-Point-Präsentation erklären kann. Wer richtig punkten will, erstellt zur Power-Point ein Handout, damit die Schüler nicht mitschreiben müssen, aber trotzdem was zum Einordnen haben.

«Toll, ein anderer macht's!»

Ganz gross angesagt ist Gruppenarbeit, besser bekannt als Teamwork. Für Faule eine feine Sache – die Fleissigen zahlen drauf. Beschwerst sich ein Fleissiger beim Lehrer, dass er die ganze Gruppenarbeit allein gemacht hat, gilt er als Petzer und als nicht teamfähig. Das gibt Punktabzug bei den sozialen Kompetenzen. Zyniker übersetzen das englische Wort «Team» mit «Toll, ein anderer macht's!».

Jeder Präsentation folgt zwangsweise ein Feedback. Ein gutes Feedback ist jenes, welches konstruktive Kritik übt. Konstruktive Kritik bedeutet, dass man mit dem Positiven anfängt. Dem Feedback folgt nicht selten ein Feedback,

welches das vorangegangene Feedback beurteilt, selbstverständlich in Form konstruktiver Kritik. Häufig finden Projektwochen statt, was bedeutet, dass der Unterricht ausfällt. In der Projektwoche zum Thema Kinderarbeit musste meine Tochter in der dreckigen Turnhalle unter Bänke robben, um Mitgefühl für das Elend bolivianischer Minenkinder zu entwickeln.

Die Anglizismisierung geht mit der Infantilisierung einher. Das *Wie* wird immer wichtiger. Es bringt das *Was* zum Verschwinden. Die Inhalte werden abgeschafft, die Form übernimmt. Der Gegenstand ist nichts, seine Auf- und Nachbereitung alles. Allein der Abkürzungswust, der uns seit der Einschulung um die Ohren fliegt, spricht Bände: JÜL. SAPH. PibF. WUV. IGEL ist meine Lieblingsabkürzung. Sie steht für: Interessengefördertes Erlebnislernen. Hinter diesen Abkürzungen verbergen sich immer neue Konzepte, immer neue Reformen, von unsichtbaren Pädagogen erdacht, in niedlichen Tierlauten verklausuliert. Passend zu den infantilen Abkürzungen geht der Trend weg von der Schrift, hin zum Bild. Alles muss schnell zu erfassen sein, simpel. Kein Schüler darf je überfordert werden. Deshalb steht die Häppchenkultur hoch im Kurs. Bücher werden, wenn überhaupt, nur auszugsweise gelesen.

In der neunten Klasse stand in Deutsch etwas Brecht auf dem Plan. Meine Tochter schlug vor,

Passend zu den infantilen Abkürzungen geht der Trend weg von der Schrift, hin zum Bild.

im Berliner Ensemble die «Dreigroschenoper» anzuschauen. Die Lehrerin war schockiert und verbat sich die Einmischung in ihre Arbeit. Im Religionskurs regte ein Schüler kürzlich an, Nietzsche zu lesen. Das sei ihm zu kompliziert, erwiderte der Lehrer und schlug vor, dass jeder reihum am Freitagmorgen einen selbstgebackenen Kuchen mitbringen soll, den sie im Sinne eines sozialen Miteinanders gemeinsam aufessen würden.

Statt Wissen zu erwerben, bekommen die Schüler die ewiggleichen Kompetenzen eingetrichtert, eine krude Mixtur aus politischer Korrektheit und der Anbetung technisch-medialer Möglichkeiten. Der Lehrer verschanzt sich in einer nebligen Ferne, aus der er Gleichberechtigung, Meinungsfreiheit, Respekt und Toleranz predigt. Deshalb langweilen sich die Schüler. Nicht nur die guten, auch die schlech-

ten Schüler. Doch Obacht! «Gut» und «Schlecht» gelten nach heutigem Verständnis als reaktionale Kategorien: «Keiner ist gut. Keiner ist schlecht. Jeder ist anders. Aber alle sind gleich.»

Überwältigungsverbot

Meine Freundin Anne ist 36 und lässt sich seit einem Jahr an der Humboldt-Universität Berlin zur Grundschullehrerin – in der Schweiz wäre das eine Primarschullehrerin – ausbilden. Ich frage sie, wie die Grundschule der Zukunft aussieht. Zum Zwecke korrekten Genderings spricht man in der Humboldt-Universität von «Schülerinnen und Schülern». Da das zum Schreiben zu lang ist, kürzt man mit «SuS» ab. Doch auch zum Sprechen ist es zu lang, und deshalb reden alle, Professoren und Studenten, immer von «den SuS». Auch das Wort «Lehrer» gibt es nicht mehr. Der Lehrer wird zum «Lernbegleiter». Die Inhalte sind komplett verschwunden, es gibt nur noch Kompetenzen. Man geht davon aus, dass das Weltwissen – die Allgemeinbildung und der Erfahrungsschatz – jederzeit abrufbar ist. Das genügt. Allein nach ihren Interessen sollen sich die Sechs- bis Zwölfjährigen ihr Wissen selbst erarbeiten. Denn die Demokratisierung der Gesellschaft darf vor den Kindern nicht haltmachen. Die Mitbestimmung beginnt schon im Klassenzimmer. Verbote sind strikt verboten in der Grundschule der Zukunft. Hiess es früher «Wir dürfen nicht über die Flure rennen», so heisst es heute «Wir wollen nicht über die Flure rennen». Das wiederum hiess früher Gehirnwäsche.

Über dem gesamten Pädagogikstudium allerdings schwebt ein riesengrosses Verbot, es gibt kein Seminar, in dem Anne es nicht zu hören bekommt. Es heisst «Überwältigungsverbot»: Auf keinen Fall darf der Lernbegleiter den SuS seine Bildung und Erfahrung vermitteln. Er darf niemals aus seiner Perspektive Dinge erklären, niemals einem Kind seinen Blickwinkel aufpfropfen, niemals sein Wissen heraushängen lassen. Denn ein Lehrer, der zeigt, dass er mehr weiss als die Schüler, überwältigt sie. Dadurch würde ein fürchterliches Hierarchiegefälle entstehen.

Die drei grossen A der Grundschulpädagogik lauten: Abschaffung der Noten, Abschaffung der Jahrgangsstufen, Abschaffung des Hierarchiegefälles. Vor allem aber gehört der Wissensvorsprung des Lehrers abgeschafft. Es ist eine Abschaffungsorgie. Mein Vorschlag: Demnächst hacken wir uns die Beine ab, um den Grössenvorsprung abzuschaffen.



Auch das Wort «Lehrer» gibt es nicht mehr.

Einmal, erzählt Anne, wurde den Studenten eine Textaufgabe in Mathematik vorgelegt. Anne aber konnte die Aufgabe nicht lösen; sie war noch nie gut in Mathe, dafür schon immer gut in Deutsch. In ihrer Not schrieb sie einen langen Text darüber, wie sie sich gemeinsam mit den SuS der Aufgabe nähern würde. Wie sie ein Bild malen, sich den Sachverhalt veranschaulichen und so auf die Schwierigkeiten stossen würde, die die Aufgabe mit sich brachte. Sie gab den Text mit einem schalen Gefühl ab und rechnete mit dem Schlimmsten. Das Gegenteil trat ein. Die Dozentin war begeistert, liess den Text kopieren und als leuchtendes Beispiel an alle verteilen. Anne bekam grösste Anerkennung dafür, dass sie eine Matheaufgabe *nicht* gelöst hatte. Darin liegt eine gewisse Konsequenz. Denn der ideale Lernbegleiter ist genau so naiv wie die sechsjährigen SuS. Er verbirgt sein Wissen vor den Kindern – im besten Fall muss er nichts verbergen, weil da nichts ist.

Meine Tochter wünscht sich inzwischen nichts sehnlicher als schnöden Frontalunterricht. Vorn steht jemand, der etwas weiss, was sie nicht weiss. Das bringt er ihr dann bei. Aber Frontalunterricht gilt unter Pädagogen als Teufelszeug und kommt nur noch selten vor. Sie muss noch anderthalb Jahre durchhalten. Bisher konnten wir, mein Mann und ich, ihren Wissensdurst, ihre Neugier, ihre Lust, die Welt zu begreifen, mit Ach und Krach am Leben erhalten. Trotz Schule. Wir besorgen jedes Buch, das sie lesen will, füttern sie mit Theater- und

Opernbesuchen, rufen Leute an, die vom Fach sind und ihre Fragen beantworten können. Meine Tochter möchte noch viel mehr lernen. Leider reicht die Zeit nicht, wegen der Schule. Als ihr Frust darüber unerträglich wurde, haben wir sie ein Jahr nach England geschickt, auf eine Mädchenschule, wo sie immer an der Überforderung entlangschrammte. Sie hat es gepackt. Es sei die schönste Zeit ihres Lebens gewesen, sagt sie.

Der Lehrer im Leben meiner Tochter

Und dann ist da noch Alexander, der Geigenlehrer. Mit Kollegen betreibt er eine private Musikschule. Als Siebenjährige fing meine Tochter bei ihm an, einmal die Woche, mit einer winzigen Achtelgeige. Alexander ist ein begnadeter Komiker, ein Perfektionist, eine launische Diva. Im Unterricht entfacht er einen wahren Überwältigungsfuror. Er stampft herum, fuchtelt mit den Armen, schreit auf, wenn sich bei Bach ein Vibrato einschleicht, hasst verschliffene Töne und besteht darauf, dass seine Schüler Doppelgriffe üben.

Alexander ist kein Pädagoge, er ist Vollblutmusiker. Ein Fachmann, der weiss, wie man die Geige in den Griff bekommt und der seine musikalischen Ansichten hemmungslos vertritt. Er liebt die Musik. Seine Leidenschaft ist ansteckend. Meine Tochter flitzt noch mit vierzig Grad Fieber in die Geigenstunde. Sie verdankt Alexander unzählige Lachkrämpfe, hat Tränen vergossen ob seiner Rügen, sich die Zähne ausgebissen an Stücken, die immer ein biss-

chen schwerer waren, als der gemeine Pädagoge es für richtig hielt. Sie verdankt ihm wunderbare Orchesterfahrten, grossartige Konzerte und ihre beste Freundin, die sie in der Musikschule kennengelernt hat. Sie kann Noten lesen und Komponisten am Stil erkennen, weiss in Musikgeschichte Bescheid und profitiert vom Wissen um den Zusammenhang zwischen Musik und Mathematik. Vor allem kann sie Geige spielen. Derzeit probt sie begeistert das Klaviertrio Nr. 2 von Benjamin Godard. Ich behaupte schon jetzt: Alexander wird *der* Lehrer im Leben meiner Tochter gewesen sein.

Was, wenn er sich vor elf Jahren, als meine Tochter zum ersten Mal zu ihm kam, ans Überwältigungsverbot gehalten hätte? Er hätte sie begrüsst: «Guten Tag, ich bin Alexander, und es ist gut, dass ich dein Geigenlehrer bin, denn ich habe von dieser Sache so wenig Ahnung wie du, so dass wir sie nun gemeinsam demokratisch erarbeiten können.» Ratlos wären beide um das hölzerne Ding geschlichen. Alexander hätte vorsichtig draufgeklopft oder hineingerufen, meine Tochter hätte ein paar Münzen in die geschwungenen Schlitz geworfen oder etwas Wasser eingefüllt. Sie hätten zusammen Flügel aus Papier gebastelt, sie auf den seltsamen Korpus geklebt und das Fenster geöffnet. Und dann hätten sie ausprobiert, ob es fliegen kann, das hölzerne Ding.

Katja Oskamp, 44, ist Schriftstellerin in Berlin. Zuletzt erschien von ihr der Roman «Hellersdorfer Perle».

Brandstiftung

Von Henryk M. Broder — Der Justizminister und das Recht auf Meinungsfreiheit.



Letzten Sonntag erschien in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* ein «Gastbeitrag» des deutschen Justizministers Heiko Maas, SPD: «Wer das Recht wirklich schwächt».

Es sei «besorgniserregend», schrieb Maas, dass in der gegenwärtigen Debatte um die Flüchtlingspolitik «immer häufiger Legitimität und Legalität bundespolitischer Entscheidungen in Frage gestellt» würden und behauptet werde, «die Regierung besitze kein demokratisches Mandat für die Entscheidung, eine Million Flüchtlinge aufzunehmen». Solche Vorwürfe seien «nicht nur falsch, sie fügen auch der politischen Kultur und dem Recht schweren Schaden zu», indem sie «die Geltungskraft der Gesetze [schwächen] und die Rechtstreue der Menschen [erschüttern]».

Besonders schlimm sei es, so Maas, «wenn selbst honorige Juristen suggerieren, dass eine Regierung permanenten Rechtsbruch begehe, ja gar kriminell handle». Es war klar, auf wen Maas zielte: den ehemaligen Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts, Hans-Jürgen Papier, der in einem Interview von einem «eklatanten Politikversagen» in der Flüchtlingskrise gesprochen hatte. Das mochte der Minister, der noch vor einem Jahr verkündet hatte, es gebe «kein Grundrecht auf innere Sicherheit», nicht hinnehmen. Kurzerhand hob er auch das Grundrecht auf Meinungsfreiheit auf: «Auch ein juristischer Diskurs kann entgleiten und zur geistigen Brandstiftung beitragen.»

Nachdem die grosse Koalition aus CDU/CSU und SPD schon das Parlament zu einer Akklamationsmaschine degradiert hat, will sie jetzt auch bestimmen, wie weit die Kritik an ihr gehen darf. Wer der Regierung «Politikversagen» vorwirft, wird zum «geistigen Brandstifter» erklärt, der, so Maas, «rechte Wirrköpfe» ermutigt, «zur Tat zu schreiten und Widerstand zu leisten». Soll heissen: Flüchtlingsheime abzufackeln und Jagd auf Asylbewerber zu machen. So macht sich die Regierung unangreifbar. Wer nicht für sie ist, der ist gegen sie. Und wenn es ein renommierter Verfassungsrechtler ist. Sollte demnächst «geistige Brandstiftung» zum Tatbestand erhoben und in das Strafgesetzbuch aufgenommen werden, wird Heiko Maas dafür sorgen, dass die Täter nicht ungestraft davongehen. Dafür ist er Justizminister.

Grossbank im Juso-Modus

Von Silvio Borner — Sogar der Finanzsektor will neuerdings seinen Teil zur Bekämpfung des Klimawandels beitragen und kapituliert vor der politischen Korrektheit.

An Propaganda zur Energiewende und zum Klimawandel mangelt es nicht. Interessierte Kreise wie die Plattform Energie Schweiz aus dem Bundesamt für Energie, der Verband Swissecleantech, aber auch gewisse ETH-Institute mit grosser Nähe zu WWF und Greenpeace sowie vor allem auch die monopolistischen Stromversorger überschütten uns damit. Dabei steht der Atomausstieg im völligen Widerspruch zum derzeitigen klimapolitischen Paradigma, das die Senkung des CO₂-Ausstosses verlangt. Wir haben ja heute bereits eine praktisch CO₂-freie Elektrizitätsversorgung, was nach dem Ersatz der Kernkraftwerke durch Stromimporte die CO₂-Bilanz zwangsläufig verschlechtert. Dies trifft selbst für den Ersatz des Atomstroms durch Sonne und Wind zu.

Rettung der Welt auf 60 Seiten

Grundsätzlich sinnvoll ist hingegen eine Reduktion des Verbrauchs von fossilen Energieträgern aus Gründen der Luftreinhaltung und des Vorsichtsprinzips. In der Schweiz gilt dies besonders in den Bereichen Wärme und Mobilität, wobei man bei der Wärme übertreibt und bei der Mobilität Angst vor dem Stimmbürger hat.

Nun aber mischt sich auch die Finanzindustrie in die Thematik ein und vermischt die Klima- und Energiepolitik in unverantwortlicher Art und Weise. Man will sich fortschrittlich und politisch korrekt verkaufen, legitimiert aber damit de facto nur die unsägliche Subventionspolitik des Staates. Der Berner Stromkonzern BKW und die Industriellen Werke Basel (IWB) haben zumindest öffentlich zugegeben, dass sie nur noch in subventionierte Anlagen investieren. Aber schön der Reihe nach:

Die UBS hat kürzlich eine 60-seitige Studie veröffentlicht mit dem von vornherein tendenziösen Titel «Climate Change: A Risk to the Global Middle Class». Sämtliche unsicheren Hypothesen über die Ursachen und Folgen des (unstrittigen) Klimawandels werden unkritisch übernommen, während die Opfergruppe Mittelstand ihrerseits den wahren Zweck verrät. Die Milliarden von armen und ärmsten Menschen auf dieser Welt interessieren nicht, vielleicht auch deswegen, weil diese ohne Wachstum und damit ohne Zugang zu günstiger Energie keine Chance auf ein anständiges Leben hätten. Aber konzentrieren

wir uns doch darauf, was die UBS selber zur Weltrettung beitragen will.

1 — «Unterstützung von Transaktionen im Bereich erneuerbarer Energien und Cleantech»: Das ist leider einfach ein Aufspringen von hinten auf den Subventionskarren («Bandwagon-Effekt») und dadurch ein Abschieben der Risiken auf den Steuerzahler.

2 — «Unterstützung von Kohlekraftbetreibern nur, wenn sie eine Reduktion des Kohleverbrauchs aufweisen oder die international empfohlenen strengen Treibhausgas-Emissionsstandards einhalten»: Als Moralapostel für die Einhaltung internationaler Standards hat die UBS nicht die besten Karten. Zudem sind «relativ saubere» neue Kohlekraftwerke als Ersatz für alte durchaus sinnvoll, weil wir noch lange auf Kohle angewiesen sein werden.

Hier läuft die UBS einfach «politisch korrekt» staatsnahen Investoren hinterher.

3 — «Keine Unterstützung bestimmter Bergbauunternehmen und signifikant geringere Darlehen und Kapitalmarktaktivitäten für diesen Sektor»: Damit kommt man verdammt nahe an die Argumentation der Spekulationsstopp-Initiative heran. Auch Bergbau und Ölförderung werden früher oder später wieder bessere Zeiten erleben. Die Annahme, dass der Klimaschutz zu «stranded assets» führen werde, ist ebenso naiv wie die von «peaks».

4 — «Das Ziel, bis 2020 sämtlichen Strom für die UBS aus erneuerbaren Quellen zu beziehen und die eigenen Treibhausgasemissionen um 75 Prozent gegenüber 2004 zu reduzieren»: Damit rechtfertigt die UBS die Lügenpropaganda zahlreicher Stromanbieter, die unlauteren Wettbewerb betreiben, indem sie etwas verkaufen, was sie gar nicht liefern können. Solange die UBS am Netz bleibt, profitiert sie als Trittbrettfahrerin von der Netzstabilität, die noch auf lange Zeit nur mit Kohle-, Gas- oder Nuklear-Grundlast garantiert werden kann. Und bei der CO₂-Vermeidung denkt wohl kaum jemand an einen Dienstleister wie eine Grossbank. Diese schmerzfreie Deklaration ist eine Ohrfeige für den Werkplatz Schweiz, der ohnehin um sein Überleben kämpft.



Blindflug

Von Thilo Sarrazin — Die Regierungssituation in Deutschland erinnert an eine verhängnisvolle Flugreise. Die Passagiere warnen, die Crew zögert, die Pilotin hält am Crash-Kurs fest.



Im Jahre 1997 zerschellte eine koreanische Verkehrsmaschine beim nächtlichen Landeanflug auf den Flughafen von Guam an einem Berg. Es gab 228 Tote. Die Unter-

suchung konnte ein technisches Versagen ausschliessen. Es handelte sich um einen Pilotenfehler. Der Pilot war sehr erfahren und an dem betreffenden Tag ziemlich früh aufgestanden. Vielleicht war er übermüdet. Rätselhaft blieb, weshalb die beiden Begleiter im Cockpit, der Co-Pilot mit über 4000 Flugstunden und der Flugingenieur mit mehr als 13000 Flugstunden, nicht eingriffen, als der Pilot den Sichtanflug einleitete und weiter durchführte, ohne den Flughafen zu sehen.

Die Vermutung war, dass das Autoritätsgefälle zwischen Chef und Mitarbeiter sie daran hinderte, Einwände zu erheben. Der Dialogaufzeichnung des Voice-Recorders zeigte, dass sie offenbar im Vertrauen auf den erfahrenen Chefpiloten ihre eigenen Zweifel zurückstellten. Dazu passt der langfristige Vergleich der Unfallhäufigkeit und der Todesfälle zwischen Air France und Lufthansa. Der Vorsprung der Lufthansa kann durch die technische Geräteausrüstung nicht erklärt werden. Experten machen dafür die unterschiedliche Führungskultur verantwortlich. Das kleinere Autoritätsgefälle im Lufthansa-Cockpit ermutigt offenbar den kritischen Einwand und fördert die Selbstkritik.

Co-Pilot will Chefpilot werden

Bei grossen Wirtschaftsführern sehen wir immer wieder, dass ihr Unternehmen häufig dann in eine Schieflage kommt, wenn sie gerade zum Manager des Jahres gewählt wurden oder auf andere Weise in einen öffentlichen Sonderstatus gerieten, der sie der Kritik enthob. Offenbar werden dann die kritischen Stimmen um sie herum leiser, oder sie hören nicht mehr so darauf. So können Fehler leichter geschehen und deren Folgen länger verdrängt werden. In der Politik ist das grundsätzlich ähnlich. Deshalb kann ein durch die Demokratie erzwungener regelmässiger Machtwechsel segensreich sein. Grosse politische Autorität erhöht die Handlungsfähigkeit, aber sie erhöht eben auch die Risiken, wenn die Machthaber an falschen Entscheidungen festhalten und deren Folgen so lange kleinreden können, bis es kracht.

Bildhafte Vergleiche sind meistens schief. Aber beim Blick auf die deutsche Flüchtlingspolitik lässt mich das Bild der koreanischen Boeing 747 im Anflug auf das nächtliche Guam nicht los: Im Cockpit eine müde Angela Merkel, die genau weiss: «Wir schaffen das», vor den Fenstern die schwarze Nacht, der Flughafen nicht in Sicht, weil die Wand des unbekanntes Berges im Blickfeld steht. Um sie herum zögern Seehofer, Kauder und Gabriel je auf ihre Weise: Seehofer sieht, dass er den Kurs nicht ändern kann, und schnallt schon mal heimlich den Fallschirm an. Kauder als Fraktionsvorsitzender verliere seine Existenzberechtigung, wenn



Steilwand: Kanzlerin Merkel, März 2015.

er die Chefin nicht mehr stützte, er übt sich im ratlosen Gerede. Und dem Co-Piloten Sigmar Gabriel ist der Kurs mit seinen Risiken gar nicht so wichtig. Er ordnet alles der Frage unter, wie er selbst Chefpilot werden kann.

Hinten, in der Kabine, üben sich einige kritische Passagiere in folgenlosem Gelärme, darunter der Verfasser dieser Zeilen, und werden von den Stewardessen ermahnt, sich doch ordentlich zu benehmen und der Mannschaft im Cockpit zu vertrauen. So nimmt das Verhängnis in Ruhe seinen Lauf. Am Ende sagt ein neuer Goethe – wie einst nach der Kanonade von Valmy – zu den Überlebenden der Katastrophe: «Von hier und heute geht eine neue Epoche der

Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.»

Aber halt, wir wissen natürlich nicht, was geschehen wird, auch nicht wann oder wie. Wir wissen nur, dass es so nicht mehr lange gutgehen kann. Aus dem Scheitern von ehemals Erfolgreichen können wir lernen, dass die Quellen ihres Scheiterns und die Quellen ihres Erfolges zumeist identisch sind. So könnte das auch bei Angela Merkel sein: Sie hatte stets ihre grossen Durchbrüche, wenn sie sich überraschend an die Spitze einer Bewegung setzte, deren Zeit gekommen schien, auch wenn sie selber gar nichts dazu beigetragen hatte: So wurde 1989 beim Untergang der DDR aus der stillen Anpasserin die Wendefrau, so wurde 1999 aus «Kohls Mädchen» die Denkmalstürzerin. 2003 war sie die Neoliberale, die auf dem Leipziger Parteitag die FDP rechts überholte. 2011 wurde sie nach Fukushima zur Obergrünen und beschloss im Alleingang den deutschen Ausstieg aus der Kernenergie.

Erfolg zeugt den Erfolg

Jedes Mal hatte sie Erfolg, und erneut schien sie durch eine unvermutete Wendung an der Spitze der Bewegung zu stehen, als sie im September 2015 das geltende Recht aussetzte und die deutschen Grenzen öffnete. Diese letzte Wendung könnte jene sein, die am Ende zu Abstieg und Niederlage führt.

In der Mediengesellschaft sind die Gesetze der Macht so elementar wie ungerecht: Erfolg zeugt den Erfolg: wem das Meiste zu gelingen scheint und wer alle hinter sich lässt, wird gelobt für Erfolge, die gar nicht die seinen sind – so wie Angela Merkel für die neue Stärke der deutschen Wirtschaft, die allenfalls Gerhard Schröders Reformen am Arbeitsmarkt zuzuschreiben ist. Wen dagegen das politische Glück verlässt, der muss bald auch für Misserfolge büssen, die er gar nicht zu verantworten hat. Der Aufbau politischen Kapitals dauert lang, verbraucht ist es schnell. Ab einem bestimmten Punkt hat die politische Talfahrt ihre Eigendynamik und ähnelt dem Schicksal eines Skifahrers, dessen Ski auf der vereisten Steilpiste ihren Halt verlieren. Ein guter Indikator sind die Karikaturen. Gemäss diesen hat Angela Merkel den Beginn der Eis piste erreicht. Der Spott beginnt zu überwiegen, nur mit Glück kann sie sich jetzt noch halten.

Vielleicht ist das eine Ermutigung für die feigen Offiziere rund um sie herum, ihr das Steuer zu entwenden und den Kurs zu ändern. Die Steilwand ist da, und der Blindflug bringt sie ständig näher.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Von zwei roten Propheten

Von Christoph Mörgeli

Er stammte aus einfachsten Verhältnissen und verlebte seine Jugend in der gesunden Alpenluft des Berner Oberlandes. Der bescheidene Bergler brachte es schliesslich bis zum Bundesrat. Er war kein *Gschtudierter*. Aber ein Gescheiter. Er genoss eine aussergewöhnliche Popularität in breiten Kreisen der Bevölkerung. Begeisterte Visionen einer besseren, friedlicheren Welt verbanden sich bei ihm mit dem Bekenntnis zur Landesverteidigung. Nach seinem Rücktritt aus der obersten Landesbehörde widmete er sich sozialen und karitativen Organisationen.

Die Rede ist von Ernst Nobs, dem ersten Vertreter der Sozialdemokratie in der schweizerischen Landesregierung. Der «rote Nobs» war Redaktor des Zürcher *Volksrechts* und einer der Anpeitscher im Landesgeneralstreik, bei dem unverhohlen mit dem sowjetisch-revolutionären Vorbild kokettiert wurde. Dann löste sich Nobs vom diktatorisch-kommunistischen Internationalismus. Aus dem Nationalrat wurde 1935 ein Zürcher Regierungsrat, 1942 ein Stadtpräsident und von 1944 bis 1951 sogar ein Bundesrat und Finanzminister.

In der *Roten Revue*, der von der SP Schweiz herausgegebenen «Sozialistischen Monatschrift», schrieb der junge Ernst Nobs im Mai 1922 über das «Werden und Vergehen politischer Parteien». Eine neue Partei könne neben andern Parteien nur dann entstehen, wachsen und zur grossen Partei werden, wenn die bereits vorhandenen Parteien die Interessen einer bestimmten Wirtschaftsgruppe nicht oder nur ungenügend wahrnahmen. Nobs widmete seinen Artikel der Zukunftsperspektive der Schweizerischen Bauernpartei – der heutigen SVP. Diese «dürfte aller Voraussicht nach zu einer Parteigründung von Bestand und Dauerhaftigkeit werden».

Über weit geringere prophetische Tiefenschärfe als der rote Nobs verfügt der rote Hubacher. Als SP-Präsident sagte Helmut Hubacher nach den eidgenössischen Wahlen von 1975 der SVP den unaufhaltsamen Niedergang voraus und verlangte den Rauswurf der kleinsten Regierungspartei aus dem Bundesrat. Am 28. Dezember 2015 behauptete Hubacher in der *Basler Zeitung*: «Jede Spaltung ist ein Rückschlag.» Wieder falsch. Wer «jede» sagt, irrt immer. Die Abspaltung der BDP von der SVP bedeutete keinen Rückschlag. Die längst fällige Bereinigung führte die Volkspartei vielmehr zum besten Wahlergebnis ihrer hundertjährigen Geschichte.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Explosionen und Kosovo-Schlitzer

Von Peter Bodenmann — Oberland: Jean Ziegler und Roger Köppel in der gleichen Fälscherwerkstatt.



Kosovaren schlitzten Monte Ceneri auf: Durchstich, 21. Januar 2016.

Das menschliche Gehirn ist eine Fälscherwerkstatt. Wer in der Vergangenheit kramt und aus ihr erzählt, erfindet sie jedes Mal neu. Das erleichtert das Leben ungemein.

Während des Zweiten Weltkrieges rollten die Waffentransporte von Hitler für Mussolini durch den Lötschberg. Laut Jean Ziegler explodierte im Bahnhof von Thun ein Munitionszug der Nazis. Niemand sonst kann sich daran erinnern. 1947 – zwei Jahre nach dem Krieg – explodierte in Blausee-Mitholz das grösste Munitionslager der Schweiz. Neun Menschen fanden den Tod. Waffentransporte und Explosion verdichteten sich in der Erinnerung des ehemaligen Nationalrates zu einem einzigen Ereignis.

Bei «Maischberger» war letzte Woche wieder einmal Roger Köppel zu Gast. Die Moderatorin, der Publizist Augstein und der SPD-Politiker Steger versuchten vergeblich, Köppel in die Zange zu nehmen. Immerhin hielt Augstein das unsägliche Plakat «Kosovaren schlitzten Schweizer auf» in die Kamera. Roger Köppels Antwort: «Das Plakat [...] hat einen bestialischen Mordfall im Berner Oberland aufgegriffen. [Bei dem] ein Schweizer tatsächlich umgebracht wurde.»

Faktencheck: 2011 griff ein Kosovare einen Schweizer in Interlaken mit dem Messer an. Der Schwinger überlebte den Angriff. Der Kosovare wurde verurteilt. Genau wie die Verantwortlichen der SVP für dieses offen rassistische Plakat. Von einem toten Schweizer keine Spur.

Zu viele kriminelle Ausländer? Fahren wir auf der Lötschberg-Linie weiter nach Brig. Hier bauen Kanton und Gemeinde zurzeit einen neuen Jugendknast. Kosten für jeden der 16 Sitzplätze absurd hohe 750 000 Franken. Das Ziel: kriminell gewordene Jugendliche im Oberwallis zu betreuen, um so dank heimischer Wertschöpfung Kosten zu sparen.

Gute Nachricht Nummer eins: Die Jugendkriminalität ist im Wallis wie in der ganzen Schweiz stark rückläufig. Die Hälfte der Betten in den faktischen Jugendknästen ist leer. Es tobt ein brutaler Preiskampf um die verbleibenden Problemfälle. Und was macht Freysinger? Er schliesst klammheimlich das bestehende Briger Jugendheim Anderledy. Und verlegt die bisher hier untergebrachten zwölf Jugendlichen nächstens in einen Neubau Mannhaft-von-Stockalper-Schlösschen.

Gute Nachricht Nummer zwei: Viele junge Menschen aus dem Balkan – in Brig und anderswo – entwickeln sich zu dynamischen jungen Unternehmern. Die Schweiz integriert und funktioniert.

Trotz alledem malt Oskar Freysinger den Teufel der kriminellen Ausländer an die Wand. Dabei hat er zu wenige. Genau wie Köppel, dem ein Toter fehlt. Ziegler kann beide trösten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Chancenlos und ohne Chance

Von Kurt W. Zimmermann — Kaum je schrieben die Journalisten derart bizarr an der Realität vorbei wie bei Donald Trump.

Besonders genau wusste es der *Tages-Anzeiger*: «Trump wird niemals Präsident, er hat nicht mal Aussenseiterchancen.»

Manchmal ist es amüsant, die früheren Wahrheiten der Zeitungen nochmals nachzulesen. Im Fall von Donald Trump ist es nicht nur amüsant, es ist auch ein bisschen böseartig.

Es ist ein bisschen böseartig, weil es in der neueren Mediengeschichte kaum einen Fall eines vergleichbaren Kollektiv-Irrtums gibt. Die Präsidentschaftskandidatur von Donald Trump zeigte einen bizarren Realitätsverlust einer gesamten Branche. Bis weit in den Wahlkampf hinein lagen alle Journalisten völlig daneben.

Nicht nur für den *Tages-Anzeiger* war Trump «ohne jede Chance». Auch für die *Bild*-Zeitung war er «vollkommen chancenlos». Die BBC wie die *Süddeutsche Zeitung* sahen ihn als «chancenlos». Für die *Basler Zeitung* war er «grossmäulig wie chancenlos». Für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* war er «bedeutungslos». Er war «eine politische Fussnote» (*Die Welt*), ein «nicht ernst zu nehmender Aussenseiter» (*Die Zeit*), er hatte, so *The Guardian*, «null Chancen».

Ich habe wie verrückt in Mediendatenbanken gesucht, um eine Zeitung oder TV-Sendung zu finden, die Trump als nur einigermaßen ernsthaften Kandidaten präsentiert hätte. Fehlanzeige.

Es muss für die Journalisten nun eine riesige Erleichterung gewesen sein, dass Trump bei den ersten Vorwahlen in Iowa nur Zweiter wurde.

Dennoch: Wie kann es geschehen, dass bestandene Medienprofis, ansonsten intelligente Berufsleute, sich über Monate derart unisono verhalten können?

Wir könnten nun auf das bekannte Lemming-Syndrom verweisen, gemäss dem die Journaille am liebsten im Flusswasser nur abwärts schwimmt. Es ist die Mainstream-Theorie, gemäss der interaktive Systeme wie das Mediensystem störende Heterogenität stets durch harmonische Homogenität ersetzen wollen.

Man kann es statt systemisch auch psychologisch sehen. Demnach ist es eine Charakterfrage, also ein persönlichkeitspezifisches Erklärungsmuster.

Ich bin mittlerweile vierzig Jahre im Mediengeschäft. In dieser Zeit ist mir immer wieder aufgefallen, wie sehr Journalisten davor zurückschrecken, sich zu exponieren. Journalisten sind keine Berufsgruppe, die von individueller Courage befallen wäre. Sie



«Politische Fussnote»: Donald Trump.

sind in der Regel ängstlich, oft zu ängstlich, um sich öffentlich zu unterscheiden.

Journalisten haben darum grosse Mühe, das Gegenteil zu denken. Das Gegenteil ist unangenehm, weil man sich für diese Abweichung rechtfertigen muss. In der Masse muss man sich nie rechtfertigen.

Journalisten, wie ich nach vierzig Jahren weiss, sind eher mutlose Wesen. Ihr Selbstbewusstsein speisen sie nicht aus der Sicherheit des gefestigten Individuums, sondern aus der Sicherheit der schützenden Gemeinschaft. Nur in der kollektiven Geborgenheit der Branche trauen sie sich, den Mund weit aufzumachen.

Journalisten, die das Gegenteil denken, nennt man in der Branche darum schnell einmal Provokateure. Wer Donald Trump für einen denkbaren Präsidenten hielte, wäre ein Provokateur. Das traut sich keiner. Wer in der Flüchtlingskrise die Willkommenskultur kritisiert hätte, wäre ein Provokateur. Das will keiner. Wer künftig den Austritt Grossbritanniens aus der EU für eine machbare Idee hielte, wäre ein Provokateur. Es wird es darum keiner schreiben.

Doch irgendwann enden alle publizistischen Blindflüge. Der *Tages-Anzeiger* schrieb zu Donald Trump schliesslich den resignativen Epilog: «Alle haben sich geirrt.»

Alle haben sich geirrt. Das geht nur, wenn sich alle irren wollen.

Donald-gedämpft

Von Beatrice Schlag — Trump hat nicht gewonnen in Iowa. So what?

Der bisher interessanteste Satz zu den amerikanischen Präsidentschaftswahlen kam von einer Journalistin des öffentlichen US-Senders NPR: «Ich glaube», sagte sie, «schliesslich werden



die Leute für jemanden stimmen, von dem sie denken, dass er intelligenter ist als sie.» Vermutlich und hoffentlich sind fast alle Kandidaten auf beiden Seiten IQ-mässig besser bestückt als die meisten Wähler. Aber ich glaube, sie meinte etwas anderes: dass seine Intelligenz umfassender sein müsste als die eigene – mehr Frische, mehr Perspektiven, mehr Aggressivität und mehr Sicherheit. Barack Obama, ein politisch relativ unerfahrener Kandidat, war ein ungemein selbstsicherer bis arroganter Wahlkämpfer. Alles war frisch an ihm: Seine Hautfarbe, seine Hoffnung, seine souveräne Michelle. Sein Gegenkandidat John McCain war ein allseits respektierter, erfahrener Politiker, auch für Demokraten durchaus wählbar. Aber er war alt und beging, sehr schlecht beraten, den Fehler, Sarah Palin zu seiner Vizepräsidentin zu machen. Die, wie man schnell zu ahnen begann und heute weiss, einen politisch erbärmlich krausen Kopf hat. Der integre McCain hatte keine Chance gegen den souveränen Frischling.

Amerika ist anders als die Schweiz. Man lässt das Bekannte gern fahren, wenn das Neue einladender scheint, auch wenn man es nicht kennt. Schwarzenegger war ein Beispiel. In dieser Präsidentschaftswahl gibt es fast nur Langeweile. Hillary? Eine erfahrene Politikerin, zweifellos, aber aufregend? Der Frauenbonus zieht nicht mehr. Erstaunlicherweise fegte Obama den weg, als er gewählt wurde. Schwarz, gelb, Mann, Frau, die Schranke ist weg. Hillarys einziger ernstzunehmender Parteigegner Bernie Sanders unterlag in Iowa nur knapp, obwohl er das Wort Sozialismus nicht scheut. Die Erklärung für seinen Erfolg: Er ist, wie Donald Trump, wütend über heutige Zustände und genauso entspannt und amüsant, wenn er darüber redet. Nur weniger verletzend, wenn er über Frauen und Muslime redet. Sie werden vermutlich beide nicht gewinnen. Der Republikaner Marco Rubio, Sohn kubanischer Immigranten, ist ein viel interessanterer Kandidat. Und wenn der parteilose Milliardär Michael Bloomberg, Ex-Bürgermeister von New York, tatsächlich ins Rennen steigt, könnte endlich so etwas wie Spannung aufkommen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf eine Primarschulklasse ihrer Lehrerin ein Deodorant schenken?

Hans Boller, Fehraltorf

Ich hoffe, es geht nicht darum, eine ungeliebte Lehrerin zu mobben. Ein als Geschenk verpacktes Deo als Kollektivgabe von Schülern ist eine Schmach, von der sie sich lange nicht erholen würde. Riecht sie wirklich schlecht, hat die Lehrerin offenbar ein Hygieneproblem. Wer am Morgen duscht und danach nicht wieder in die ungelüfteten Kleider vom Vortag steigt, stinkt selbst ohne Deo so gut wie nie. Aber das peinliche Thema anzugehen, ist Sache des Rektors oder eines Schulpsychologen. Erklären Sie dem Klassensprecher, warum es für alle besser ist, wenn er mit einem der beiden redet.

Beatrice Schlag

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Über Ronald Reagan wurde in Europa etwa gleich geschrieben und gespottet.» *Bobby Erni*

Genialer Geschäftsmann

Nr. 4 – «Früchte des Zorns»;
Urs Gehrig über Donald Trump

Man sollte auch mal erwähnen, dass Trump ein genialer Geschäftsmann ist, der sich von minus neun Milliarden wieder bis auf zirka sieben Milliarden hochgearbeitet hat. Eine beachtliche Leistung, wenn man bedenkt, dass es Leute gibt, die sich schon bei einem Jobverlust die Kugel geben. Nicht auszumalen, was viele bei 9 Milliarden Schulden tun würden. Dieser Mann weiss, worum es geht. Schön reden können alle, aber man sollte es auch durchziehen. Und das kann dieser Mann. Trump for President!

Alain Schumacher, Almunia (E)

Die Amerikaner haben Donald Trump nicht nötig. Die USA sind mehr.

Andreas Schmied, Fräschels

Das Phänomen Trump ist gar nicht so neu. 1979 wurde über einen gewissen Ronald Reagan in Europa etwa gleich geschrieben und gespottet. Europas Journalisten haben sich kaputtgelacht, weil ein mässiger Schauspieler Präsident werden wollte und aus lauter Dummheit angeblich rechtsextreme Ansichten hatte und von einer Peinlichkeit in die nächste stolperte. Dieser als bildungsfern apostrophierte Kandidat hat es dann doch geschafft und wurde der wohl erfolgreichste Präsident seit Roosevelt. Er hat die USA aus tiefster Depression zu unglaublichen Höhen gebracht, so dass die Amerikaner wieder mächtig stolz auf ihr Land wurden. Auch Grossbritannien hatte eine «unfähige» Politikerin namens Margaret Thatcher. Auf Politiker, über die unsere weisen Journalisten besonders negativ schreiben, ist also Verlass.

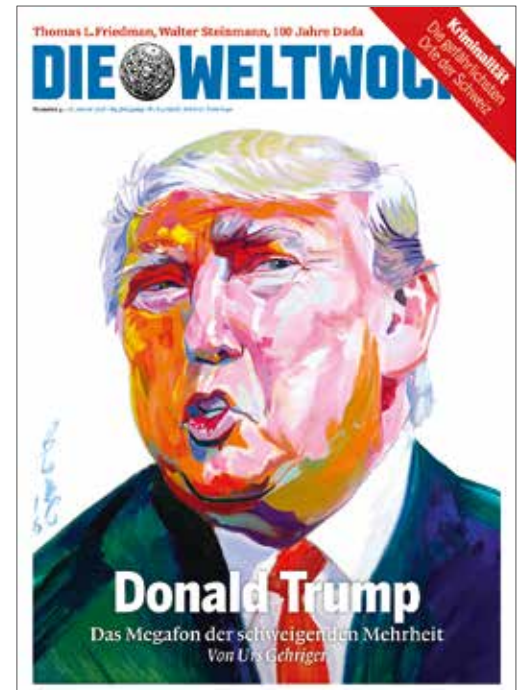
Bobby Erni, Rotkreuz

Ausserordentlich zutreffend

Nr. 4 – «Ein Schuss blanker Rassismus»; Interview mit Thomas L. Friedman

Würde ich die Kernaussagen aus diesem Interview rot anstreichen, der Text wäre vollständig übermalt. Die Analysen sind ausserordentlich zutreffend, sie sprechen mir aus dem Herzen. Für ein gutes Interview braucht es zwei Dinge: gute Fragen und eben Herrn Thomas L. Friedman. Ich wünsche mir, dass dieser Text bis zu Obama, Trump, Juncker, Merkel, Rohani, Putin und Salman ibn Abd al-Asis gelangt. Ich selber kann die Welt nicht verändern.

*Daniel Ryser,
Bolligen*



«Die USA sind mehr»: Kandidat Trump.

Kirchenschiff voller Passagiere

Nr. 4 – «Unverzichtbares Unwort»;
Peter Ruch über den Begriff «Gutmensch»

Dieser hervorragende Beitrag zeugt nicht nur von beruflich bedingter Bibelkenntnis, sondern auch von ausgeprägter Liebe zum sprachlichen Ausdruck, von Beobachtungsgabe und Flair für analytisches Denken seitens des Autors. Schade nur, dass er mit der Platzierung seines Textes in der *Weltwoche* keine Heerscharen von Gutmenschen erreichen kann. Es bleibt zu hoffen, dass Peter Ruch solche Gedanken auch in seine Sonntagspredigten einfließen lässt. Ich wage die Behauptung, dass sich sein Kirchenschiff mit Passagieren füllen würde, denn der Schwund von Gläubigen dürfte auch damit verbunden sein, dass vielfach in der Kirche die Kritik knapp am Zielpunkt vorbei geführt wird.

Hans Christian Müller, Zürich

Es bleiben die Armen, Alten und Arbeitslosen

Nr. 4 – «Die gefährlichsten Orte der Schweiz»
von Philipp Gut und Peter Keller

Ich wurde in der «Ville olympique», wie sich die Stadt Lausanne in der Tourismuswerbung gerne nennt, an einem Sonntagnachmittag zusammengeschlagen, weil ich mich weigerte, einer Drogenabhängigen Geld zu geben. Die Polizisten vor Ort tun ihr Möglichstes, sind aber total überfordert. Es fehlt am politischen Willen der linken Regierung, die seit 25 Jahren al-

les tut, um die Stadt in Misskredit zu bringen. Daran werden auch die Wahlen Ende Februar nichts ändern. Der Exodus der guten Steuerzahler hat längst begonnen, es bleiben die Alten, Armen und Arbeitslosen, die auf Unterstützung der Linksregierung angewiesen sind.
Anita Vaucher, per E-Mail

Zum dritten Mal ins Chaos?

Nr. 4 – «Rattenfänger»;
Editorial von Roger Köppel

Man kann es drehen und wenden, wie man will, aber grossmülig deutsche Staatenlenker führten Europa in den letzten hundert Jahren immer wieder ins Verderben: im Ersten Weltkrieg der Kaiser («[...] herrlichen Tagen führe ich Euch noch entgegen [...]»), im Zweiten Weltkrieg der Führer («Sieg Heil!») und nun die Kanzlerin («Wir schaffen das!»). Ihre unverantwortliche Einladung zur Völkerwanderung aus Nahost und Afrika könnte Europa zum dritten Mal ins Chaos zu stürzen. Bleibt nur die Hoffnung, dass die demokratischen Strukturen Deutschlands sich bewähren und das von Merkel angerichtete Schlamassel korrigieren.
Peter Sommer, Adliswil

Konsequenzen tragen

Nr. 4 – «Weg in die Barbarei»; Markus Schär über die Durchsetzungsinitiative

In der Schweiz lebende Menschen – egal welcher Herkunft – haben die Wahl, ob sie kriminell werden wollen oder nicht. Niemand wird grundsätzlich gezwungen, kriminelle Taten zu begehen. In der Schweiz ist niemand darauf angewiesen, kriminell zu werden, beispielsweise Nahrung zu stehlen, um so das Überleben der hungernden Familie sicherzustellen. Wenn sich ein in der Schweiz lebender Ausländer also bewusst entscheidet, kriminell zu werden, muss er auch die Konsequenzen tragen und unser Land verlassen. Ich denke insbesondere an Sexualdelikte und strafbare Handlungen gegen Leib und Leben. Dies ist für mich nichts anderes als pure Logik und gesunder Menschenverstand und hat mit Rassismus überhaupt nichts zu tun. Deshalb sage ich ja zur Durchsetzungsinitiative.

Dario Steinmann, Schöftland

Letztendlich geht es bei dieser Initiative darum, wer in diesem Land das Sagen hat. Sind es die Politiker, Richter und Medien, die es in den vergangenen Jahren zugelassen haben, dass sich weit über sechzig Prozent unserer Gerichtsbarkeit mit einer gewissen Klientel auseinandersetzt und dass weit über sechzig Prozent unserer Gefängnisse ebenso mit einer gewissen Klientel besetzt sind? Oder ist es doch der Souverän, der in der Vergangenheit oft bewiesen hat, dass er durchaus mit Augenmass die Sachlage beurteilen kann? Das Volk kann bei dieser

Initiative selbst entscheiden, ob es sich teiletmündigen lassen und die Geschicke dieses Landes ausschliesslich einigen Funktionären überlassen will oder nicht.
Richard Stäheli, Uttwil

Die Überprüfung der Verhältnismässigkeit eines Landesverweises wird durch die Durchsetzungsinitiative nicht aufgehoben. Art. 5 BV, der die Grundsätze rechtsstaatlichen Handelns behandelt, Art. 8 BV zur Rechtsgleichheit und Art. 36 BV zu den Einschränkungen von Grundrechten bleiben in Kraft. Es gibt viele Rechtsvorschriften, die sich widersprechen. Die Abwägung durch die Gerichte bleibt bestehen. Nichtsdestotrotz dürften die Bestimmungen in einem neuen Art. 197 Ziff. 9 BV zur nötigen Verschärfung der Praxis beim Landesverweis führen.
Alex Schneider, Küttigen

Grundlegenden Faktor verschwiegen

Nr. 3 – «Amerika trotz allem»;
Kommentar von Hansrudolf Kamer

Im Artikel wird ein grundlegender Faktor der amerikanischen Politik verschwiegen. Nämlich die weltweiten militärischen Interventionen mit dem Ziel, potenzielle Konkurrenten wie China, Russland und auch Europa zu destabilisieren (Zbigniew Brzezinski lässt grüssen), um sich selber einen Vorteil zu verschaffen. So bekämpfen die USA seit Jahren erfolgreich Chinas Versuche, sich selbständig am weltweiten Rohölmarkt einzudecken. Zurück bleiben Staaten, die im Chaos versinken, wie etwa Libyen oder Süd-(Sudan) – um nur einige zu nennen. Und auch die aktuelle Flüchtlingskrise hat ihren Ursprung in den strategischen «Fehlern» der USA. Die Hauptzahl der Flüchtlinge kommt aus Ländern, die durch direkte Intervention (Afghanistan, Irak, das Kosovo, Somalia) oder durch indirekte, wie im Fall von Syrien und Eritrea, in ein nicht enden wollendes Chaos gestürzt wurden. Der wahre Grund für Amerikas Stärke ist, dass es seinen Vorteil als einzige Weltmacht jeden Tag aufs Neue schamlos ausnützt.

Oliver Schmid, Rosshäusern

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.
Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Linke Deutungshoheit

Nr. 3 – «Alternative für Merkel?»;
Claudia Schumacher über Frauke Petry

Interessantes Resümee. Spannend auch der kaum wahrnehmbare Unterton. Man wird heute schon schubladisiert, wenn man Fakten erzählt. Zum Beispiel stimmt es ja, dass in Afrika um etliches mehr Kinder geboren werden als auch schon, während Deutschland seit letztem Jahr die niedrigste Geburtenrate der Welt haben soll. Afrika hat global die höchste Geburtenzahl. Afrikaner sind also tatsächlich reproduktionsfreudiger. Wer dies aber ausspricht, ist heute rassistisch und rechtsextrem, da die Linken längst die subjektive Deutungshoheit über unsere Worte übernommen haben. Sie interpretieren in alles das hinein, was sie wahrzunehmen glauben. Das aber, was eigentlich gesagt worden ist, legen sie nicht aus. Sie sind richtiggehend auf der Jagd danach.

Hanna Willmann, per E-Mail

Zensur und Pressefreiheit

Nr. 3 – «Kultur der Feigheit»;
Peter Keller über Online-Medien

Zensur gibt es nicht nur bei *20 Minuten*, sondern auch beim *Bluewin.ch*-Portal. Da wird über mangelnde Pressefreiheit in Polen und Ungarn geschimpft, und bei uns darf man die Zensur rücksichtslos anwenden. Das ist mir schon oft passiert: Kommentare, die zu rechtsbürgerlich sind, werden nicht veröffentlicht. Und wenn es eine Flut negativer Kommentare gibt, wird das Kommentieren sofort eingestellt. Bei *Blocher* darf man, bei *Sommaruga* nicht. Ich spreche hier nicht von Beleidigungen, Schimpfwörtern oder Obszönitäten, sondern von klaren Kommentaren, die zensuriert werden.

Daniel Lori, Zürich

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

Löchrige Grenzen

Das Grenzwachtkorps soll illegale Einwanderer, Kriminaltouristen und islamistische Terroristen von der Schweiz fernhalten. Aber der Truppe von Ueli Maurer fehlen die Mittel. Von Hubert Mooser

Pünktlich zum Jahresanfang geht das Ritual wieder los: Das Staatssekretariat für Migration (SEM) von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) kündigt die nächste Flüchtlingswelle an. Es hat die Zahl der Asylsuchenden für das Jahr 2016 auf 40 000 hochgerechnet – so viel wie im letzten Jahr. Dann verstreichen ein paar Tage, und Parlamentarier fordern eine Aufstockung des Grenzwachtkorps (GWK), wie letzte Woche in der Sicherheitspolitischen Kommission (SiK) des Nationalrats.

Denn die Grenzschutztruppe unter dem Kommando des neuen Finanzministers Ueli Maurer (SVP) soll Wunder vollbringen: illegale Migranten zurückweisen, Kriminaltouristen stoppen, Terroristen herausfiltern, Warentransporte checken, Schmuggler überführen. Die Aufgaben werden immer umfangreicher, doch das GWK wurde bisher personell nicht entsprechend aufgestockt. Genau 2073 Grenzwachter stehen 2016 im Einsatz, das sind nur unwesentlich mehr als vor der Einführung von Schengen/Dublin im Dezember 2008. Als die Schlagbäume an den Binnengrenzen fielen, versprach der Bundesrat mehr Sicherheit dank Kooperation. Die Realität ist eine andere: Es drängen heute mehr Kriminaltouristen und illegale Migranten ins Land.

Bürokratie bindet Einsatzkräfte

Längst ist der Notstand da, das GWK soll es richten. Für SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz ist das ein frommer Wunsch: «Die Bürokratie, auch die in Bundesbern, absorbiert inzwischen einen Grossteil der Einsatzkräfte.» Die Grenzwachter an der Front müssten heute viel Zeit für Empfang und Registrierung illegaler Einwanderer und deren Überstellung in ein Asyl-Erstaufnahmезentrum sowie Rückführungen in das Erstasyland gemäss dem Abkommen Schengen/Dublin aufwenden. «Diese Leute fehlen dann bei der effektiven Bewachung der Schweizer Grenze.»

Den Aufwand kann man von der Statistik ablesen. Das GWK führt minutiös Buch über aufgegriffene Asylsuchende. Zwischen Oktober 2015 und Januar 2016 stoppten die Grenzer in den GWK-Regionen Mittelland, Schaffhausen, Chiasso und Brig über 7700 illegale Einwanderer, den Grossteil Afghanen, Syrer und Iraker. Ein knappes Drittel davon hat man entweder weggewiesen oder in einen Schengen-Staat überstellt, wo die Betroffenen bereits ein Asylgesuch eingereicht hatten. Das ist in den Regeln zu Schengen/Dublin so vorgesehen, der Alltag

ist für das GWK jedoch zuweilen ein Hürdenlauf. Probleme gibt es mit Italien. «Selbst wenn man den Italienern die Bahnbillette der Asylsuchenden unter die Nase hält, als Beweise für die Einreise über Italien, wollen sie manchmal die Leute nicht zurücknehmen», weiss Amstutz. Und er steht mit dieser Meinung nicht allein da. Die Präsidentin der SiK, Corina Eichenberger (AG, FDP) sagt dazu, bei Italien hänge die Überstellung von Asylsuchenden von den Beziehungen der Angehörigen des GWK zu ihren italienischen Kollegen ab, und davon, wer auf der italienischen Seite gerade Dienst tue. Mit den Behörden in Deutschland klappe die Zusammenarbeit etwas besser.

Aber es ist ein enormer bürokratischer Aufwand, der Einsatzkräfte bindet und Folgen hat. «In die Schweiz hereinkommen ist kein Problem», sagt Amstutz, «es gibt unzählige Möglichkeiten.» Die Liste der Einfallstore: 14 grenzüberschreitende Hauptverkehrsachsen, 29 Nebenverkehrsachsen und über 160 befahrbare Strassen mit unbesetzten Grenzübergängen. Dazu kommen noch über 600 befahrbare Wege sowie das gesamte Zwischengelände. Selbst die wichtigsten Übergänge sind heute nicht mehr rund um die Uhr besetzt. Mit ein paar Klicks können sich Schlepperbanden, Kriminaltouristen und Schmuggler auch auf der Website der Ober-



Die Ostgrenze wird bei Migranten immer beliebter:

zolldirektion kundig machen, wo, wann und wie man problemlos in die Schweiz gelangt.

Etwa über St. Margrethen im Kanton St. Gallen. Der Grenzposten ist von Montag bis Frei-



Kontrolle unbewachter Grenzabschnitte: mobile Patrouillen in der Nähe von Chiasso.



Grenzübergang am Bahnhof in Buchs SG.

tag zwischen 8 und 16 Uhr besetzt, samstags und sonntags ist er unbewacht. Auch in Ferny-Voltaire bei Genf stehen nur zu gewissen Bürozeiten Grenzwachter auf der Strasse. Beim Grenzübergang Gondo im Wallis kontrollieren Beamte von Montag bis Sonntag von 5 bis 22 Uhr den Einreiseverkehr. «Ausserhalb der Abfertigungszeiten werden die Grenzen mit mobilen Patrouillen kontrolliert», sagt der Stabsadjutant der Oberzolldirektion, Attila Lardori. Auch technische Hilfsmittel kommen zum Einsatz: Zur Überwachung unbewachter Grenzabschnitte stellt die Armee dem Grenzwachtkorps an 50 bis 60 Tagen im Jahr Drohnen zur Verfügung. Im Wallis observieren Grenzwachter auch aus dem Helikopter das Gelände. Aber angesichts des Zustroms an Asylsuchenden reichen die personellen und technischen Mittel hinten und vorne nicht.

Das Elend trägt einen Namen

Das bestätigt der Walliser Polizeidirektor, SVP-Staatsrat Oskar Freysinger: «Die Situation ist nach wie vor angespannt.» Sobald die Grenzwachter überfordert seien, eile die Walliser Polizei zu Hilfe. Eine ständige Präsenz der Polizei ist gemäss Freysinger jedoch nur bei extremen Drucksituationen möglich. Die Grenzkantone zu Frankreich und Italien kämpfen auch mit

einer höheren Kriminalität als andere Regionen. Wie die *Weltwoche* letzte Woche, gestützt auf Angaben des Bundesamtes für Polizei (Fedpol), aufzeigte, ist die Schweiz ein beliebtes Zielland für Kriminaltouristen geworden. Die Täter kommen hauptsächlich aus Zentral- und Südosteuropa. Die Rumänen bilden laut Fedpol die mit Abstand grösste Gruppe. Trotz-

«Das ist geradezu eine Einladung an professionelle Schmugglerbanden.»

dem will Grenzschutz-Chef Jürg Noth keine Hilfe durch die Armee.

Das ganze Elend trägt einen Namen: Schengen/Dublin. Das System, das man den Stimmbürgern beim Urnengang im Jahre 2005 mit allen möglichen Versprechen verklickerte, weist zahllose fundamentale Schwachstellen auf. Steigen die Flüchtlingszahlen wie im Herbst 2015 steil an, ist der Schengen-Raum löchriger als ein Emmentaler Käse, weil einzelne Mitglieder, namentlich Griechenland, ihre Verantwortung nicht wahrnehmen und die Aussengrenzen zu wenig schützen.

Für die Schweiz brachte der Systemwechsel 2008 einschneidende Veränderungen. Das

Schengen-Abkommen verbietet «systematische Grenzkontrollen», der freie Personenverkehr hat Priorität. Dass das GWK im Grenzgebiet heute überhaupt noch Einsätze leistet, hängt allein damit zusammen, dass die Schweiz nicht Teil der EU-Zollunion ist und Warenkontrollen weiterhin durchführen darf. Das bewerkstelligen nicht nur zivile Zollbeamte, sondern auch Grenzwachter.

Doch Jahr für Jahr strich der Bundesrat ab 2009 im Zuge von Sparprogrammen Stellen beim GWK. Vorab solche an der Front. Erst ab 2012 wurden die Bestände in mehreren Tranchen wieder aufgestockt. «Der Grund lag in der Regel bei der Übernahme von neuen Aufgaben, vor allem in Zusammenhang mit Schengen/Dublin», präzisiert Lardori. Besonders nach dem Arabischen Frühling, der eine neue Migrationswelle nach Europa spülte, nistete sich im Parlament eine Art Ritual ein. Keine Asyldebatte ohne Forderung nach einer Aufstockung des Grenzwachtkorps. Die Liste der Eingaben, die das GWK betreffen, ist ellenlang, aber nicht unbedingt zielführend.

Amstutz warnt: «Wir könnten tausend neue Stellen bewilligen, und es würde sich trotzdem nichts ändern, solange die Aufgaben des GWK in Bezug auf die illegale Zuwanderung so falsch wie heute definiert sind.» Das soll jetzt geschehen. Die SiK hat letzte Woche aufgrund von Standesinitiativen der Kantone Basel-Stadt und Basel-Landschaft sowie parlamentarischer Vorstösse beim Bundesrat einen Bericht angefordert. Darin soll die Regierung die Aufgabe des GWK präzisieren und die notwendigen Personalbestände festlegen. «Wir wollen wissen, welchen Bedarf das GWK an Mitarbeitern und technischer Ausrüstung benötigt», sagt Eichenberger. Das Parlament will damit dem Bundesrat bei der Aufstockung des GWK Beine machen.

Dafür wird nun der für die Abfertigung der Warentransporte zuständige zivile Zollpersonalbestand konstant reduziert und die Schliessung von Zollstationen ins Auge gefasst. Erfahrene Grenzwachter sprechen von einem absoluten Leerlauf. «Das ist geradezu eine Einladung an professionelle Schmugglerbanden», sagt Amstutz. Der Druck auf das GWK werde dadurch noch grösser. Kurzum: Die Stimmung ist im Keller.

Die Grenzwachter klagen über schlechte Entlohnung, Dauereinsätze wegen der Flüchtlingskrise und wegen Terroranschlägen im Ausland, über gestrichene Weiterbildungskurse und den täglichen Frust beim Umgang mit Asylsuchenden. Der Oberwalliser SVP-Nationalrat Franz Ruppen, ein Politiker mit gutem Draht zu Grenzschützern, spricht von einer zermürbenden Sisyphusarbeit: «Die gleichen illegalen Asylsuchenden, die das GWK am Strassenzoll in Gondo abfängt, versuchen es ein paar Tage später wieder mit der Bahn.» Dann kündigt das SEM die nächste Flüchtlingswelle an. Und das Ritual beginnt von vorne. ○

Entwicklungsland Schweiz

Die Bundesverwaltung träumt davon, das Land nach den Vorgaben der Uno zu lenken, ohne dass das Parlament oder gar das Volk noch etwas dazu sagen können. Der Bundesrat segnet ihren Wunschkatalog für die nachhaltige Entwicklung unbesehen ab. *Von Markus Schär*

«Diese Frage musste ja kommen», sagte der Bundespräsident. Um eine Antwort drückte sich Johann Schneider-Ammann (FDP) aber, während Finanzminister Ueli Maurer (SVP) neben ihm wenigstens mit seiner Mimik sprach. Ausgerechnet die beiden Bundesräte, die sich im Kollegium hoffentlich dagegen wehrten, mussten die «Strategie Nachhaltige Entwicklung» vor den Medien vertreten, weil sie in der Legislaturplanung der Landesregierung steht. Und die Berater des Bundespräsidenten hatten offensichtlich mit ihm keine verbindliche Antwort auf die zu erwartende *nasty question* geübt – oder ihnen war keine vertretbare eingefallen.

Die Frage lautete: «Was für eine demokratische Legitimation gibt es für die «Strategie Nachhaltige Entwicklung?»» Die Ziele, wie sich Land und Leute bis 2030 entwickeln sollen, sind in einem «Stakeholder-Dialog» ausgedacht und den Sustainable Development Goals der Uno-Agenda 2030 nachempfunden, welche die Schweiz tatkräftig mitgestaltete und in Person von Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga im September 2015 unterschrieb. Das Parlament hatte dazu nie etwas zu sagen, geschweige denn das Volk.

Volkserziehung

So finden sich in der Legislaturplanung des Bundesrates 2015–2019, ohne dass noch jemand darüber abstimmen könnte, solche Ziele für die Schweizerische Eidgenossenschaft:

Ziel 1.1: Unternehmen nehmen ihre gesellschaftliche Verantwortung in der Schweiz und im Ausland – überall dort, wo sie tätig sind – wahr. (Für die Konzernverantwortungsinitiative, die das vorschreiben will und beim Volk wohl chancenlos ist, werden derzeit erst die Unterschriften gesammelt.)

Ziel 1.2: Unternehmen schöpfen ihre Ressourceneffizienz durch eine optimale Gestaltung ihrer Produktionsprozesse und Produkte aus. (Die Vorlage für eine grüne Wirtschaft, die solche Vorschriften machen wollte, scheiterte im Dezember 2015 im Parlament.)

Ziel 2.8: Die Verkehrsinfrastruktur beschränkt sich auf die zu erfüllende Funktion. (Der Bau einer zweiten Gotthardröhre, über den das Volk am 28. Februar abstimmte, lässt sich damit kaum vereinbaren.)

Ziel 3.1: Die Treibhausgasemissionen sind gegenüber 1990 um 50 Prozent gesenkt, davon sind mindestens 30 Prozent durch Massnahmen im Inland erfolgt. (Der Bundesrat gab die-

ses Ziel für die Pariser Klimakonferenz im Dezember 2015 vor – und Bundesrätin Doris Leuthard ging gemäss Insidern vor Ort sogar über das Mandat hinaus. Das Gesetz dazu kommt aber erst dieses Jahr ins Parlament.)

Ziel 6.3: Die Menschen sind befähigt, zur Förderung der nachhaltigen Entwicklung beizutragen. (Für solche Volkserziehung – dazu gehört auch der Kampf gegen die Nahrungsmittelverschwendung [Ziel 4.5] oder für die Bewegungsaktivität [Ziel 9.2] – gibt es keinerlei gesetzliche Grundlage.)

Der Wunschkatalog für ein nachhaltiges Schlaraffenland, den der «Stakeholder-Dialog» erträumte, kann niemanden erstaunen. Diesen aufwendigen Prozess führte das «Bun-

desamt für Weltrettung» (*Weltwoche* Nr. 13/15); die Verantwortung tragen im Bundesamt für Raumentwicklung (Are) der Politologe Daniel Dubas, der für die Grünen im Parlament von Lausanne sitzt, und der Biologe Till Berger, der in seinem Thriller «Breakdown. Welt am Abgrund» einen Umweltterroristen mit viel Verständnis drohen lässt: «Unsere Chance, die Welt auf sanfte Weise zu ihrem Glück zu zwingen, ist vorbei. Nun muss sie es auf die harte Tour lernen.»

«Die Auswahl der beteiligten Stakeholder erfolgte von oben», stellt die wissenschaftliche Begleitstudie fest, verfasst vom Fachbereich Nachhaltigkeitsforschung der Uni Basel: Aufschlussreich, dass die Autoren die Bundesver-



«Neue Herausforderungen an die Organisationsstruktur.»

waltung als «oben» sehen – eigentlich sollte sie die Aufträge von Volk und Parlament vollziehen. An der Auftaktveranstaltung vom 27. Oktober 2014 nahmen 134 Interessierte teil, von der Allianz Ernährung, Bewegung und Körpergewicht bis hin zum Forum Nachhaltige Geldanlagen e.V. Von den Bundesratsparteien aber machte niemand beim Dialog mit, und die wenigen Wirtschaftsvertreter fanden sich selbst in Handlungsfeldern wie «Konsum und Produktion» oder «Wirtschafts- und Finanzsystem» unter Laien in der Minderheit – dabei sieht die Uno die soziale, die ökonomische und die ökologische Dimension der Nachhaltigkeit als gleichgewichtig.

Deshalb war der «Stakeholder-Dialog» ein fortlaufender Erfolg: Zur Abschlussveranstaltung am 28. Mai 2015 trafen sich noch 69 Teilnehmer. «Dabei fällt auf», steht in der Begleitstudie, «dass die Beteiligung der Vertreter/innen aus der Bundesverwaltung über den Prozessverlauf konstant blieb.» Ein Wirtschaftsvertreter spottete denn auch im Interview: «Relevante Akteure, welche im Tagesgeschäft direkt davon betroffen sind und

entsprechende Arbeit zu leisten haben, die müssen andere Prioritäten setzen, als solche aufwendigen und hochfliegenden Prozesse zu unterstützen.»

Verwaltung für eine bessere Welt

Die Leute aus der Bundesverwaltung dachten also, nur von wenigen handverlesenen Gästen gestört, unter sich darüber nach, wie sie die Uno-Agenda 2030 in der Schweiz umsetzen wollen. Eigentlich liessen sich im Land mit der höchsten Lebenszufriedenheit der Welt die siebzehn Sustainable Development Goals abhaken, vom Kampf gegen die Armut über die Verfügbarkeit von Wasser bis hin zu belastbarer Infrastruktur und dauerhaftem Wirtschaftswachstum. Ausgerechnet in der Zeitschrift *Eine Welt* der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) sagt allerdings der Berner Nachhaltigkeitsforscher Peter Messerli, wir müssten uns fragen, «ob die Schweiz nicht ein Entwicklungsland ist».

Wie bitte? Warum das? Gemäss der Agenda 2030 muss jedes Land einen Beitrag zur nach-

haltigen Entwicklung der Welt leisten, und zwar nicht nur, indem es den real existierenden Entwicklungsländern hilft, sondern auch, indem es im eigenen Land für Nachhaltigkeit sorgt. Das erklärt, weshalb sich die Bundesverwaltung so begeistert darauf stürzt: Ob Förderung von Biobauern, Vorschriften bei Elektrogeräten oder Massnahmen für den Langsamverkehr, ob der Aktionsplan zur Verbesserung der Rahmenbedingungen für die fahrende Lebensweise oder das Breitensportkonzept, um «die Einsicht in die Notwendigkeit des «lebenslangen Sporttreibens» zu vermitteln»: Alles (also vor allem jeder Job in der Verwaltung) lässt sich als Beitrag zu einer bes-

Ueli Maurer weiss jetzt, wo er problemlos mit dem Rotstift wüten kann.

seren Welt verkaufen – ebenso dringlich wie der Katastropheneinsatz in Nepal oder die Flüchtlingshilfe im Libanon.

Mehr noch: Die Bundesverwaltung will ihr Streben ganz auf die Agenda 2030 ausrichten. Deren Umsetzung stelle «neue Herausforderungen an die Organisationsstruktur und die Prozesse in der Bundesverwaltung» dar, kündigt die Botschaft des Bundesrates an: «Dabei sind insbesondere die Prozesse auf nationaler und internationaler Ebene aufeinander abzustimmen.» Was soll das heissen? Bundespräsident Johann Schneider-Ammann mochte an der Medienkonferenz die Botschaft nicht ausdeutschen, die er Stunden zuvor an der Bundesratssitzung abgenickt hatte.

Auch die Bundesverwaltung kann Fragen zu einer zentralen Vorlage der Landesregierung, die Dutzende von höchstbezahlten Staatsdienern monatelang durchgekaut haben, nicht auf Anhieb beantworten. Am Donnerstag, 11.59 Uhr, reicht die *Weltwoche* die Bitte, einige Sätze zur Umsetzung der Agenda 2030 zu erklären, bei der Bundeskanzlei ein. Am Donnerstagnachmittag fragt deren Sprecherin nach, bis wann die Antworten zu liefern seien; sie verspricht Freitagnachmittag als Termin. Am Freitag, 15.19 Uhr, kündigt der Sprecher des Are – also der tiefstmöglichen Stufe – an, die Antworten kämen bis Montagmorgen. Am Montag, 16.33 Uhr hakt die *Weltwoche* nach, ohne Reaktion. Am Montag, 18.20 Uhr, schickt das Are ein Mail.

Die Antworten stellen die Wörter in den Sätzen aus der Botschaft etwas um. Aber immerhin versichert der Sprecher des Are, die Arbeiten an der Umsetzung der Agenda 2030 würden «mit den bestehenden finanziellen und personellen Ressourcen gewährleistet». Finanzminister Ueli Maurer hätte also bei der Medienkonferenz nicht so grimmig dreinschauen müssen: Er weiss jetzt, wo er problemlos mit dem Rotstift wüten kann. ○



Export-Blockade

Aussenminister Didier Burkhalter will überall auf der Welt Frieden stiften. Das hat Folgen für die Schweizer Maschinenindustrie.

Von Hubert Mooser



Unverlässliche Wirtschaftspolitik? Bundesrat Burkhalter am WEF in Davos.

Es war ein Bild für das Familienalbum: ein ausgelassener US-Aussenminister John Kerry, der während des WEF in Davos spasseshalber dem Schweizer Aussenminister Didier Burkhalter an die Gurgel geht. Auf Tuchfühlung mit den Mächtigen in der Welt, in dieser Rolle gefällt sich Burkhalter am besten. Der Schweizer Maschinenindustrie indes bereitet sein internationales Engagement zunehmend Bauchschmerzen. Er schiele zu sehr auf die Uno und auf Friedensmissionen, und das bekomme der Branche nicht gut, kritisieren Vertreter betroffener Unternehmen.

Seit August 2014 haben die Bedenkensträger des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) wiederholt

Hintergrund bilden die EU-Sanktionen gegen Russland.

Gesuche für den Export von Rüstungsgütern und sogenannten Dual-Use-Komponenten – zivil und militärisch verwendbare Güter – blockiert. Derzeit sorgt die Lieferung eines defensiven Flab-Systems nach Pakistan für Verstimmung zwischen Bern und der Maschinenindustrie. Gesuchstellerin ist die Rheinmetall Air Defence in Oerlikon. Es geht

offenbar um einen Auftrag von zirka fünfzig Millionen Franken. Das Gerät dient dem Schutz von Bevölkerung und Infrastruktur vor Angriffen aus der Luft – so viel geht aus Unterlagen hervor, mit denen Vertreter der Maschinenindustrie bei Bundesräten, Regierungsräten und Parlamentariern zurzeit lobbyieren und die der *Weltwoche* vorliegen.

Darin sprechen Schweizer Vertreter des Unternehmens von «inkonsequenten Entscheidungen des EDA». Das Amt blockiere diesen Auftrag, obwohl das Wirtschaftsdepartement (WBF) einen ähnlichen Vertrag mit Pakistan vor einem Jahr mit dem Einverständnis des EDA problemlos bewilligt habe. Die Situation in Pakistan habe sich seither nicht verändert. Für den Meinungswechsel habe das EDA keine Begründung geliefert. Das EDA und das WBF wollen auch jetzt nichts sagen.

Einwände des Nachrichtendienstes

Letzten Mittwoch musste jedenfalls der Gesamtbundesrat ein Machtwort sprechen – wie bei seiner ersten Sitzung 2016 in neuer Besetzung, also mit dem neuen SVP-Bundesrat Guy Parmelin. Es ging um Exporte von Dual-Use-Gütern nach Russland. Das *St. Galler Tagblatt* hat in den letzten Wochen verschiedentlich berichtet, dass die Maschinenindustrie unter dem zurzeit für Russland geltenden

restriktiven Exportregime leidet, und das EDA eine Reihe von Exportgesuchen blockiere – dies als Folge der Krise in der Ukraine. Nachdem sich WBF und EDA nicht hatten einigen können, gab der Bundesrat am 13. Januar grünes Licht für fünf der insgesamt sieben Gesuche. Bei den zwei nicht bewilligten Gesuchen hatte dem Vernehmen nach der Nachrichtendienst Einwände. Diese sollen nun vertieft geprüft werden.

Den Hintergrund bilden die EU-Sanktionen gegen Russland. Die Schweiz übernahm diese nicht, ergriff jedoch Massnahmen, um Umgehungsgeschäfte zu verhindern. Der Export von Dual-Use-Gütern nach Russland und in die Ukraine wird seither restriktiv bewilligt. Etwas zu restriktiv, finden Politiker aus betroffenen Regionen. «Es ist richtig, dass die Schweiz bei diesen Geschäften genau hinschaut», sagt die Thurgauer CVP-Ständerätin Brigitte Häberli-Koller. «Aber der Bund sollte nicht weiter gehen als das Ausland. Es stehen Arbeitsplätze auf dem Spiel.» Nationalrat Hermann Hess (FDP) würde ein etwas pragmatischeres Vorgehen begrüssen.

Als problematisch gelten Ausfuhren in den Nahen Osten (Saudi-Arabien, Jordanien, Libanon, Arabische Emirate), nach Pakistan, Russ-

Wegen der schlechten Auftragslage musste das Unternehmen 27 Mitarbeitern kündigen.

land und in die Ukraine – mit Folgen für die Branche. Die Rheinmetall Schweiz AG hat seit 2011 die Belegschaft von 280 auf 180 Mitarbeiter reduziert. Anfang 2015 hat man Kurzarbeit eingeführt. Das Rheintaler KMU Vectronix exportiert Produkte zur Beobachtung, Orientierung und Distanzmessung. Derzeit sind Verkäufe in mehrere Länder des Nahen Ostens gefährdet, denn die Beobachtungsgeräte sind als besondere militärische Geräte eingestuft. Wegen der schlechten Auftragslage musste das Unternehmen letzten Oktober 27 Mitarbeitern kündigen.

Auch die Nitrochemie Wimmis AG zittert um einen Auftrag von einer staatlichen Firma aus den Vereinigten Arabischen Emiraten. Wird die Ausfuhr nicht bewilligt, stehen zwanzig Stellen auf dem Spiel. Das Fazit von Branchenvertretern: Das EDA betreibe eine unverlässliche Wirtschaftspolitik und schade der Wirtschaft. ○

Mittelmass ist spitze

Die Arbeitsproduktivität wird vom Staatssekretariat für Wirtschaft als Pfeiler der Wachstumspolitik gepriesen. Das kann in die Irre führen. Denn obwohl die Schweiz nicht mit guten Zahlen glänzt, weist sie einen hohen Wohlstand aus. *Von Mathias Binswanger*



Betrachten wir die wirtschaftliche Entwicklung seit Beginn der siebziger Jahre, dann weist die Schweiz im Vergleich zu anderen Industrieländern das schwächste Wachstum der gesamtwirtschaftlichen Arbeitsproduktivität auf. Diese Tatsache hat man beim Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) vor etwa zwanzig Jahren bemerkt und daraus ein Riesenthema gemacht. Die Erhöhung der Arbeitsproduktivität ist nämlich gemäss Seco «der Pfeiler der Wachstumspolitik». Also, so lautet seither der Tenor, muss dringend etwas getan werden, um das Wachstum der Produktivität wieder anzukurbeln.

Tatsächlich können Länder wie Belgien, Frankreich, die Niederlande oder Deutschland inzwischen aus einer Arbeitsstunde mehr Wertschöpfung herausholen als wir. Doch obwohl wir bei der Arbeitsproduktivität im Vergleich zu anderen Industriestaaten nur noch Mittelmass sind, weist das Bruttoinlandprodukt pro Kopf weiterhin einen Spitzenwert aus und ist höher als in Belgien, Frankreich, den Niederlanden oder Deutschland. Da stellt sich die Frage: Wie kann ein relativ unproduktives Land wie die Schweiz trotzdem einen so hohen Wohlstand haben?

Zunächst muss man sich einmal bewusst sein, dass die Arbeitsproduktivität nichts anderes als ein Verhältnis von zwei Zahlen darstellt. Die gesamtwirtschaftliche Wertschöpfung (BIP) wird dabei durch die Zahl der effektiv geleisteten Arbeitsstunden dividiert. Ein Quotient kann sich aber immer auf zwei Arten erhöhen. Entweder indem der Zähler (Wertschöpfung) tatsächlich grösser wird, und/oder indem der Nenner (Zahl der geleisteten Arbeitsstunden) kleiner wird. Das lässt sich in Belgien erkennen, wo die Arbeitsproduktivität um einiges höher ist als in der Schweiz. Die Belgier verdanken ihre hohe Arbeitsproduktivität aber vor allem einem kleinen Nenner. Erstens arbeiten die Belgier nur rund 37 Stunden pro Woche, während wir uns in der Schweiz im Durchschnitt über vierzig Stunden abmühen. Zweitens liegt die Zahl der Erwerbstätigen in Prozent der Wohnbevölkerung im Erwerbsalter (die sogenannte Erwerbstätigenquote) etwas über sechzig Prozent, während die Schweiz auf über achtzig Prozent kommt. Und drittens findet ein im Vergleich zur Schweiz grösserer Anteil der Erwerbstätigen keine Arbeit und ist deshalb ar-

beitslos. Die geringe Erwerbsfähigenquote, die relativ kurzen Arbeitszeiten und die relativ hohe Arbeitslosigkeit wirken sich positiv auf die gesamtwirtschaftliche Arbeitsproduktivität in Belgien aus, während in der Schweiz das Gegenteil der Fall ist.

Allerdings hat Belgien das Problem, dass der im Vergleich zur Schweiz kleine Teil der arbeitenden Bevölkerung auch diejenigen finanzieren muss, die nicht arbeiten. Das bedingt hohe staatliche Abgaben, welche das verfügbare Einkommen der arbeitenden Bevölkerung erheb-



Das Gesundheitswesen schafft Arbeitsplätze.

lich dezimieren. Und wenn man dann das BIP durch die Zahl der Bevölkerung und nicht durch die Zahl der Arbeitsstunden (Arbeitsproduktivität) dividiert, resultiert ein wesentlich kleineres BIP pro Kopf als in der Schweiz. So lässt sich leicht erklären, weshalb wir in der Schweiz mit geringerer Arbeitsproduktivität trotzdem einen höheren Wohlstand (BIP pro Kopf) haben.

Bleibt noch die Frage, wie es die Schweizer Wirtschaft schafft, eine hohe Wertschöpfung mit hoher Beschäftigung zu kombinieren. Hören wir nicht täglich von Arbeitsplatzverlagerungen ins Ausland und einem damit verbun-

denen Beschäftigungsabbau in der Schweiz? Tatsächlich ist dies der Fall, und für eine Vielzahl von Unternehmen im Industriesektor ist die Schweiz als Produktionsstandort zu teuer geworden. Grosse Teile der Wertschöpfungskette werden ins Ausland verlagert beziehungsweise automatisiert, so dass die Beschäftigung in der verarbeitenden Industrie seit längerer Zeit rückläufig ist. Gleichzeitig steigt dort aber die Wertschöpfung stark an und hat seit dem Jahr 2000 vor allem dank Branchen wie Pharma, Medizinaltechnik oder Präzisionsinstrumenteherstellung um fast vierzig Prozent zugenommen. Im Industriesektor findet sich auch in der Schweiz ein hohes Wachstum der Arbeitsproduktivität. Aber Arbeitsplätze werden dort netto schon lange nicht mehr geschaffen.

Einseitige Fokussierung

Doch neben den hochproduktiven Branchen, zu denen neben vielen Industriebranchen auch die Finanzbranche zählt, gibt es in der Schweiz auch eine Reihe von wenig produktiven, aber beschäftigungsintensiven Branchen. Diese sorgen dafür, dass auch die Beschäftigung weiterhin wächst. Da ist in erster Linie das Gesundheitswesen zu nennen, das in der Schweiz mittlerweile am meisten Menschen beschäftigt. Aber auch das Bildungswesen, der Betrieb von Heimen oder die Wissenschaft haben in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten massiv Arbeitsplätze geschaffen.

Dank einem erfolgreichen Mix aus hochproduktiven, exportorientierten Branchen und relativ wenig produktiven, binnenorientierten Branchen schaffen wir es, das Ziel eines hohen allgemeinen Wohlstandes mit dem Ziel einer hohen Beschäftigung in Einklang zu bringen. Diese Tatsache wird durch die einseitige und falsche Fokussierung auf die gesamtwirtschaftliche Arbeitsproduktivität aber unter den Teppich gekehrt. Mit der Arbeitsproduktivität kann man sinnvoll argumentieren, wenn man einzelne Branchen in der Schweiz mit den gleichen Branchen im Ausland vergleicht. Auf gesamtwirtschaftlicher Ebene ist die Arbeitsproduktivität aber eine unsinnige Kennzahl, die aus der wirtschaftspolitischen Diskussion verschwinden sollte.

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz.

«Bern braucht mehr Unternehmer»

Marcel Dobler hat das Online-Unternehmen Digitec mit gegründet. Aus dem Stand wurde er für die FDP in den Nationalrat gewählt. Nächste Woche startet er an der Bob-Europameisterschaft in St. Moritz. Begegnung mit einem, der alles für den Erfolg tut. *Von Philipp Gut und Daniel Martinek (Bild)*

Samstagmorgen, 7.45 Uhr, beim Start des Olympia-Bob-Run in St. Moritz. Ich treffe Marcel Dobler im legendären «Dracula Club» – allerdings nicht zum Champagner-Entkorken und Feiern. Er ist hochkonzentriert, bald gilt es ernst: Der erste Lauf des Europacups steht bevor. Dobler ist Anschieber im Viererbob von Pilot Billi Meyerhans; mit ihrem Team wollen sie die Qualifikation für die Europameisterschaft vom nächsten Wochenende und die Weltmeisterschaft in Innsbruck schaffen.

Der Modellathlet hat das ideale Gewicht für einen Bobfahrer: rund 105 Kilogramm. «Man muss stark und schnell sein», erklärt Dobler. Ein Schnellstarter ist er nicht nur als Bobfahrer, sondern auch als Politiker: Erst vor einem Jahr trat er der St. Galler FDP bei, im Oktober wurde der Quereinsteiger auf Anhieb in den Nationalrat gewählt.

Vom Gamen zu 500 Millionen Umsatz

Die Voraussetzungen für den Bobsport bringt Dobler aufgrund seiner Vergangenheit als Leichtathlet mit: Er war Zehnkämpfer, 2009 wurde er Schweizer Meister in der Königsdisziplin. Auch als Unternehmer startete der Ostschweizer durch: Nach einer Lehre als Elektroniker gründete er noch während seines Informatikstudiums an der Hochschule in Rapperswil mit zwei Freunden das Unternehmen Digitec. In kurzer Zeit avancierte die Firma, die in der sprichwörtlichen Garage unter Gamer-Kollegen entstanden war, zum grössten Online-Elektronikhändler der Schweiz. 2014 erwirtschafteten 450 Mitarbeiter einen Umsatz von 550 Millionen Franken.

Inzwischen hat Dobler, verheiratet, Vater zweier Kinder, seine Anteile am Unternehmen verkauft, weil er neue Herausforderungen suchte. Eigentlich hätte er bereits eine neue Firma kaufen oder ein neues Unternehmen aufbauen wollen, aber dann kam die Politik dazwischen. Dobler nahm sie so ernst wie das Geschäften und den Sport: Als «Wahlkampfunternehmer» habe er alles getan, um auch politisch erfolgreich zu sein. Dabei kam ihm seine Erfahrung mit den neuen Medien zustatten: Er setzte alle möglichen Kanäle ein, schaltete Postleitzahl-basierte Werbung und machte mit dem sogenannten Preispranger, der sich für Parallelimporte starkmacht, Furore – *Blick* online und *20 Minuten* online berichteten ausführlich.

Marcel Dobler schaut auf die Uhr: höchste Zeit fürs Einlaufen. Die Teams, von den Schweizern über die Deutschen bis zu den Briten und

den Russen, wärmen sich in einer benachbarten Tiefgarage auf – im Bobsport sei vieles etwas improvisiert, sagt Dobler während seiner Dehnübungen. Es folgen Dutzende von Sprints – eindrucksvoll die Beschleunigung und die Koordination der ehemaligen Spitzenleichtathleten. Neben Ex-Zehnkämpfer Dobler starten auch der mehrfache Sprint-Schweizer-Meister Andreas Baumann und der 4-mal-100-Meter-EM-Bronze-Gewinner Marius Broening im Team von Pilot Meyerhans.

Eigenhändig tragen die Athleten den 230 Kilogramm schweren Bob zur Startbahn. Mit martialischem Gebrüll geht es los, doch Dobler und seine Kollegen verlieren Zeit. Sie starten langsamer als gewohnt, vermutlich, weil ein Teammitglied etwas angeschlagen ist. Hinzu kommen Fahrfehler. Sofort werden Bob und Fahrer auf einem offenen Lastwagen zurück ins Startgelände gebracht. Dobler zeigt sich enttäuscht:

In der ersten Session ist Dobler die enorme Anzahl von Vorstössen aufgefallen.

«Das war wirklich schlecht», sagt er, «aber das ist Sport.» Es steht einiges auf dem Spiel: Nur das beste Schweizer Team qualifiziert sich für die Heim-EM am nächsten Wochenende auf derselben Bahn und die darauffolgende WM in Innsbruck. Konkurrent Beat Hefti liegt nach dem ersten Lauf deutlich vorn.

FDP-Beitritt dank Smartvote

Vor dem zweiten Lauf erzählt Marcel Dobler, wie er vom Unternehmer zum Politiker geworden ist. Erste Berührungen mit der Politik habe es schon in den letzten Jahren gegeben: Dobler wehrte sich gegen das Widerrufsrecht für Online-Käufe, das SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga einführen wollte. In der Praxis würde es zu vielen Problemen führen, die Margen würden sinken, die Preise für die Konsumenten aber steigen, sagt er.

Als «Herzangelegenheiten» bezeichnet er Wirtschaftsthemen: Er will sich in Bern für bessere Rahmenbedingungen einsetzen, etwa dafür, dass Start-up-Unternehmen nicht steuerlich benachteiligt werden. Auch die Problematik der Altersvorsorge beschäftigte ihn. Seine eigene Generation sei sich zu wenig bewusst, dass sie einst viel weniger Geld erhalte, als sie einzahle. Er glaube an die Mission, die Jungen für die Politik zu begeistern. Die

Schweiz, für die sich Marcel Dobler einsetzt, hat eine starke Wirtschaft, bleibt aussenpolitisch autonom, löst ihre Finanz- und Versorgungsprobleme und bleibt deutlich unter der 10-Millionen-Einwohner-Grenze.

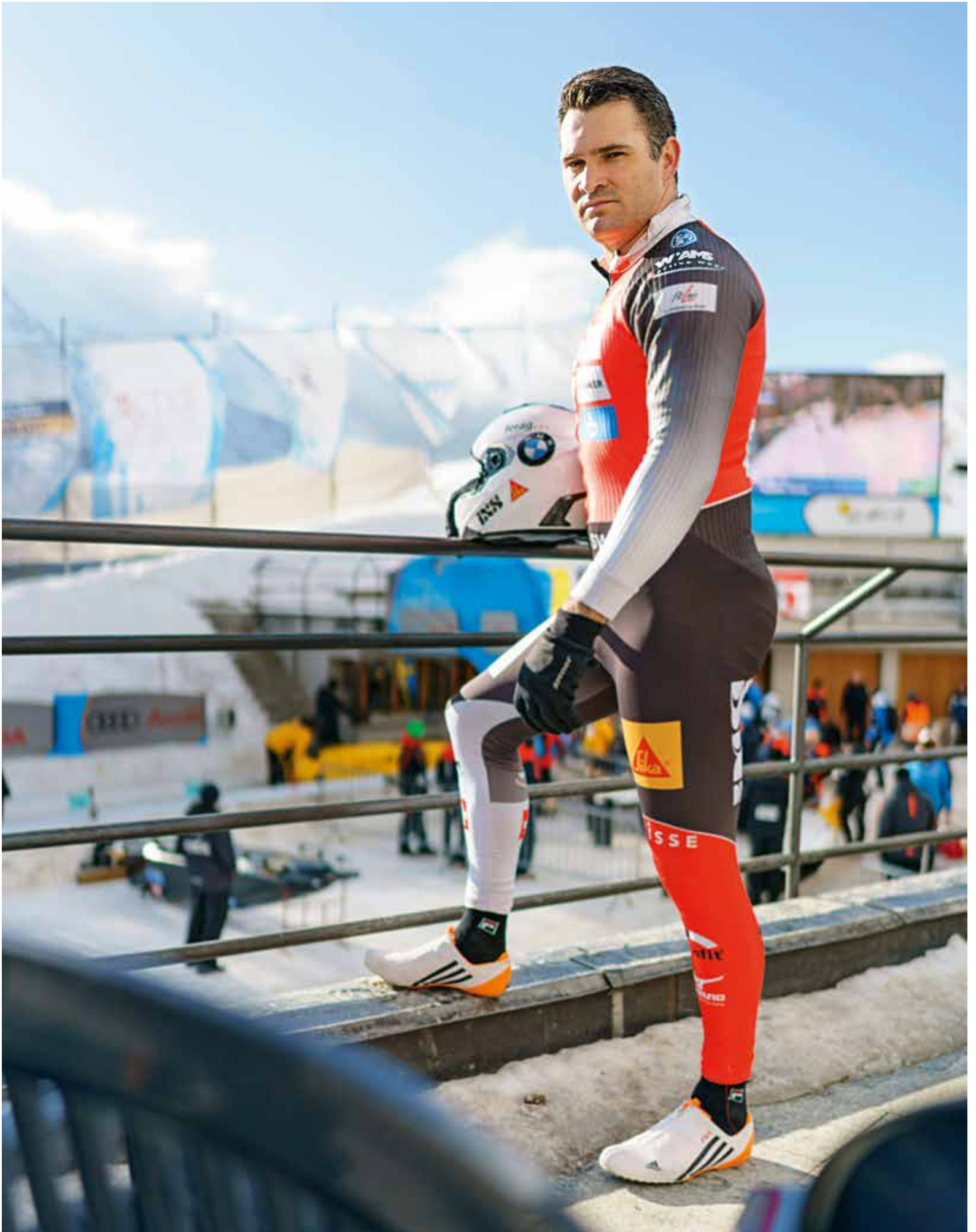
Den Entscheid, der FDP beizutreten, fällte der Neo-Politiker ganz pragmatisch und entsprechend seiner Affinität für Digitales: Er füllte im Internet ein Smartvote-Profil aus und stellte fest, dass er am besten zum Freisinn passt. Aber auch von der SVP sei er «nicht so weit entfernt». Dobler ist Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission, in der er sich schon in der ersten Sitzung für mehr Grenzkontrollen einsetzte.

Dann muss Dobler wieder weg – zum entscheidenden zweiten Lauf. Erneut geht es nicht wunschgemäß. Hefti enteilt. Marcel Dobler, den die Bobkollegen «Face» nennen, weil er ein wenig wie ein Hollywood-Schauspieler aussieht und gewinnend lächelt, steht die Enttäuschung ins Gesicht geschrieben.

Als Unternehmer, Sportler und jüngst als Politiker ist es Marcel Dobler gewohnt, Erfolg zu haben. Als Rezept für seine beeindruckende Karriere auf verschiedenen Bühnen nennt er den Ehrgeiz, den Willen, sich ständig weiterzuentwickeln und besser zu sein als die anderen. Er brauche immer neue Ziele, «das ist vielleicht ein bisschen meine Krankheit». Das Schöne am Sport sei, dass die Erfolge sofort messbar seien.

Mit dem Blick des Leistungssportlers und Vollblutunternehmers kommt ihm der Berner Politbetrieb etwas behäbig und ineffizient vor. So ist ihm in der ersten Session die enorme Anzahl von Vorstössen aufgefallen, die zu zwei Dritteln den Bach runtergehen. Der Verdacht des Neulings: Manche dienen weniger der Sache als der Selbstprofilierung ihrer Urheber. Die ersten Erfahrungen als Politiker haben Dobler in seiner Überzeugung bestärkt: «In Bern braucht es nach wie vor mehr Unternehmer.» Diese kämen aus der Praxis und wüssten, was funktioniere und was nicht. Sie seien es gewohnt, «Prozesse laufend zu optimieren».

Auch nach dem Rennen bleibt Marcel Dobler im Schuss. Er will die Teamkollegen nicht alleinlassen beim Aufräumen und Aufladen und eilt davon. Kurz darauf schreibt er mir eine SMS: «Beat Hefti wurde disqualifiziert. Somit dürfen wir an die EM und WM als bester Schweizer Schlitten.» Aber Marcel Dobler wäre nicht Marcel Dobler, wenn er nicht hinzugefügt hätte: «Sportlich müssen wir einen Zacken zulegen.» ○



«Sportlich müssen wir einen Zacken zulegen»: FDP-Politiker Dobler in St. Moritz.

Ökonomischer Patriotismus

Frankenstärke und Nachfrageflaute im Ausland verleiten Politiker zu Stützungsaktionen zugunsten der Schweizer Wirtschaft. Besonders schädlich ist diese Politik für den Arbeitsmarkt.

Von Beat Gygi und Florian Schwab und Adam Larkum (Illustration)

Wäre das Schweizerkreuz eine Aktie, so hätte deren Kursentwicklung einen jahrelangen Höhenflug hinter sich. Es würde die Marke einer gutgeführten Spezialitätenfirma verkörpern. Ob es um Abstimmungen über Mindestlohn, mehr Ferien, neue Erbschaftssteuern, eine Einheitskrankenkasse, die Dosierung der Zuwanderung oder Parlamentswahlen geht: An der Urne bringt das Volk immer wieder Meinungen und Ansichten zum Ausdruck, die glaubwürdig mit dem Land und seinen Besonderheiten verwoben sind. Kein Wunder, versuchen Politiker und Unternehmer aller Couleur auf der «Swissness»-Welle zu reiten.

Als vor gut zwei Jahren die mit diesem Titel versehene Vorlage im Parlament war, welche die Nutzung der Bezeichnung «Schweiz» zu Werbezwecken strenger regeln wollte, erfreute sie sich breiter Zustimmung auf der linken Seite. Mit diesen Regelungen sollten «unschweizerische» Konkurrenten wirksamer von der Verwendung der Marke abgehalten werden können. Die Grünen stimmten geschlossen dafür, die SP stimmte fast geschlossen, die FDP grossmehrheitlich dafür. Ausgerechnet die Parlamentarier der SVP, die sich selbst als Gralhüter alles Schweizerischen sehen, lehnten das Ansinnen mehrheitlich ab.

Überraschender Befund

Die Anziehungskraft der Marke «Schweiz» ist nicht auf die Politik beschränkt: Mit Engelszungen preist jeder, der etwas zu verkaufen hat, den

schweizerischen Kern seines Produkts an. Ein Grossverteiler erinnert in ganzseitigen Anzeigen daran, dass er viele Eigenmarken in der Schweiz herstellt. Der Gewerbeverband betreibt Informationskampagnen, um dem Einkaufstourismus entgegenzuwirken. Und der Generaldirektor der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG), Roger de Weck, rückt die angekündigte Zusammenarbeit mit Swisscom und Ringier in der elektronischen Werbeermarktung ins rechte Bild: Man schliesse sich zusammen, «damit mehr Werbefranken in der Schweiz bleiben». Das klingt wie ein patriotischer Aufruf zur Förderung der Binnenwirtschaft, wie man dies etwa aus Frankreich kennt.

Im Vergleich mit 2007 ist die Diskussion über einen Ausverkauf von Schweizer Firmen heute zahm.

Dabei ist der Schweizer Markt gegenüber Konkurrenten heute keineswegs so offen und angreifbar, wie es die Architekten des neuen Werbetrios gerne darlegen. Die Schweiz befindet sich im Bereich des Rundfunks jetzt schon hinter hohen regulatorischen Schutzzäunen, wie eine Studie der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) zeigt. Die Forscher haben vor zwei Jahren die Marktabstottung in den Dienstleistungsmärkten untersucht. Untenstehende Grafik zeigt, wo die Schweiz im Vergleich zum

OECD-Durchschnitt und zum Durchschnitt aller betrachteten Länder steht. Der überraschende Befund: In vielen Dienstleistungskategorien ist die Schweiz gegenwärtig weit weniger offen, als man es als Laie meinen würde. Zu den protektionistischen Spitzenreitern gehört das Land etwa im Rechnungswesen, bei den Rechtsdienstleistungen und – apropos Werbefranken – im Rundfunk sowie in der Telekommunikation.

Schneider-Ammann in Abwehrposition

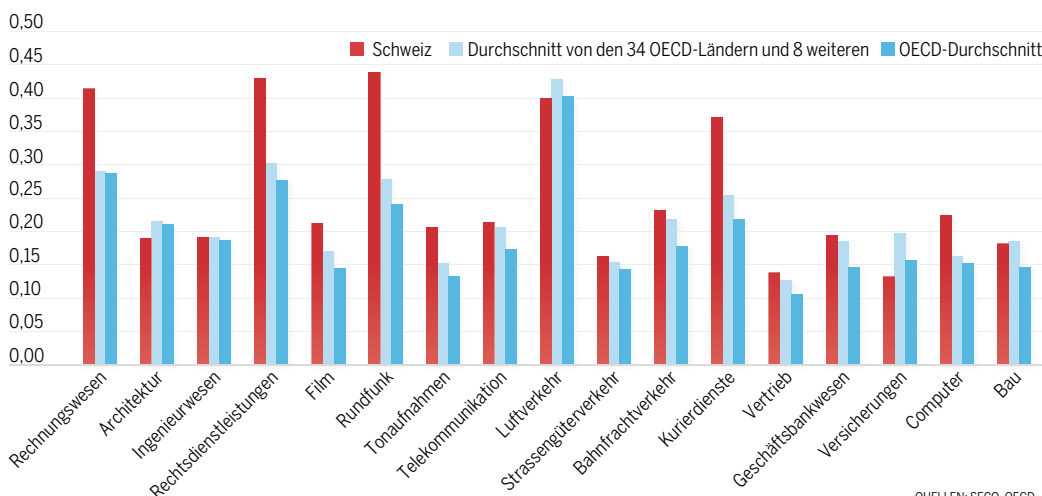
Ginge es nach den Vertretern des ökonomischen Patriotismus, sollte nicht nur der Werbefranken, sondern auch der Milchfranken, der Flugreisefranken, der Fassadenfranken oder der Anwaltsfranken so weit als möglich in der Schweiz bleiben. Die patriotische Welle macht auch vor der Frage nicht halt, wer Schweizer Unternehmen besitzen soll und wer nicht. Der drohende Kauf von Schweizer Perlen durch ausländische Investoren ist jedenfalls ein brisantes Thema geblieben.

Seit mehr als einem Jahr versucht beispielsweise die Eigentümerfamilie des Bauchemie-Konzerns Sika, ihre Stimmenmehrheit für 2,75 Milliarden Franken an den französischen Konzern Saint-Gobain zu verkaufen. Verwaltungsrat und Management haben den Übergang bisher jedoch blockiert, und sie haben die öffentliche Stimmung in der Schweiz massgeblich auf ihrer Seite. Ebenfalls seit mehr als einem Jahr müht sich die Führung von Lafarge-Holcim damit ab, zwei völlig unterschiedliche «Kulturen» zusammenzuführen. Der aus der französischen Lafarge und der schweizerischen Holcim zusammengefügte Zementkonzern muss gewaltige Mentalitätsunterschiede und entsprechende Kraftproben aushalten. Und seit einigen Monaten machen sich in der Schweiz viele Beobachter Sorgen um das Schicksal des schweizerischen Agrarchemie- und Saatgutkonzerns Syngenta, der möglicherweise vor einer Übernahme durch ein chinesisches Staatsunternehmen steht.

Aber Alarmstimmung herrscht nicht. Im Vergleich mit 2007 ist die Diskussion über einen Ausverkauf von Schweizer Firmen heute zahm, früher ging es leidenschaftlicher zu. Damals war in der Schweiz eine regelrechte Welle des Heimatschutzes für Firmen aufgekommen – unter anderem als Reaktion darauf, dass der Baukonzern Implenia vom britischen Investor Laxey massiv bedrängt worden war und die Industriekonzerne Oerlikon und Sulzer

Geschützte Dienstleistungen

Behinderungen im grenzüberschreitenden Austausch von Dienstleistungen nach Branchen, indexiert (1 = maximale Behinderung, 0 = ohne Behinderung)



QUELLEN: SECO, OECD

Protektionistische Schweiz.



Hohe regulatorische Schutzzäune.

unter die Kontrolle ungeliebter ausländischer Investoren wie der Österreicher Georg Stumpf und Ronny Pecik sowie des Russen Viktor Vekselberg geraten waren. Als dann Vekselberg den Sulzer-Konzern mit Hilfe von raffinierten Finanzinstrumenten und der Zürcher Kantonalbank sogar erobert hatte, änderte das Parlament in grosser Hektik die Finanzmarktgesetze ab. Die Meldeschwellen für Investoren wurden blitzartig von 5 auf 3 Prozent des Aktienanteils reduziert, um möglichen Firmenkäufern das Anschleichen zu erschweren. Zu den treibenden Kräften der Abwehr zählte der damalige Nationalrat und heutige Bundesrat Johann Schneider-Ammann.

Neue Instrumente für Gewerkschaften

Später vertrat Schneider-Ammann in der Debatte über den allfälligen Schutz industrieller Grosskonzerne vor Ausländern ähnliche Anliegen. Nach der Rettung der Grossbank UBS

durch Bund und Nationalbank 2007/2008 tauchte nämlich bald die Frage auf, wie die Schweiz in der sogenannten Realwirtschaft, also etwa in der Industrie, auf den Zusammenbruch eines systemrelevanten Unternehmens reagieren müsste. In Nachbarländern wurden sogleich etliche Grosskonzerne als systemrelevant eingestuft und staatlich vor ausländischer Kontrollübernahme geschützt. In der Schweiz kam die Diskussion nur halbherzig voran, wirklich systemrelevante Unternehmen gab es nicht, der Wunsch der Industrie nach Schutz wurde nicht realisiert.

Mittlerweile ist den meisten Beobachtern auch bewusst, dass viele der grossen Schweizer Unternehmen ohnehin mehrheitlich in der Hand ausländischer Eigentümer sind – aber wenn die Aktien gestreut sind, ist kein dominanter Einfüsterer da, der Unmut erregt.

Ist der ökonomische Patriotismus also heute kein Thema mehr? Doch, aber dieser kommt

seit einiger Zeit viel stärker an den Arbeitsmärkten zum Ausdruck. Dass das Ringen ums Eigentum an einheimischen Industriepetern nicht mehr so leidenschaftlich ist wie 2007/2008, hängt damit zusammen, dass sich der Kampf um die Schweizer Arbeitsplätze auf ein anderes Gebiet verlagert hat. Gewerkschaften und Politik haben mit den bilateralen Verträgen zwischen der Schweiz und der EU neue Instrumente in die Hand erhalten, um einen direkteren Einfluss auf Firmen zu nehmen, als dies über Eigentümerquoten möglich wäre.

Vor allem seitdem das Abkommen über die Personenfreizügigkeit mit der EU ab 2007 seine volle Wirkung entfaltet und die Konkurrenz um Beschäftigungsmöglichkeiten voll im Gang ist, konzentriert sich die Energie der Arbeitnehmer und oft auch der Firmen auf den direkten Schutz der Arbeitsmärkte vor ausländischer Konkurrenz. >>>



Syngenta-Übernahme? Chemchina.

Ein Schock war der Fall Alstom für die Schweizer Öffentlichkeit und vor allem für den Aargau, als die Führung des amerikanischen Konzerns und neuen Eigentümers General Electric (GE) für die Region Baden kürzlich den Abbau von 1300 Arbeitsplätzen ankündigte. Besonders ärgerlich ist es für die Schweizer Seite, dass GE nun in Baden Stellen abbaut, aber gleichzeitig am Standort Belfort in Frankreich Jobs aufbaut. Das hatte GE der französischen Regierung bei den Kaufverhandlungen zugesagt. In der Schweiz hingegen hat sich der Bundesrat erfolglos für die Erhaltung der Arbeitsplätze eingesetzt. Die Schweizer Politik sei schwächer als die französische, lautet der zornige Vorwurf der Gewerkschaften.

Aktionismus der Finanzkrise

Man kann es auch anders nennen: ungleiche Spiesse. Für diese Wendung sind auch Schweizer Firmen empfänglich. In der Maschinenindustrie spricht der Branchenverband Swissmem bereits seit den Zeiten, als der heutige Bundesrat Johann Schneider-Ammann noch sein Präsident war (bis 2010), von den ungleichen Spiessen: Ausländische Konkurrenten, so das Argument, erhielten für angewandte Forschung und Entwicklung Gelder von der EU, während die Schweizer Firmen diesen Aufwand selber finanzieren müssten. Zumindest leise wird angetönt, dass man die Schweizer Regeln eigentlich der EU anpassen sollte.

Welch ein Kontrast zur Haltung während des Tiefpunktes 2001/2002: Damals stand der ebenfalls stark in Baden etablierte «Kollege» von Alstom, der ABB-Konzern, am Rande des Abgrunds. Der Bundesrat wurde in dieser Stressphase zwar darüber informiert, dass es einen Zusammenbruch geben könnte, politi-



Gleiche Konditionen: Wirtschaftsminister Schneider-Ammann.

sche Massnahmen wurden aber nicht ins Auge gefasst. Der Beweis dafür, dass staatliche Zurückhaltung bei Eintritt des Notfalls dann tatsächlich geübt worden wäre, musste nicht erbracht werden, da sich die ABB bald erholte. Aber der Aktionismus der Finanzkrise 2008 regte die Lust am Eingreifen der Politik auf breiter Front an.

Mit der Umsetzung der flankierenden Massnahmen als eines gewerkschaftlichen Schutzgürtels der Personenfreizügigkeit wurden Dutzende von Kommissionen und eine ganze Bürokratie eingesetzt, um die Arbeitsmärkte so zu überwachen, dass der freie Personenverkehr nicht auf die Löhne drückt. In Branchen mit

Zumindest leise wird angetönt, dass man die Schweizer Regeln eigentlich der EU anpassen sollte.

allgemeinverbindlich erklärten Gesamtarbeitsverträgen kontrollieren die paritätisch besetzten Kommissionen die Einhaltung der Vorschriften. Allgemeinverbindlich heisst, dass alle Unternehmen der Branche per staatlichen Befehl dem Branchenvertrag unterstellt werden.

In den letzten Jahren hat Bundesrat Schneider-Ammann etwa vierzig solche Gesamtarbeitsverträge auf Bundesebene für alle für verbindlich erklärt. So viele Bundesordner gab es noch nie wie heute mit Vorschriften zu minimaler Entlohnung, Zuschlägen für Überstunden, Akkordarbeit, Schicht-, Nacht-, Sonntags- und Feiertagsarbeit sowie beschwerlicher Arbeit, zu Arbeits- und Ruhezeit, Mindestdauer der Ferien, Arbeitssicherheit und Gesundheitsschutz am Arbeitsplatz, dem Schutz von Schwangeren, Wöchnerin-

nen, Kindern und Jugendlichen, der Nichtdiskriminierung und Gleichbehandlung von Frau und Mann. Was tun all die Kommissionen und Überwacher? Sie patrouillieren in der Wirtschaft und achten darauf, dass in Firmen und auf Baustellen kein Ausländer arbeitet, der weniger Lohn, weniger Freizeit oder schlechtere Lebensbedingungen hat, als staatlich vorgegeben ist.

Flucht ins Ausland

Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) kontrolliert pro Jahr etwa 160 000 Arbeitsverträge auf ihre Korrektheit und führt des Weiteren eine Liste der Arbeitgeber, die gegen die Bestimmungen des sogenannten Entsendegesetzes verstossen haben. Die Liste steht im Internet und umfasst über 160 Seiten, gefüllt mit Adressen von unkorrekten und deshalb gesperrten Arbeitgebern aus Italien, Deutschland, Frankreich oder andern Ländern.

Die Regulierung geht so weit, dass das Seco dem Chef einer Fassadenmontagefirma untersagt, gleichzeitig eine Firma zu haben, die Temporärarbeitskräfte an diese Fassadenmontagefirma verleiht, wenn es grenzüberschreitend geschieht. Die Behörde wirft dem Unternehmer vor, temporäre Arbeitskräfte würden schlechter gestellt als festangestellte, deshalb sei diese Kombination von Firmen nicht gestattet. Diese Argumentation liegt nah bei jener der Gewerkschaften, die ihre Klientele vor Temporärkräften schützen wollen.

Wenn es um das eigene Portemonnaie geht, zeigen sich die Grenzen des ökonomischen Patriotismus. Seit der Euro vor fünf Jahren seine Talfahrt begonnen hat, spätestens aber seit die Nationalbank vor einem Jahr die Kursuntergrenze zum Euro aufgehoben hat, pil-

gern Samstag für Samstag Heerscharen von Schweizern ins grenznahe Ausland, um beim Wochenendeinkauf Geld zu sparen. Politikern aus allen Lagern ist dies ein Dorn im Auge. 35 Vorstösse verzeichnet die Geschäftsdatenbank der eidgenössischen Räte unter dem Stichwort «Einkaufstourismus» in der letzten Session. «Einkaufstourismus. Welche Lösungen sieht der Bundesrat?», fragt Margret Kiener Nellen (SP). Unter dem Titel «Senkung der Attraktivität» will Hans Fehr (SVP) den Schweizer Einkaufstouristen die Rückerstattung der Mehrwertsteuer bei Einkäufen im Ausland verderben.

Wer patriotisch sei, kaufe in der Schweiz ein, heisst die implizite Devisen. Aus individueller Sicht gibt es viele gute Gründe dafür, geografisch in der Nähe einzukaufen. Gedeihliche Wirtschaftsbeziehungen haben auch mit Vertrauen zu tun, und man vertraut den Händlern, die man kennt. Zudem bezahlt manch einer gerne ein paar Franken mehr, wenn er sich dadurch das unerfreuliche Schlangestehen am Zoll und die mühsame Parkplatzsuche «ennet der Grenze» ersparen kann. Selbst volkswirtschaftliche Argumente lassen sich finden: Die Hochlohninsel Schweiz ist mit der Hochpreisinsel Schweiz verwoben. Information darüber ist wichtig, patriotische Erziehungsmassnahmen sind dagegen ein wohlstandsfeindlicher Eingriff, geht es doch

darum, die Konsummöglichkeiten der Bevölkerung obrigkeitlich zu vermindern.

Zurück zum «Werbefranken»: Der «ökonomische Patriotismus» wird durch Interessenvertreter verschiedenster Branchen gekonnt instrumentalisiert, um Umverteilungsprojekte durch das Parlament zu bringen. Protektionistische Vorhaben, die einseitig diese oder

Wer patriotisch ist, kauft in der Schweiz ein, heisst die implizite Devisen.

jene Gruppe stärken, haben offenbar grössere Aussichten auf Erfolg, wenn sie mit angeheftetem Schweizerkreuz in den Ratssaal kommen. Zwei Beispiele:

1 — Die Swissness-Vorlage: In den vergangenen Jahren feilten Bundesrat und Parlament daran, die Herkunftsbezeichnung «Schweiz» besser zu schützen. Das Ergebnis: Ab 2017 müssen bei Lebensmitteln, für die mit der Schweizer Herkunft geworben wird, 80 Prozent der Zutaten (nach Gewicht) von Schweizer Herstellern stammen. Zudem müssen sie im Inland mit ihren wichtigsten kennzeichnenden Eigenschaften versehen worden sein. Bei industriellen Produkten muss 60 Prozent der Wertschöpfung in der Schweiz stattgefunden haben. Auch sie müssen ihre prägenden

Eigenschaften im Inland bekommen haben. Während fraglich bleibt, ob sich die internationale Produktpiraterie um die Schweizer Gesetzgebung schert, laufen viele Unternehmen, deren schweizerische Prägung unzweifelhaft ist, Gefahr, ihrer «Swissness» unter diesem Regime verlustig zu gehen. Dazu gehören beispielsweise Basler Lächerli, Bernina-Nähmaschinen oder Mammut-Sportbekleidung.

2 — Seit Jahren geistert die Idee durchs Parlament, man müsse ausländische Firmen mit dem Kartellgesetz dazu zwingen, die Schweizer zu gleichen Konditionen zu beliefern wie das umliegende Ausland. Die von Wirtschaftsminister Schneider-Ammann vorgelegte Kartellgesetzrevision verlangte dies. Nach deren Absturz im Parlament feiert das Vorhaben in einer parlamentarischen Initiative von Hans Altherr (FDP) seine Wiederauferstehung. Diese staatliche Zwangsbeglückung wird sogar von denjenigen kritisiert, denen sie angeblich nützen soll: Der Schweizerische Gewerbeverband verbittet sich einen solchen «eigentumsfeindlichen Konsumentenschutz für Unternehmen» und warnt vor den internationalen Rückkoppelungseffekten: Wenn die Schweiz Coca-Cola und BMW Preisvorgaben macht, dann können auch die USA und Deutschland solcherlei für Victorinox-Sackmesser und Kambly-Guetsli dekretieren. ○

Bild: © Wander AG

WWW.



.swiss

Machen Sie es wie die Schweizer Traditionsmarke Ovomaltine und holen Sie sich jetzt die neue .swiss-Domain für Ihr Unternehmen. www.hostpoint.ch



Die Kunst des Investierens

Ernesto Bertarelli ist einer der erfolgreichsten Geschäftsmänner der Schweiz. Seit er das Familienunternehmen Serono vor rund zehn Jahren verkauft hat, verfügt er über ein riesiges Anlagevermögen. Wie setzt er die Milliarden ein? Von Elsa Floré und Sébastien Agnetti (Bild)

Die Saga von den Alinghi-Siegen beim America's Cup 2003 in Auckland und 2007 in Valencia wurde von den Medien zum Mythos aufgebläht und überschattete dadurch die zur selben Zeit stattfindenden technischen und industriellen Grosstaten der Genfer Gruppe Serono. 31 Jahre alt war Ernesto Bertarelli, als er 1996 vorzeitig das Familienunternehmen übernehmen musste. Er kann sich gut daran erinnern und spricht gern darüber im Hauptsitz seiner Investmentfirma, der, ganz Holz und Hightech, ein grosses Stockwerk in einem Gebäude unweit von Genfs internationalen Organisationen einnimmt.

Auch die Journalisten können sich noch erinnern an die Pressekonferenz, bei welcher der Sohn der Familie vorgestellt wurde. Einberufen hatte sie sein Vater Fabio, ein Italiener durch und durch, der normalerweise unbefangen und extrovertiert einen familiären Ton pflegte. Doch dieser Nicolas Hayek der Pharmaunternehmen war nun plötzlich von einem Krebs niedergestreckt worden. An jenem Tag wirkte Ernesto eingeschüchtert. Und verloren.

Dass dieser Absolvent der Hochschulen von Boston, Inhaber eines Harvard-Diploms, dieser leidenschaftliche Segler mit dem feinen Lächeln nun so lustlos und zurückhaltend wirkte, war beunruhigend. Am folgenden Tag titelte das Schweizer Wirtschaftsblatt *L'Agefi*: «Bertarelli-Sohn in Löwengrube». Die dritte Generation von Unternehmerfamilien hat ganz allgemein keinen guten Ruf. Nun sah es aus, als verdüstere sich die Zukunft von Serono. «Ich war sehr überrascht von dem tiefen Misstrauen der Analysten und Wirtschaftsmedien», sagt er heute. «Das war ein Schock für mich. Aber letztendlich hat es mich vielleicht erst recht motiviert.»

Börsenkapitalisierung verfünffach

Zehn Jahre später, ein paar Monate vor dem zweiten America's-Cup-Sieg in Valencia, als Ernesto Bertarelli das Familienunternehmen an den deutschen Merck-Konzern verkaufte, war die Serono das wichtigste Biotech-Unternehmen Europas und das drittgrösste der Welt. Rebif, ein Mittel gegen multiple Sklerose, hatte sich noch besser verkauft als die Mittel gegen Unfruchtbarkeit: Seit zehn Jahren brachte es jährlich um die zwei Milliarden Franken ein. Die Unternehmenskultur hatte sich verändert: vom Paternalismus zum fordernden und pragmatischen New Management. Wie viel Ernesto von Methodik und

Coaching verstand, zeigte sich nicht nur zu Wasser: Die Einnahmen des Unternehmens hatten sich vervierfacht, die Zahl der Mitarbeitenden hatte sich verdreifacht auf weltweit 5500 und die Börsenkapitalisierung verfünffach auf 15 Milliarden Franken.

Was war passiert? Warum gab Ernesto Bertarelli das Rennen auf? «Die Risiken im Biotechbereich waren zu gross geworden, zu geballt für ein unabhängiges Unternehmen wie Serono. Andererseits waren wir auch nicht in der Lage, im grossen Stil andere Unternehmen aufzukaufen und zu integrieren.» Aber dieser erfolgreiche Geschäftsmann

«Ich war sehr überrascht von dem tiefen Misstrauen der Analysten und Wirtschaftsmedien.»

war doch auch Vertreter eines Familienunternehmens, bei dem das Erbe von elementarer Bedeutung war? Es gab nur eines: Man musste da raus. Verkaufen und diversifizieren. Dies geschah für 16 Milliarden Franken, einen vernünftigen Preis nach Ansicht der Kommentatoren.

So verfügte Ernesto Bertarelli mit 41 Jahren über eines der grössten frei anlegbaren Vermögen der Schweiz. In den letzten zehn Jahren hat er es für Investitionen verwendet. Vor allem im Bereich der Biowissenschaften. Aber auch für philanthropische Zwecke. Und natürlich weiterhin für das Segeln auf höchstem Niveau. Ebenso wie seine Schwester Dona, auch sie eine Seglerin, die ausserdem in der Hotellerie tätig ist und beispielsweise das «Grand Hotel Park» in Gstaad besitzt. Sie haben je drei Kinder. Ernesto ist seit fünfzehn Jahren verheiratet mit Kirsty Bertarelli-Roper, einer Singer-Songwriterin und ehemaligen Miss United Kingdom, welche die künstlerische und die Promiseite der Familie verkörpert. Er hingegen ist so diskret und zurückhaltend wie eh und je. Er ist sich des immensen Startvorteils bewusst, den er gehabt hat, aber auch der damit verbundenen gewaltigen Verantwortung – und dessen, was er daraus gemacht hat.

Mit dem Handwerk und der Kunst des Investierens machte er sich nach seiner Zeit in den USA vertraut. Dann wurde er Verwaltungsrat bei der UBS, wohin ihn Marcel Ospel berufen hatte. «Ja, ich bin fast die ganze Ära Ospel lang dabei gewesen, und das ist ein Mann, der keineswegs nur Fehler hatte. Viel-

leicht schreibe ich mal ein Buch darüber, was ich da alles gesehen und gehört habe.» (*lacht*) «Den Leuten ist nur das Schlechte in Erinnerung geblieben, was ich verstehen kann. Aber es würde sich lohnen, im Sinne einer Rehabilitation eines Tages auch das Positive ins rechte Licht zu rücken.»

In dem erwähnten weitläufigen Stockwerk im Genfer Viertel Vairembé ist ein Teil der 200 Menschen tätig, die in der Schweiz und weltweit die Geschäfte der Familie Bertarelli verwalten. An erster Stelle steht da die Managementfirma Waypoint. Dann gibt es im Bereich der Biowissenschaften Ares Life Sciences und Gurnet Point Capital; die Asset-Management-Firmen Kedge Capital und Northhill Capital sowie die im Genferseeraum und in London tätigen Immobilienfirmen Crosstree und Roxbury.

In der Westschweiz bestand Serono einerseits aus einer von der Autobahn A9 aus gut sichtbaren Produktionsstätte oberhalb Veveys, deren Bestimmung sich nicht geändert hat. Andererseits aus einem grossen Verwaltungszentrum, einem vom Genfer Bahnhof aus zu sehenden avantgardistischen Glasbau von seltener Eleganz. Sechs Jahre nach dem Kauf des Unternehmens beschloss der Merck-Konzern, den Schweizer Hauptsitz zu schliessen und dieses architektonische Prunkstück zu verkaufen. Ernesto Bertarelli und Hansjörg Wyss, ebenfalls ein Harvard-Absolvent, taten sich Anfang 2013 zusammen, um das Gebäude für 300 Millionen Franken zu erwerben.

Ihr Ziel: Einen echten Campus Biotech (so heisst das Gebäude) zu schaffen, indem man es gezielt und zu für die Mieter sehr günstigen Konditionen vermietet, damit ein multidisziplinäres Zentrum für die Besten der Besten entsteht. Die ETH Lausanne und die Universität Genf sind dort bereits aktiv, zum Beispiel mit dem Human Brain Project, welches von der EU mit einer Milliarde Euro mitfinanziert wird. Es gibt dort aber auch die vier Bertarelli-Lehrstühle der ETH für Neurowissenschaften, das Wyss Centre für Bio- und Neuro-Engineering, das mit 100 Millionen Franken ausgestattet ist, gewisse Fachbereiche der Genfer Universitätsspitaler sowie eine wachsende Zahl von Start-ups. Ein Ausbau auf angrenzenden Parzellen ist bereits vorgesehen, er wird mittelfristig erfolgen entsprechend den Erfordernissen des bestehenden Ökosystems.

Letzten November hat Gurnet Point Capital in einer Medienmitteilung die Gründung von



«Erst recht motiviert»: Unternehmer Bertarelli.

Boston Pharmaceuticals verkündet, einem Entwicklungsunternehmen, das von Chris Viehbacher, dem ehemaligen Vorstandsvorsitzenden des französischen Pharmakonzerns Sanofi, geleitet werden soll. Das Startkapital beträgt 600 Millionen Dollar. Ziel des Unternehmens ist, Moleküle, die von den grossen Konzernen aus welchen Gründen auch immer vernachlässigt worden sind, zu entwickeln bis zur klinischen Phase. Und warum Boston und nicht Genf oder Basel? «Hier geht es um Entwicklung und eine neue Firma mit einem besonderen Profil», antwortet Bertarelli. «Es ist wichtig, dass diese dort ihren Sitz hat, wo es am meisten Forscher und Entwickler gibt. Das heisst aber keineswegs, dass der Investitionsbereich der Firma sich nur auf das amerikanische Territorium beschränken würde.»

Standortvorteil Lebensqualität

Bedeutet dies, dass die Biotechnologie in der Schweiz keine wirkliche Zukunft hat, worauf bereits der Verkauf der führenden Firma Serono an den Merck-Konzern hingedeutet hat? «Nein. Es gibt vielmehr eine richtige Liebesgeschichte zwischen der Schweiz und der Biotechnologie. Gemessen an der Bevölkerungszahl tut sich in der Schweiz im Bereich der Biowissenschaften ausserordentlich viel. Proportional gesehen ist die Schweiz eine bemerkenswerte Ausnahme und kann in diesem Bereich noch sehr viel leisten. Man muss jedoch die Relationen sehen und realistisch sein: Verglichen mit dem, was sich weltweit tut, ist das nicht viel. Was mit Vorteil in der Schweiz realisiert werden kann, sind besondere Entwicklungen, vor allem von Nischenprodukten, dank den Rahmenbedingungen, die im Vergleich zum Rest Europas auf jeden Fall günstig sind, und dank einer Lebensqualität, die auch auf die besten Köpfe anziehend wirkt.»

Im Gegensatz zu Immobilienfirmen, die ihrem Wesen nach ortsgebunden sind, erfordert die Biotechnologie eine globale Investitionsstrategie. Wird da genügend diversifiziert? «An sich nicht. Aber genau im Bereich der Biowissenschaften bin ich wirklich kompetent. Schliesslich habe ich in meiner Familie vom Alter von fünf Jahren an von all dem gehört und bin dadurch darauf vorbereitet worden. Dazu gehören auch Pharmazeutik und Medizintechnik, Informationssysteme und Engineering. In diesem Bereich gibt es eine grosse Diversifikation. So kann man ein strenges Risikomanagement anwenden, was sich bisher bewährt hat.» Risk-Management ist Ernesto Bertarelli zur zweiten Natur geworden, das ist deutlich spürbar. Und dieses Fach, darüber sind sich viele Ökonomen und Philosophen einig, ist von entscheidender Bedeutung für alle menschlichen Bemühungen, die Frieden und Wohlstand zum Ziel haben.

Aus dem Französischen von Thomas Bodmer

Der Konsens, den es nie gab

Der Berner Chefarzt Frank Stüber verfügt entgegen dem Reglement des Inselspitals eigenmächtig über Millioneneinnahmen seiner Klinik. Die unterstellten Ärzte hätten ihm diese Entscheidungsvollmacht im Konsens übertragen, behauptet die Spitalleitung. Doch davon kann keine Rede sein. *Von Alex Reichmuth*



«Viele Vertragsärzte»: Ex-Präsident Birchler.

2008 hat Frank Stüber die Leitung der Universitätsklinik für Anästhesiologie und Schmerztherapie (KAS) am Inselspital übernommen. Seitdem entscheidet er als Chefarzt allein darüber, wie die Einnahmen der Klinik aus privatärztlicher Tätigkeit verteilt werden.

Diese Einnahmen, jährlich mehrere Millionen, werden durch Leistungen der Klinikärzte zugunsten von Privatpatienten generiert und fliessen in einen Pool. Die entsprechenden Zuflüsse aus dem Pool machen für viele Ärzte einen wesentlichen Teil ihres Verdienstes aus.

Dass Klinikchef Stüber alleine über diese Pool-Gelder entscheidet, widerspricht allerdings dem Reglement über die privatärztliche Tätigkeit des Inselspitals. Dort steht klipp und klar, dass die Verteilung Sache aller Vertragsärzte einer Klinik ist – also der leitenden Ärzte, die zu Lasten der Privatversicherer abrechnen: «Die Vertragsärzte/die Vertragsärztinnen befinden im Konsens über die Verteilung.»

Gegenwehr der Vertragsärzte

Wie die *Weltwoche* vor kurzem publik machte, hat Frank Stüber seine Vertragsärzte aber je einen Zusatzvertrag unterschreiben lassen, laut dem diese ihm das Entscheidungsrecht über die Pool-Gelder abtreten. Die Insel-Gruppe, zu der das Spital gehört, argumentierte auf Anfrage, dass eine solche «vertragliche Delegation dieser



Alleinige Entscheidung: Klinikchef Stüber.

Verteilkompetenzen» möglich sei. Der Zusatzvertrag widerspreche darum dem Reglement nicht: «Dieser Vertrag wurde von Prof. Stüber im Konsens mit seinen Vertragsärzten vereinbart.» Die Insel-Gruppe behauptet also, die Vertragsärzte hätten Stüber das Entscheidungsrecht freiwillig und gemeinsam übertragen. Wie Recherchen zeigen, kann davon aber keine Rede sein. Zugetragen hat sich vielmehr dies:

— **Die Kündigung der Verträge:** Jahrelang hatten die Vertragsärzte der KAS gemeinsam über die Pool-Gelder entschieden – offen, transparent, problemlos. Bis Sommer 2008. Damals teilten Andreas Tobler, der ärztliche Direktor des Spitals, und der damals designierte neue Klinikchef Frank Stüber den Vertragsärzten mit, dass ihre Verträge zur privatärztlichen Tätigkeit gekündigt und neu ausgehandelt würden. Die Vertragsärzte ahnten, dass ihnen das Mitentscheidungsrecht über die Pool-Gelder entzogen werden sollte.

— **Das Ultimatum:** Tobler legte den Vertragsärzten anschliessend neue Verträge zur privatärztlichen Tätigkeit vor. Dabei machte er ultimativ klar, dass diese Verträge nur abgeschlossen würden, wenn die Vertragsärzte auch einen Zusatzvertrag mit dem neuen Klinikchef Stüber unterzeichneten und ihm das Entscheidungsrecht über die Pool-Gelder abträten.

— **Die Krisensitzung:** Die Vertragsärzte wollten dieses Vorgehen nicht akzeptieren. Sie trafen sich und beschlossen, zwei Vertreter zur Spitalleitung zu schicken.

— **Die vergebliche Intervention:** Die beiden delegierten Vertragsärzte wurden beim damaligen Direktionspräsidenten Urs Birchler vorgestellt. Sie machten ihn darauf aufmerksam, dass die verlangte Abtretung des Entscheidungsrechts dem Reglement widerspricht. Birchler äusserte Verständnis und versprach, mit dem ärztlichen Direktor, Andreas Tobler, und Klinikchef Stüber zu sprechen. Doch die Intervention blieb wirkungslos. Die Vertragsärzte unterschrieben in der Folge gezwungenermassen die Zusatzverträge. Denn die Entschädigungen aus privatärztlicher Tätigkeit machen für die Vertragsärzte einen wesentlichen Anteil ihres Einkommens aus. Auf Anfrage bestätigt Urs Birchler, dass er damals mit den beiden Ärztenverträgern geredet hat. Nach weiteren Gesprächen habe er aber davon ausgehen können, dass Stüber bezüglich der Verteilung der Pool-Gelder die Vertragsärzte jeweils in einem «informellen Verfahren» konsultieren werde. Denn angesichts der «vielen Vertragsärzte» in der KAS einen Konsens zu erzielen, sei wohl nicht möglich, so Birchler.

— **Die autokratische Herrschaft:** Seither entscheidet Frank Stüber – abgesehen von vertraglich zugesicherten Basisanteilen für die Vertragsärzte – autokratisch und intransparent über die Pool-Gelder. Ausser Stüber weiss an der Klinik niemand, wer von den Ärzten wie viel Geld bekommt – obwohl es sich um gemeinsam erwirtschaftete Einnahmen handelt. Unklar ist, ob Stüber gefügige Ärzte belohnt und kritische finanziell abstrahlt, wie es von gewissen Seiten behauptet wird. Unbekannt ist auch, wie viel Geld der Chef, der kaum klinisch tätig ist, sich selber zuteilt.

Die *Weltwoche* übermittelte der Spital-Gruppe Fragen zu den Vorgängen. Die Gruppe geht aber auf Tauchstation: «Da es sich um ein laufendes Verfahren handelt, werden wir uns in dieser Sache nicht mehr äussern.» Über die Vorgänge um die Pool-Gelder der KAS wird derzeit auch vor Gericht gestritten. Frank Stüber wollte ebenfalls keine Stellungnahme abgeben.

Am renommierten Berner Universitätsspital kann sich also ein Chefarzt problemlos über geltende Reglemente hinwegsetzen und so die Kontrolle über Millionen von Franken an sich reissen. Die Spitalleitung unterstützt ihn dabei sogar noch. ○

«Ein Kind muss überleben können»

Ärzten am Berner Inselspital ist es gelungen, frühgeborene siamesische Zwillinge zu trennen. Martin Meuli hat Erfahrung mit solchen Operationen. Wenn zusammengewachsene Kinder zur Welt kämen, stünden oft schwierige Entscheidungen an, sagt der Zürcher Chirurg. *Von Alex Reichmuth*

Martin Meuli, ist die Trennung von Zwillingen in Bern tatsächlich eine medizinische Sensation, wie es heisst?

Eine Trennung ist schon wegen der Seltenheit siamesischer Zwillinge immer spektakulär. Aber hier scheint die öffentliche Aufmerksamkeit angemessen. Die Kinder kamen in der 32. Schwangerschaftswoche zur Welt und mussten nur wenige Tage danach getrennt werden. Weil ihre Körperstrukturen fein waren und frühgeborene Kinder allgemein fragil sind, war die Aufgabe sehr anspruchsvoll.

Sie haben 2007 selber zusammengewachsene Zwillinge getrennt. Wie kam es dazu?

Es handelte sich wie jetzt in Bern um Kinder, die am Bauch und an der Leber zusammengewachsen waren. Weltweit einzigartig war, dass die Kinder verdreht waren. Das eine blickte jeweils auf die Füsse des anderen. Die Chance, dass beide Kinder in gutem Zustand überleben, war aber gross. Wir konnten uns nach der Kaiserschnittgeburt auch mehrere Wochen Zeit lassen, um die Operation vorzubereiten.

Wie verlief diese?

Wir hatten den Eingriff minuziös geplant. Alle Beteiligten wussten genau, was sie zu tun hatten. Die Operation dauerte drei Stunden und verlief ohne Komplikationen. Die beiden Buben sind heute im Schulalter und führen ein normales Leben.

Welche Voraussetzungen sind allgemein nötig, damit man siamesische Zwillinge trennen kann?

Es muss zumindest eines der Kinder eine erhebliche Überlebenschance haben. Manchmal ist von vornherein klar, dass nur ein Kind überleben kann – etwa, wenn wichtige Organe nur einmal in genügend gutem Zustand da sind. Zudem sollte für das überlebende Kind später ein annähernd normales Leben möglich sein. Wenn man aber davon ausgehen muss, dass schwerbehinderte Menschen zurückbleiben, sollte man mit einer Operation zurückhaltend sein.

Falls nur ein Kind überleben kann: Ist zuvor immer klar, welches es sein wird?



Anspruchsvolle Trennung: Lydia und Maya überlebten den Eingriff.

Fast immer, ja. Meist ist ein Kind physisch klar besser dran. Dessen Überleben muss dann das Ziel sein.

Kann man siamesische Zwillinge auch zusammenlassen?

Die meisten zusammengewachsenen Kinder sterben, wenn sie nicht getrennt werden. Es gibt aber Fälle, wo ein Weiterleben ohne Operation möglich ist, während eine Trennung ein hohes Sterberisiko bedeuten würde. Dann ist es vertretbar, die Zwillinge später selber entscheiden zu lassen, ob sie das Risiko einer Operation eingehen wollen. Es gibt das Beispiel zusammengewachsener Iranerinnen, die sich 2003 im Alter von fast dreissig Jahren zur Trennung entschlossen haben, trotz hohem Risiko. Leider misslang der Eingriff, und die beiden Frauen starben.

Wie geht man als Chirurg mit dem hohen Risiko bei der Trennung siamesischer Zwillinge um?

Damit lässt es sich leben, wenn man zuvor

alles unternommen hat, was möglich ist – wenn man also die Voraussetzungen einer Trennung genau abgeklärt und den Eingriff sorgfältig geplant hat. Falls dann doch etwas schiefgeht, muss man das akzeptieren.

Ist man als Arzt in einem ethischen Dilemma, wenn man weiss, dass nur ein Kind die Trennung überleben wird? Man muss ja dann das andere Kind quasi töten.

Wenn klar ist, dass nur ein Kind überleben kann, sehe ich kein ethisches Dilemma. Es wäre ja nicht vertretbar, auf den Eingriff zu verzichten und damit auch das überlebenschfähige Kind sterben zu lassen. Schwierig kann es werden, wenn ein Kind zu retten ist, die Eltern sich aber gegen eine Trennung wehren – etwa aus religiösen Gründen.

Es gibt Versuche mit 3-D-Druckern, die eine Kopie zusammengewachsener Zwillinge produzieren, an der die Trennung geübt werden kann. Bringt das etwas?

Durchaus. Dank verschiedener Techniken wie Magnetresonanztomografie kann man heute die Anatomie siamesischer Zwillinge vor der

Operation sichtbar machen. Aus computer-gestützten Daten lässt sich mit einem 3-D-Drucker ein Modell produzieren. An diesem Gebilde zu üben, ergibt Sinn.

Sind medizinische Durchbrüche absehbar, was die Trennung von Zwillingen angeht?

Revolutionäre Durchbrüche sind für die nächsten fünf bis zehn Jahre kaum zu erwarten. Ansonsten kann man spekulieren: Es könnte gelingen, aus Gewebeteilen siamesischer Zwillinge zusätzliche Organe zu züchten und damit das Überleben beider Kinder möglich zu machen. Da es sich immer um eineiige Zwillinge handelt, würde zumindest das Problem der Abstossung wie bei sonstigen Organverpflanzungen wegfallen.



Martin Meuli ist Direktor der Chirurgischen Klinik am Kinderspital Zürich und Professor an der Universität Zürich.



Ein Fall für den politischen Notarzt.

Herdprämien nach Zürcher Art

Der Schweizer Sozialstaat sorgt für Scheinbedürftige. Eine Mitte-links-Allianz im Kanton Zürich wollte eine «bescheidene Anpassung» der Kleinkinderbetreuungsbeiträge. Innerhalb von zwei Jahren stiegen die Kosten für die Gemeinden um den Faktor elf. Von Barbara Steinemann und Kimberley Pope (Illustration)

«Gut gemeint» kommt selten gut. Was passiert, wenn der Sozialstaat seine Schranken gedankenlos öffnet, zeigt das Beispiel der Kleinkinderbetreuungsbeiträge (KKBB) im Kanton Zürich. Diese waren 1992 eingeführt und breit akzeptiert worden. Mit den KKBB sollten vorab Geringverdiener die Möglichkeit bekommen, ihre Kinder während der ersten beiden Lebensjahre selber zu betreuen.

Die bis Ende 2012 durchschnittlich ausgerichteten Beträge lagen zuletzt bei bescheidenen 207 Franken pro Monat und Kleinkind. Wer wenig verdiente, als Alleinerziehende nicht mehr als drei Tage die Woche sein Kind fremdplatzierte oder als Paar höchstens 150 Prozent arbeitete, erhielt jeden Monat eine Art Ersatzinkommen aufs Konto überwiesen. Zwanzig Jahre lang hatte dieses System or-

dentlich funktioniert, bis 2011 im Zürcher Kantonsparlament SP, Grüne und EVP auf die Idee kamen, einen «Teuerungsausgleich» und eine «bescheidene Anpassung» der Kleinkinderbetreuungsbeiträge zu fordern, und dafür die Unterstützung der Mitteparteien FDP und CVP gewannen. Wer auf die absehbaren Kostensteigerungen hinwies, wurde ins Reich der Fantasie verwiesen. Dann wurde die vom Parlament beschlossene Änderung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes von der Verwaltung konkretisiert.

Nachwuchs wird zur Goldgrube

In dieser Verordnung wurden die Einkommens- und Vermögenschwellen für die Bezugsberechtigung neu festgelegt. Die nunmehr definierte Armutsgrenze lag für ein Elternpaar

bei 69700 Franken (gemeinsamer Jahresverdienst) und für Alleinerziehende bei 53900 Franken. Wer weniger verdient, so befand die Zürcher Beamtenschaft, verfüge nicht über ein existenzsicherndes Einkommen. Nun gab es für mögliche Anwärter nur noch zwei Hürden zu überwinden: dass man grundsätzlich von dieser sprudelnden Geldquelle wusste, um dann einen entsprechenden Antrag seiner Wohngemeinde zukommen zu lassen.

In der Folge explodierten parallel zu den Fallzahlen die Kosten der Gemeinden, die für die Ausrichtung der KKBB verantwortlich sind. Hatten in der Stadt Opfikon vor dem Wechsel insgesamt sechzehn Haushalte Anspruch auf Unterstützung, waren es ein Jahr später (2013) bereits 98 Haushalte. Entsprechend stiegen die Ausgaben um das Sech-

fache, von 179 000 Franken auf 1,1 Millionen; in Kloten von 129 000 Franken (fünfzehn Haushalte) auf 1,1 Millionen (88 Haushalte).

Waren in Wallisellen im Jahre 2012 bescheidene zwei Elternpaare zum Bezug von insgesamt 67 000 Franken berechtigt, waren es im ersten Jahr nach der Erhöhung 25 Eltern mit Gesamtansprüchen in der Höhe von 450 000 Franken. In Regensdorf stieg der diesbezügliche Aufwand um 1318 Prozent, in Bülach um

Für die betroffenen Mütter und Väter wurde der Nachwuchs zur regelrechten Goldgrube.

892 Prozent, in Kloten um 740 Prozent. Die Teuerung der vorangegangenen zwanzig Jahre, die die sozialliberale Koalition mit den neuen Ansätzen angeblich ausgleichen wollte, lag übrigens bei 28 Prozent.

Für die betroffenen Mütter und Väter wurde der Nachwuchs zur regelrechten Goldgrube. Ein paar Beispiele: Eine Familie mit einem Einkommen von zwölf mal 4000 Franken erhielt im Monat zusätzlich 2350 Franken ausbezahlt, ein anderer Haushalt mit dreizehn mal 5500 Franken immer noch 1388 Franken. Wohlverstanden: zusätzlich pro Monat! Den Höchstbetrag von 2808 Franken pro Monat bekam eine Familie mit zwölf mal 3600 Franken Verdienst – die ordentlichen Kinderzulagen nicht eingerechnet. Eltern mit einem Einkommen von dreizehn mal 4870 Franken sowie monatlichen 400 Franken Zulagen für zwei Kinder erhielten zusätzlich volle 2178 Franken KKBB aufs Konto überwiesen. Im Extremfall konnten die Antragsteller bis zu 33 600 Franken Unterstützung für ein einziges Kind im Jahr abholen. Selbst eine Familie mit 8650 Franken Monatseinkommen machte einen Anspruch auf Beiträge geltend und erhielt tatsächlich achtzehn Franken monatlich ausbezahlt. Der Schweizer Sozialirrsinn wird zur Normalität.

Drogenähnliche Wirkung

Die grosszügigen Subventionen sprachen sich schnell herum. Kommunale Verwaltungsangestellte hatten innert wenigen Tagen die Anträge ganzer Strassenzüge gleichzeitig auf dem Pult. Die frohe Botschaft der sprudelnden Sozialgelder hatte sich offenbar auf den Kinderspielplätzen und in den Quartiertreffs verbreitet, zudem wurde in Internetforen auf die neuen KKBB-Ansätze aufmerksam gemacht. Da andere Kantone eine solche Leistung nicht oder nur in völlig anderer Form kennen, haben Familien extra ihren Wohnsitz in Zürcher Grenzgemeinden verlegt, wie einige Zuzüger am Schalter den kommunalen Angestellten unverblümt erzählten. Manche Eltern reduzierten ihr Einkommen, um zu den Beglückten zählen zu dürfen, und holten die Differenz beim Staat in Form der Betreuungsbeiträge mehr als wieder ab.

Die üppige Belohnung für die Kinderbetreuung zu Hause brachte die Gemeinden in arge Schwierigkeiten, denn die Sozialgelder belasteten zu hundert Prozent ihre Kassen und niemand hatte die Ausmasse des vom Kanton oktroyierten Zahlungsbefehls richtig budgetieren können. Die ohnehin steil nach oben zeigenden Sozialrechnungen erlebten noch einen zusätzlichen Kostenschub. Je nach Gemeinde waren mehr als drei Steuerprozente allein für die Kleinkinderbetreuungsbeiträge fällig.

Das Ausmass der Fehlentwicklung veranlasste den Zürcher Regierungsrat bereits im Januar 2014, also im ersten Jahr der Einführung der neuen KKBB, zum Handeln – und zwar mit der juristisch heiklen Rückwirkung, was einer Art «Notrecht» gleichkam. Die Korrektur beinhaltete die Senkung der Vermögens- und Einkommenslimiten, so dass die Wohlhabenderen unter den angeblich Bedürftigen wegfallen sollten.

Die Höhe der Leistungen blieb jedoch bestehen, also weiterhin «pro Monat höchstens das Dreifache des Höchstbetrages einer vollen Waisen- und Kinderrente gemäss AHV-/IV-Gesetzgebung», wie die Mitte-links-Allianz ihr Projekt im Gesetz bürokratisch umschrieb. Da jedoch unvermindert mehr Eltern diese staatliche Stütze beantragten, blieb die erhoffte Entlastung völlig aus. Im Gegenteil: Die Senkung der Bezugsberechtigungsmiter wurde durch die Ausweitung der Fallzahlen mehr als wettgemacht: Die Nachricht von den leistungslosen Zuwendungen hatte sich munter weiterverbreitet. Nach altem System hatten die Gemeinden durchschnittlich vier Franken pro Einwohner für die KKBB aufgewendet, ab 2013 waren es 27 Franken und im Jahre 2014 46 Franken pro Einwohner – eine Steigerung um den Faktor elf.

Unerwünschte Nebenfolgen traten nicht nur bei den Gemeinden auf. Mancher Bezüger beziehungsweise vor allem manche Bezügerin sei von den neuen leistungslosen Sozialgeldern regelrecht angefixt worden, wie viele kommunale Sozialvorsteher beobachteten. Mit dem zweiten Geburtstag des Kleinkindes und damit mit dem Wegfall der hohen Betreuungsgelder seien Unterstützungsberechtigte nahtlos – und leider oft mit Erfolg – bei der ordentlichen Sozialhilfe vorstellig geworden. Ein weiteres Beispiel dafür, dass staatliche Unterstützung ohne Gegenleistungen eine drogenähnliche Wirkung entfalten und abhängig machen kann.

Neben der ungerechtfertigten Höhe störte zusätzlich, dass diese Kleinkinderbetreuungsbeiträge steuerfrei waren, was ordnungspolitisch mehr als fragwürdig ist, da es sich um eine Art Lohnersatz handelt und solche Leistungen grundsätzlich in jeder Form von der Einkommenssteuer erfasst werden. Im Übrigen sei auch die Frage erlaubt, ob diese KKBB überhaupt noch zeitgemäss sind. Die meisten Frauen haben heute eine Ausbildung absolviert und es liegt ein volkswirtschaftliches Interesse vor,

dass Mütter sich möglichst rasch nach der Geburt eines Kindes wieder im Arbeitsmarkt zurechtfinden – der Staat sollte sich in dieser Frage allerdings zurückhalten und weder eine «Herdprämie nach Zürcher Art» wie die KKBB ausrichten, noch ausserfamiliäre Betreuungsplätze übersubventionieren.

Auch sonst hat sich seit 1992, seit Einführung der Kleinkinderbetreuungsbeiträge, einiges geändert: Seit zehn Jahren gibt es eine nationale Mutterschaftsversicherung, Krippenplätze (inklusive lästiger Bürokratie) wurden landesweit ausgebaut, die Stillzeit im ersten Lebensjahr der Kinder wird bezahlt.

Lehrbeispiel absurder Sozialpolitik

Der Zürcher Kantonsrat hat vor wenigen Wochen den KKBB die gesetzlichen Grundlagen entzogen. Was war passiert? Politiker und Beamte hatten mit ihrer ideologisch gefärbten Kurzsichtigkeit dafür gesorgt, dass eine Personenkategorie astronomische Zusatzeinkünfte erhielt, die auf solche Leistungen gar nicht angewiesen war – mit absurden Kostenfolgen für die Gemeinden. Selbst die politische Linke verteidigte die KKBB am Ende nur noch halbherzig und wollte die freierwerbenden Geldmittel in anderer Form der Betreuung von Kindern zukommen lassen.

Die KKBB-Geschichte ist ein Lehrbeispiel dafür, wie die Schweizer Sozialpolitik ins Absurde driftet: Wir haben einen Fürsorge-

Wir haben einen Fürsorgestaat, der die Zahl der Armen nicht senkt.

staat, der die Zahl der Armen nicht senkt, sondern künstlich in die Höhe treibt. Wenn die Sozialleistungen so hoch sind wie im Fall der Kleinkinderbetreuungsbeiträge, besteht ein starker Anreiz, keiner Arbeit (mehr) nachzugehen. Hier wurden Eltern dafür bezahlt, zu Hause zu bleiben. Eine Mitte-links-Allianz aus SP, Grünen, CVP und FDP definierte eine völlig realitätsferne «Armutsgrenze», so dass Haushalte subventioniert wurden, bei denen in aller Regel keine echte Bedürftigkeit vorlag.

Immerhin waren die Folgen – Steigerung der Kosten innerhalb von zwei Jahren um den Faktor elf – so gravierend, dass die Politik in Rekordfrist reagierte und die KKBB ersatzlos strich. Allerdings kranken andere Einrichtungen, wie etwa die Sozialhilfe oder die Ergänzungsleistungen (*Weltwoche* Nr. 42/15), an den gleichen Symptomen, die aber eben besser versteckt sind und schleicher wirken. Der Schweizer Sozialstaat ist insgesamt ein Fall für den politischen Notarzt.

Barbara Steinemann ist Juristin und Zürcher Nationalrätin (SVP).

«Ich liebe Fifa-Politik»

Der Internationale Gewerkschaftsbund in Genf lancierte eine Kampagne gegen die WM in Katar und agitierte für den Sturz von Sepp Blatter. Statt die Bedingungen für Arbeiter zu verbessern, mischen die Aktivisten bei der Fussballpolitik mit, wie ein interner E-Mail-Verkehr zeigt. *Von Monica Fahmy*



Die Ereignisse überschlagen sich: Anti-Blatter-Kampagne vor dem Zürcher Hallenstadion, 28. Mai 2015.

Soeben hatte Sharan Burrow, Generalsekretärin des Internationalen Gewerkschaftsbundes (IGB) mit Sitz in Genf, einen grossen Auftritt am WEF in Davos. Die 61-jährige Australierin plädierte für weltweit bessere Arbeitsbedingungen. Wer will ihr da schon widersprechen.

Zu den Lieblingszielen des teilweise mit öffentlichen Geldern finanzierten IGB gehört seit Jahren die Fifa. Der Weltfussballverband mit seinen Baustellen rund um den Globus bietet sich den Gewerkschaftern als Plattform für Kampagnen an. Doch um Arbeitsbedingungen und Menschenrechte geht es schon lange nur noch am Rande, wie interne E-Mails zeigen, die der *Weltwoche* vorliegen. Mit ihren Alliierten bei Transparency International und anderen NGOs mischten sich die Gewerkschafter aktiv in die Geschäftspolitik der Fifa ein. Burrow und Konsorten lobbyierten gegen Sepp Blatter, ja sie diskutierten gar die Möglichkeit, die Fifa zu zerschlagen.

Blenden wir zurück. Im Dezember 2010 ver gibt die Fifa die Weltmeisterschaft 2022 an Katar. Die gewichtigsten Gegenkandidaten, die USA und Südkorea, gehen leer aus. Sechs Monate später, im Mai 2011, lanciert der IGB eine Kampagne unter dem Titel «Rerun the Vote» (Wiederholt die Abstimmung). Katar, so die Begründung, komme wegen Menschenrechtsverletzungen nicht in Frage. Die Fifa müsse die WM in einem Land durchführen, in dem die Arbeitnehmerrechte respektiert würden.

Schaut man sich allerdings den vom IGB erstellten Globalen Rechtsindex an, könnte man die WM glatt abblasen. Auf der *watchlist* befinden sich nicht nur Diktaturen wie Nordkorea und Kuba, sondern auch gefestigte Demokratien wie Irland und die Schweiz. Systematische Rechtsverletzungen ortet der IGB in 27 Ländern, darunter die USA. In ebenso vielen Ländern, etwa in Griechenland oder eben in Katar, seien Grundrechte nicht garantiert.

Was immer man von diesen Qualifikationen halten mag – eine WM böte zweifellos eine grossartige Bühne, um für diese Rechte zu werben. Doch die Strategie des Internationalen Gewerkschaftsbundes ist eine andere.

Im Juni 2011 heuert der IGB die australische PR-Firma Essential Media Communication (EMC) an, um seine PR-Kampagne gegen Katar zu lancieren. Im August beginnt die EMC-Direktorin Gemma Swart als Presseverantwortliche für Sharan Burrow zu arbeiten, neben IGB-Kommunikationsdirektor Tim Noonan. Im März 2014 veröffentlicht der IGB einen 34 Seiten dicken Katar-Bericht. 1,4 Millionen Arbeiter würden im Wüstenstaat wie Sklaven gehalten, heisst es dort, die Fifa hätte die Möglichkeit, das zu ändern. Der Titel des Papiers, «The Case Against Qatar», gibt allerdings eine andere Marschrichtung vor – und die richtet sich frontal gegen Katar als WM-Standort.

In diese Richtung zielt auch die nächste IGB-Kampagne mit dem Titel «Save Fifa» (Rettet die Fifa), die im Frühling 2015, also im Vorfeld von Blatters Wiederwahl, lanciert wird. Umfragen in den Ländern der vier Kandidaten Sepp Blatter, Luís Figo, Prinz Ali bin Al-Hussein und Michael van Praag sollen gemäss IGB ergeben haben, dass eine Mehrheit Katar die WM entziehen wolle. Die Kernmessage der Kampagne: Die Fifa muss vor einem Katar-Desaster bewahrt werden – also sucht einen Kandidaten als Fifa-Präsidenten aus, der gegen die WM in Katar stimmen würde. Und diese Vorgabe erfüllt gemäss IGB nur der Niederländer van Praag.

Die Weltgewerkschafter versuchen auch, den Sender BBC in ihre Anti-Blatter-Kampagne einzubinden. Am 17. März mailt IGB-Mitarbeiter David Norton an Gemma Swart: «Ich frage mich, ob du von deinem Kontakt bei der BBC gehört hast, ob sie vorhaben, die Kandidatendebatte ohne Blatter durchzuführen.» Dummerweise zieht IGB-Favorit van Praag seine Kandidatur bald zurück. Der Kampf-moral der Gewerkschafter tut dies keinen Abbruch. Am 20. Mai schreibt Swart in einer E-Mail an Burrow und Noonan: «Ich liebe Fifa-Politik. Besser als die Labour-Partei.»

Im Frühling 2015 überschlagen sich die Ereignisse. Am 27. Mai, zwei Tage vor Sepp Blatters absehbarer Wiederwahl, kommt es auf Betreiben der USA zur famosen Festnahme von sieben Fifa-Delegierten in Zürich. Blatter setzt sich trotzdem durch. Eine Woche später, am 2. Juni, weicht er dem politisch-juristischen Powerplay aus Übersee und gibt seinen

Rücktritt per Februar 2016 bekannt. Gemma Swart reagiert euphorisch auf «Blatter's Exit Visa». In einer Mail an Noonan schreibt sie: «Katar und Russland könnten nun für ungültig erklärt werden. Wir könnten eine Neuvergabe haben. Und sechs Monate freie Bahn für eine Kampagne bis zu ihrem Kongress.» Am nächsten Morgen will sie von Burrow wissen: «Denkt ihr, es entsteht Anspruch auf Entschädigung durch die Untersuchungen des FBI oder der Schweiz? Falls Korruption bei der Vergabe nach Südafrika/Russland/Katar bewiesen wird – könnten Regierungen in Oz [Australien], den USA, UK, Japan, Südkorea etc. die Fifa

Die Suspendierung von Blatter und Platini spornt die NGO-Fussball-Politiker erst recht an.

auf die verlorenen \$\$ [Dollar] verklagen für die Ausschreibungen, die die Steuerzahler Millionen gekostet haben?»

Am 15. Juni 2015 schreibt Swart eine längere E-Mail an Noonan und fragt ihn, wie sie die Forderung nach Fifa-Reformen lancieren könne, damit es internationaler aussehe. Swart listet gleich ein paar Vorschläge auf. Der Gewerkschafter bremst ihren Eifer diplomatisch aus und plädiert für ein langsames Vorgehen: «Wir müssen die Partner mit uns nehmen, nicht überraschen, also erst einmal sanft.»

Am 29. Juni schickt Swart eine Mail an Alex (Wilks), Kampagnendirektor der Bürgerbewegung Avaaz, sowie an Bonita Mersiades, PR-Fachfrau und Sportfunktionärin in Australien. Bis Januar 2010 war Mersiades im Kader für die australische Bewerbung um die WM 2018 und 2022. Swarts Mail trägt den Titel «Fifa-Kampagne Koordinations-Telefonat Dienstag, 30. Juni». Sie fordert nun mehr Druck für Reformen beim Fussballverband. Und ihr Wunsch wird erhört. Die Fifa-Ethikkommission tagt erstmals am 2. September in Bern. Bald darauf schickt sie Blatter in die Wüste.

Spenden für Desinformationskampagne

Welchen Einfluss die NGO-Kampagne effektiv hat, lässt sich nur schwer ergründen. Doch die Spindoktoren scheinen sich ihrer Sache sicher zu sein. Am 9. September schreibt Swart an Noonan und andere: «Prinz Ali hat soeben verkündet, dass er wieder [für die Präsidentschaft] kandidiert. Wir profitieren, wenn er gewinnt und Scheich Salman verliert. Werde Spendengelder benutzen für eine Desinformationskampagne über Salman.» Dazu muss man wissen: Scheich Salman bin Ibrahim Al-Khalifa aus Bahrain gilt als Favorit für Blatters Nachfolge. Für Vorwürfe, er habe etwas mit der Niederschlagung der Aufstände in Bahrain zu tun, findet die Fifa-Wahlkommission keine Beweise, wie sie später mitteilen wird. Am 25. September eröffnet die Bundesanwaltschaft ein

Verfahren gegen Sepp Blatter und Michel Platini. Sharan Burrow schreibt von ihrem iPhone an Noonan, Swart und Jaimie Fuller, Vorsitzender des Sportbekleidungs Herstellers Skins: «Wir sollten alle Blatters Rücktritt fordern.» Am 29. September schreibt Deborah Unger von Transparency International eine Mail mit dem Titel «Nächste Schritte der Fifa-Kampagne» an



«Besser als die Labour-Partei»: Pressechefin Swart.



«Jetzt Druck aufbauen»: Gewerkschafterin Burrow.

Swart, Noonan, Mersiades und Fuller: «Es sieht so aus, als ob sowohl Platini wie Blatter sich [an ihrer Position] festhalten. Würde es sich lohnen, kurz zu skypen, um über die nächsten Schritte zu sprechen? Unter anderem: Wir starten im Oktober einen globalen Aufruf, in dem die Leute die schlimmsten Beispiele von Korruption nennen können – und die Fifa ist einer der <Kandidaten>.»

Am 7. Oktober findet eine Telefonkonferenz zwischen Unger, Mersiades, Noonan, Swart und Fuller statt. Was besprochen wurde, fasst Unger in einer Mail zusammen. Der Druck auf Sponsoren wie Coca-Cola und Adidas soll erhöht und eine TV-Debatte mit den Kandidaten fürs Fifa-Präsidium eingefädelt werden. Jaimie Fuller antwortet darauf: «Ich schlage vor, dies geheim zu halten und die Kandidaten zu einem Meeting einzuladen. Zu einem uns passenden Zeitpunkt können wir die TV-Debatte mit den Einsatzregeln vorschlagen. So kann

niemand, der schon zugesagt hat, aufgrund von Terminkonflikten zurückkriechen.»

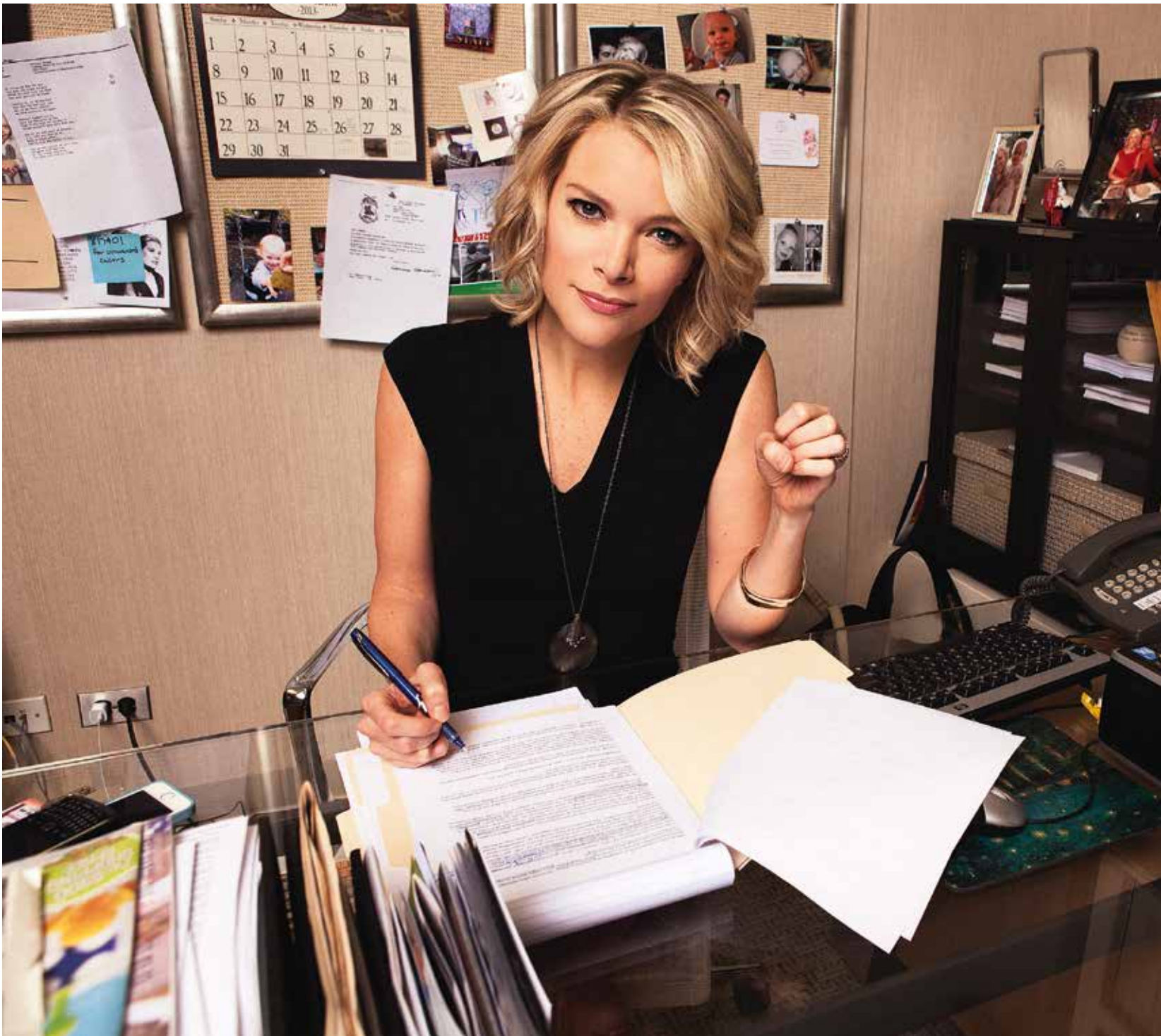
Am 8. Oktober 2015 suspendiert die Fifa-Ethikkommission Blatter und Platini für neunzig Tage. Das spornt die NGO-Fussball-Politiker erst recht an. Am 21. Oktober schreibt Tim Noonan an Gemma Swart mit Kopie an Sharan Burrow: «Die Fifa publiziert eine Lobeshymne auf Syrien, gerade als Assad den Kreml besucht.» (Gemeint ist damit eine Mitteilung der Fifa, laut der die syrische U-17-Fussballmannschaft stolz darauf sei, trotz widriger Umstände an der U-17-WM teilzunehmen.) Swart antwortet: «Kann ich etwas zur Syrien-Kampagne beitragen? Wir brauchen ein Bild eines zerbombten Fussballplatzes, um zu zeigen, was für ein Witz diese Lobeshymne ist. Könnte man gut in den Social Media teilen.»

Destabilisieren und auflösen

Dann kommt sie auf Scheich Salman zu sprechen: «Wenn wir wollen, dass er als Kandidat wegfällt, könnte es sich lohnen, jetzt Druck aufzubauen und ihn aus dem Fifa-Kandidaten-Pack herauszugreifen. Sonst legitimieren wir ihn als Kandidaten. Wollen wir überhaupt, dass die Wahlen im Februar stattfinden – ohne Reformkommission? Je mehr wir destabilisieren können, desto besser – indem wir jetzt damit anfangen.» Wie weit die Hilfswerke bei ihrem Destabilisierungsmanöver gehen würden, wenn sie denn nur könnten, verrät eine Mail von Deborah Unger, die sie am 20. Dezember Fuller, Mersiades, dem britischen Parlamentarier Damian Collins und ihren Verbündeten beim IGB schreibt: «Wir haben uns bei unseren Kollegen von Transparency Schweiz umgehört hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit, dass die Schweizer Regierung die Fifa auflösen könnte.» Im Parlament, heisst es weiter, sei aber leider kein starker Wille dazu vorhanden.

Im Gespräch verteidigte Burrow ihr Engagement als normales *campaigning*. Doch Kritik zu den Attacken der Gewerkschafterin und ihrer Mitstreiter kommt inzwischen vor allem auch aus den eigenen Reihen. Die Kampagnen würden die Position der Arbeiter verschlechtern statt verbessern, monieren Gewerkschaftsvertreter in Indien, Nepal und Sri Lanka. Das sind die Länder, aus denen die grosse Masse der Arbeiter für Katar kommt. Würde die WM in Katar gestrichen, wären sie die ersten Verlierer. Profitieren würden davon die Industrieländer, allen voran die USA. Der Internationale Gewerkschaftsbund gefährde Tausende Arbeitsplätze, moniert etwa Sanjeeva Reddy, Präsident der grössten indischen Gewerkschaft, der gleichzeitig Vizepräsident beim IGB ist, den Arbeitern würde er damit in erster Linie schaden.

Monica Fahmy ist Ökonomin. Sie machte sich einen Namen als Journalistin und Fachbuchautorin, heute arbeitet sie für die Due-Diligence-Firma Global Risk Profile.



«Mich kann man nicht kaufen»: Moderatorin Kelly.

Donald Trumps Dompteuse

Sieben Monate lang war Donald Trump unangefochten an der Spitze aller Umfragen im US-Wahlkampf. Nun hat der Leitwolf die erste Vorwahl in Iowa verloren. Noch ist nichts entschieden. Doch der Siegertyp hat seine Achillesferse offenbart. Eine Frau hat sie entblöst. *Von Urs Gehriger*

Wer nach Gründen für Donald Trumps Wahlschlappe sucht, kommt um einen Namen nicht herum: Megyn Kelly, 45, Moderatorin bei Fox News, dem konservativen Flaggschiff der US-News-Networks. Seit letztem Sommer lebt Trump mit ihr in Fehde, weil sie es wagte – härter als ihre Konkurrenz –, den Tycoon

zur Rede zu stellen. Und dies bei einem Dossier, in dem er sich als König wähnt: Frauen.

Kelly hat sich über Jahre einen Namen als *tough cookie* (harter Knochen) gemacht. Egal, welcher Politstar ihr gegenüber sitzt, rasch wird es ihm eng in Hemd und Jacke. Kellys

Spezialität: Männer erweichen, ohne sie zu umschmeicheln, sie aus der Reserve locken und knallhart auflaufen lassen.

Kellys Interviewstil erinnert an die Kampftechnik einer Beatrix Kiddo aka «Black Mamba» aus Tarantinos «Kill Bill». Das Haar perfekt frisiert, die Augen mit Eyeliner schwarz



nicht hinter Politikphrasen verstecken», begann Kelly ihre Frage. «Das hat aber auch Schattenseiten, besonders wenn es um Frauen geht. Sie nennen Frauen, die Sie nicht mögen, «fette Schweine», «Hündinnen», «Schlampen» und «widerliche Tiere»...» Trump hob drohend seinen Finger, Kelly tankte unbeirrt weiter: «Auf Ihrem Twitter-Account finden sich viele abwertende Kommentare über das Äussere von Frauen. Zu einer Kandidatin Ihrer Sendung «The Apprentice» haben Sie gesagt, Sie würden sie gerne auf den Knien sehen.» Die Schlinge lag nun eng um Trumps Hals. Bevor

«Trump rief mich von Zeit zu Zeit an, um mir ein Kompliment zu einer Sendung zu machen.»

er nach Luft schnappen konnte, zog Kelly zu: «Meinen Sie wirklich, so sollte sich ein Mann verhalten, den wir als Präsidenten wählen sollen?» 24 Millionen Zuschauer sahen, wie es in Trump kochte. Doch Kelly war noch nicht fertig: «Und was antworten Sie auf den Vorwurf von Hillary Clinton, die voraussichtlich für die Demokraten antreten wird, dass Sie Teil des «Krieges gegen Frauen» sind?»

24 Stunden brauchte Trump, bis er sich gesammelt hatte, dann ritt er die inzwischen legendäre Attacke gegen seine blonde Nemesis. «Aus ihren Augen tropfte Blut», ereiferte er sich im Interview mit CNN, «Blut tropfte aus ihr heraus ... wo auch immer.» Frei übersetzt: Die Frau hat die Mens und fährt auf ihren Hormonen Achterbahn!

Wie all seine Ausfälle gegen Frauen schien Trump auch jene gegen Kelly unbeschadet überlebt zu haben. Als der Kandidatentross letzte Woche wieder bei Fox gastierte, markierte er den Macker. «Ich komme nicht an die Debatte», beschied er. Kelly sei ihm gegenüber voreingenommen. Ausserdem sei sie ein journalistisches «Leichtgewicht» und «völlig überbewertet».

Ein «Leichtgewicht», das er notabene lange heiss umworben hat. «Er schickte mir Presseauschnitte über mich, die er mit «Donald Trump» signierte», erzählt Kelly in der neusten Ausgabe von *Vanity Fair*. «Und er rief mich von Zeit zu Zeit an, um mir ein Kompliment zu einer Sendung zu machen. Als er ankündigte, dass er als Kandidat für die Präsidentschaft ins Rennen steigt, ging mir ein Licht auf. Aber mich kann man nicht kaufen.»

Aufgewachsen ist Megyn Kelly in Syracuse, New York. Sie studierte Recht, arbeitete für ein renommiertes Anwaltsbüro, verdiente viel Geld, heiratete einen Arzt, alles schien perfekt! Bis ihr mit 33 dämmerte: «Ich bin interessanter als das, ich habe mehr Interessen als diese.» Nun schnitt sie ein Demoband, schickte es an Fox News. Fox-Chef Roger Ailes war begeistert und gab ihr eine Chance. Kelly packte diese. So

eifrig und ambitiös, dass es Ailes ungeheuer wurde. «Du brauchst nicht perfekt zu sein», liess er Kelly wissen. «Niemand wird dich mögen, wenn du es bist.»

Heute hat Kelly ihre eigene Sendung – «The Kelly File» –, und Perfektion ist ihr Markenzeichen. Generalstabsmässig habe sie sich auf die erste Debatte vorbereitet, erzählt sie *Vanity Fair*. Am Tag des Showdowns sei sie «heftig krank» geworden. Sie raffte sich auf. Als die Kameras auf Sendung gingen, sass Kelly mit einer Decke über den Knien und einem Kotzkübel neben dem Moderatorenpult.

Seit ihrer Trump-Grillade ist sie der Star der Szene. «Sie macht keine halben Sachen und lässt sich von niemandem verarschen», lobt Berufskollegin Katie Couric. Selbst linke Journalisten haben sich für Kelly erwärmt und preisen sie als Vorkämpferin der Frauen. Kelly selbst beteuert, mit Feminismus habe sie nichts am Hut. Unbeschwert wirft sich die dreifache Mutter für Hochglanzmagazine in Pose, wie jüngst für *Gentlemen's Quarterly*, nur mit hauchdünner Lingerie bekleidet.

«Und dies ist die Tussi, die präsidiale Fragen stellt?» twitterte Trump letzte Woche. «Kritisiert Trump dafür, Frauen als Objekte zu behandeln ... posiert so fürs *GO*-Magazin.»

«Einen Schritt weg vom Dschungel»

Trump's Breitseite war das Fanal für seinen Fanklub. Ein Bombardement von 400 Tweets voller Niederträchtigkeiten, von «Hure», «Nutte», «Dummchen» über «Schlampe» bis «Fotze», prasselte innert 24 Stunden auf Kelly nieder. «Wenn Frauenhass von der höchsten Ebene unseres Politsystems betrieben wird, bedeutet dies, dass Frauenhass legitim ist», kommentierte die linke *Huffington Post* den Shitstorm. Der rechte Radiostar Glenn Beck ist – ausnahmsweise – gleicher Meinung. «Wenn du Leute entmenschlichst, bist du einen Schritt weg vom Dschungel.»

Trump gibt sich unbeirrt. Umfragen sehen ihn bei den nächsten Vorwahlen in New Hampshire vom 9. Februar als Favoriten. Doch selbst wenn er die republikanische Nomination gewinnen sollte, führt der Weg ins Weisse Haus nicht an den Amerikanerinnen vorbei. Frauen stellen 52 Prozent der US-Wählerschaft – eine Zahl, die höher ausfallen könnte, sollte Hillary Clinton die Nomination bei den Demokraten schaffen.

«Ich bin das Beste, was Frauen je passiert ist», prahlte Trump im Wahlkampf. Diese Botschaft scheint noch unerhört worden zu sein. Als CNN neulich landesweit um Meinungen zu Trump bat, äusserten sich 64 Prozent der Frauen gegen ihn. Selbst gegen Bill Clinton, der einst die ganze Nation angelogen hatte, um seine Affäre mit Monica Lewinsky zu vertuschen, hat Trump keinen Stich. 50 Prozent finden, Clinton sei «respektvoller gegenüber Frauen». Trump schafft es gerade mal auf 37 Prozent. ○

umrahmt, fixiert sie ihr Gegenüber, ohne kaum je mit der Wimper zu zucken. Mit herber Stimme feuert sie die Fragen ab und verengt sukzessive den Raum für rhetorische Ausflüchte. Reihum hat sie in den letzten Jahren die Alphamännchen des Politzirkus dressiert. Warum also sollte es Trump bessergehen?

In der ersten Republikaner-Debatte letzten August wählte Kelly für den Milliardär mit goldplattiertem XXL-Ego und Playboy-Attitüde jenes Thema, das konservative Medien bisher grossräumig umschiffen hatten.

Trump hob drohend den Finger

«Mister Trump, etwas, was die Menschen an Ihnen lieben, ist Ihre Direktheit, dass Sie sich

Vergehen gegen die Gleichheit

Wie die freien Gesellschaften in der Konfrontation mit dem Islam ihre Identität wahren können.

Von Martin Griching



Aufklärerischer Fokus: «Königreich des Friedens», um 1834.

Der Horror-Silvester von Köln hat bewirkt, dass man gesellschaftliche Entwicklungen nun thematisieren kann, ohne sogleich in die rechtsextreme Ecke gestellt zu werden. Dennoch dringen die Analysen nach wie vor nicht zum Kern vor. Wenn von sexuell übergriffigen Männern aus dem nordafrikanischen und arabischen Raum gesprochen werden darf, so ist damit zwar eine Kultur benannt. Die dahinterstehende Religion, der Islam, bleibt aber als solche unerwähnt. So wie auch in der Debatte um den islamistischen Terror, der dann einfach auf «Terror» verkürzt wird.

Nicht nur gemäss islamistischem, sondern gemäss islamischem Verständnis ist die Natur des Menschen, «fitra» genannt, islamisch. Man kommt als Muslim auf die Welt und wird erst durch die Eltern Christ, Jude oder Atheist. Wer in dieser Weise denaturiert ist, gilt im Falle des Juden oder des Christen als «Schriftbesitzer» und damit als Bürger zweiter Klasse. Wer sich als Schutzbefohlener («dhimmi») mit dieser erniedrigenden Stellung und der damit einhergehenden Minderung seiner bürgerlichen Rechte abfindet sowie die Kopfsteuer bezahlt, verwirkt immerhin nicht sein Leben. Die anderen Men-

schen aber sind gemäss Mohammed vogelfrei. Und wer den Islam einmal angenommen hat, aber dann von ihm abfällt, ist es ebenfalls.

Humus der christlichen Denktradition

Diese Unterscheidung in Erst-, Zweit- oder gar Drittklassmenschen ist mit der Forderung nach der Gleichheit aller Menschen sowie der voraussetzungslosen Geltung der Menschenrechte absolut unvereinbar. Nahezu alle Kulturen haben solche Einteilungen gekannt und kennen sie zum Teil bis heute: die assyrische und babylonische Kultur, die altägyptische, die griechische,

die römische, die germanische, die vom Islam und vom Hinduismus unterfütterten Kulturen ebenso wie indianische Kulturen Amerikas. Es war eine Religion, das Christentum, welches – getragen vom Judentum – einige dieser Kulturen mit der Zeit durchgeformt und den Gedanken der Gleichheit aller Menschen erfolgreich gemacht hat. Dies war möglich, weil nach christlichem Verständnis jeder Mensch nach Gottes Abbild geschaffen ist. Für die prinzipielle Gleichheit von Mann und Frau in bürgerlichen Angelegenheiten war zudem das von Jesus Christus ausgesprochene Scheidungsverbot grundlegend, weil es den Mann – anders als in vielen anderen Kulturen und Religionen – nicht bevorzugt, sondern ihn in genau gleicher Weise wie die Frau bindet.

Diesen christlichen Grundsätzen der fundamentalen Gleichheit aller Menschen hat die Aufklärung zum lebenspraktischen Durchbruch verholfen, und zwar nach jahrhundertelanger Gärung auf dem Humus der christlichen Denktradition und an den mittelalterlichen Universitäten. In der Französischen Revolution wurde die *Egalité* zu einer der Hauptforderungen an den neuzeitlichen Staat: In den bürgerlichen Angelegenheiten sind die Menschen

Es bedarf – jenseits der Problematik der Durchsetzungsinitiative – eines neuen Straftatbestands.

gleich. Ausnahmslos alle haben von Natur aus die gleichen bürgerlichen Rechte, die wegen der Zugehörigkeit zu einer Kultur oder Religion oder zum weiblichen Geschlecht nicht beschnitten oder den Menschen gar genommen werden können.

Mit diesem Grundsatz steht die islamische Vorstellung von der «fitra» in einem unauflöselichen Widerspruch, auch die dem Islam inhärente Negierung der Gleichheit von Mann und Frau in bürgerlichen Angelegenheiten. Das wirft die Frage auf, wie freie, die Gleichheit aller Menschen verteidigende Gesellschaften die Angehörigen des Islam behandeln sollen, die unter uns leben.

Es ist weder undenkbar noch lediglich Ausdruck der Islamophobie, dass in Zukunft Muslime auf demokratischem Weg Mehrheiten stellen könnten, um dann den christlich-aufklärerischen Gleichheitsgrundsatz aufzuheben zugunsten einer religiös begründeten Zwei- respektive Dreiklassengesellschaft. Aus diesem Grund haben kritische Stimmen wie Ernst-Wolfgang Böckenförde schon vorgeschlagen, man müsse die Anhänger des Islam in den westlichen Ländern in einer Minderheitenposition halten. Nun ist dieses Rezept in der praktischen Umsetzung allerdings kaum praktikabel. Vor allem aber verstösst es gegen den aufklärerischen Fokus auf das Individuum. Dieses ist gemäss seinem

persönlichen Handeln zu beurteilen und nicht pauschal vorzuerurteilen.

Angesichts einer Religion wie des Islam, der in seiner Substanz mit dem christlich-aufklärerischen Gleichheitsgrundsatz unvereinbar ist, bedarf es nicht nur des zivilgesellschaftlichen Hochhaltens dieses Gleichheitsgrundsatzes. Und es reichen auch nicht sozialpädagogische Massnahmen, so sehr solche unumgänglich sind.

Es bedarf – jenseits der Problematik der Ausschaffungs- und Durchsetzungsinitiative – eines neuen Straftatbestands, den man im Sammelbegriff «Vergehen gegen die Gleichheit» fassen könnte. Damit könnten in westlichen Gesellschaften alle Vergehen mit «Platzverweis» geahndet werden, die geeignet sind, die fundamentale Gleichheit aller Menschen zu negieren. Wer Frauen an der Bildung hindert oder sie vom öffentlichen Leben oder von der Erwerbstätigkeit ausschliesst; wer die Teilnahme der Kinder an schulisch obligatorischen Veranstaltungen behindert; wer Konversionswillige bedroht oder tötet; wer Zwangsheiraten arrangiert; wer durch Handlungen wie in Köln zum Ausdruck bringt, dass Frauen oder bestimmte Gruppen von Menschen Zweitklassmenschen sind; wer eine parallele Rechtsprechung propagiert oder betreibt: Er verwirkt sein Aufenthaltsrecht.

Dies ist nicht nur ein Akt der legitimen Selbstverteidigung einer freien Gesellschaft, die am Grundsatz der Gleichheit aller Menschen festhält. Es ist auch eine – wenn auch drastische – Integrationsmassnahme. Integration wird nämlich nicht gelingen, wenn man allein auf die assimilierende Kraft wirtschaftlicher Prosperität vertraut. Jobs, Handys und PS-starke Statussymbole – das zeigen die Erfahrungen in unseren Nachbarländern – garantieren zwar bei vielen eine Anpassung an die herrschende Kultur. Aber bei nicht wenigen bedarf es dennoch klarer Leitplanken. Auch muss die zweite und die dritte Generation von Migranten vor denen geschützt werden, die ihre Integration verhindern wollen.

Morden im Namen der Vernunft

Den gegenwärtigen Herausforderungen wird man freilich nicht nur mit dem Strafrecht gerecht werden können. Es bedarf auch einer gegenseitigen Aussöhnung von Christentum und Aufklärung. Das brutale Vorgehen, mit dem die Aufklärung das Ancien Régime hinwegfegte, hat insbesondere bei der katholischen Christenheit Wunden geschlagen. Tausende Priester und Laien wurden im Namen der Vernunft ermordet. Dennoch hat sich die katholische Kirche vor fünfzig Jahren mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu den Errungenschaften der Aufklärung bekannt. Dies war ihr auch deshalb möglich, weil sie darin ihre eigenen Wurzeln wiederentdecken konnte. Denn die Gleichheit aller Menschen ist im

christlichen Glauben angelegt. Und für die Freiheit des Gewissens, die ebenfalls im christlichen Glauben ihren Grund hat, bezahlten die Christen in den ersten drei Jahrhunderten des Römischen Reichs einen hohen Blutzoll.

Es wäre deshalb sehr zu wünschen, dass auch diejenigen, die in der gegenwärtigen Stunde zu Recht die Errungenschaften der Aufklärung hochhalten, anerkennen, dass diese nur auf christlichem Boden denkbar war und zum Durchbruch kommen konnte. Denn es war die christliche Religion, die Sklavenhalterkulturen wie die griechische, die römische und die germanische von innen her durchgeformt und mit der Zeit gereinigt hat.

Nur wenn die freien Gesellschaften sich nicht von diesen ihren Wurzeln abschneiden, werden sie weiterhin von ihnen genährt werden können. Und dessen bedürfen sie. Denn es lässt sich geschichtlich und empirisch nachweisen, dass sich selbst überlassene Kulturen dazu neigen, die *Egalité* aller Menschen zu verraten. Davor schützt sie das Christentum mit seiner Lehre vom Menschen als dem Abbild Gottes. Oder, mit Chesterton gesagt: «Für die Religion sind alle Menschen gleich, wie alle Penny-Münzen gleich sind, weil ihr einziger Wert darin besteht, dass sie das Bild des Königs tragen.»

Martin Grichting ist Generalvikar des Bistums Chur.

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

WK-PT-VVW-CHde

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:
VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Taumelnde Republik

Frankreichs Hauptstadt Paris war einst die heilige Stadt des Laizismus. Nun vollendet der Dschihad ihre Zerstörung. Und während der Front national zur stärksten Partei avanciert, ziehen sich die Intellektuellen aus den Debatten zurück. Was ist mit der Grande Nation los? Von Jürg Altwegg

«Nie waren sie so einflussreich wie heute.» Diesen Befund formuliert Jacques Julliard, Historiker der Linken und der Intellektuellen: «Der Einfluss von Jean-Paul Sartre auf die französische Politik war sehr viel geringer als jener von Bernard-Henri Lévy.» Gegen den Algerienkrieg haben die antikolonialistischen Intellektuellen rein gar nichts erreicht. Lévy hingegen, der gar nicht lange zuvor sein Zelt im Garten des Pariser Elysée-Palasts hatte aufschlagen dürfen, konnte Nicolas Sarkozy zum Angriff auf Libyen und auf Gaddafi anstiften.

Auch den Rückzug der Schulreform schreibt Jacques Julliard dem Protest der Intellektuellen zu. Die sozialistische Bildungsministerin Najat Vallaud-Belkacem wollte – polemisch zugespitzt – den Islam als Pflichtstoff einführen und das christliche Mittelalter zum Wahlfach degradieren. Die Abschaffung der als elitär geltenden zweisprachigen Klassen und das Zusammenlegen der Fächer Griechisch und Latein brachten die Eltern, die Lehrer, die bürgerliche Opposition und Deutschland gegen die Sozialisten auf. Protest formulierten führende Intellektuelle wie Jean d’Ormesson von der Académie française, der Ex-Revolutionär Régis Debray, der an der Seite von Che Guevara gekämpft und später Allende wie Mitterrand beraten hatte, und der Historiker Pierre Nora. Auf die Barrikaden stiegen ebenfalls die in den Medien omnipräsenten Pascal Bruckner und Alain Finkielkraut, die wie Bernard-Henri Lévy und der kürzlich verstorbene André Glucksmann zu den «Neuen Philosophen» gehörten, die einst Marxisten und Maoisten waren, aber Ende der siebziger Jahre eine spektakuläre Wendung zu antitotalitären Positionen vollzogen.

Zusammenbruch des Résistance-Mythos

Zehn Jahre vor dem Fall der Berliner Mauer verabschiedeten sich diese linken Intellektuellen von ihrer stalinistischen Vergangenheit und den kommunistischen Überzeugungen. Die Wende erfolgte unter dem Schock, den Solschenizyn ausgelöst hatte: Er enthüllte die Verbrechen der Sowjetunion. Diese waren genauso verdrängt worden wie die Kollaboration des Landes während des Zweites Weltkriegs. Das Engagement der Intellektuellen kompensierte ihr kollektives Versagen unter Vichy und Pétain; nur eine kleine Minderheit war im antifaschistischen Widerstand gewesen, der als Fundament der Nachkriegsgesellschaft erhalten musste.

Der Résistance-Mythos und die Lebenslügen brachen in den Jahren nach dem Mai 68 zusammen. Die Kommunisten hatten den Aufstand der Studenten bekämpft – ein Jahrzehnt lang hielten es die Intellektuellen danach mit Fidel Castro, Ho Chi Minh und am Schluss auch noch Pol Pot. Michel Foucault solidarisierte sich sogar noch mit Ajatollah Chomeini.

Der schmerzlichen Einsicht, dass der Kommunismus ein krimineller Totalitarismus war, folgte die Aufarbeitung der verdrängten Vichy-Vergangenheit. Die Kollaboration war nicht nur pragmatischer Opportunismus gewesen, sie konnte sich auf die Ideologie eines «französischen Faschismus» stützen, die so verbreitet war wie danach der Marxismus.

In politischer Hinsicht ging es seither darum, die Totalitarismen und Tyrannen recht-

zeitig zu stoppen, um «ethnische Säuberungen» zu verhindern. «Münchener» wurde zum neuen Schimpfwort. Die gewendeten linken Intellektuellen bekämpften die Friedensbewegung der deutschen Pazifisten als «Defätismus vor dem roten Totalitarismus», dem sie

Die bürgerliche Rechte steht bei jeder Wahl vor der Gretchenfrage ihrer Abgrenzung zum Front national.

selber fanatisch gehuldigt hatten. In Deutschland verlor Helmut Schmidt die Macht – in Frankreich eröffnete die Wende Mitterrand den Weg ins Elysée.

Bis zu den Parlamentswahlen von 1978, als der *nouveau philosophe* Jean-Marie Benoist für



Dann kam der Krieg nach Hause: Charlie Hebdo-Demo in Paris, 11. Januar 2015.

die liberale Partei von Giscard d'Estaing zum ideologischen Schauwahlkampf gegen den Kommunistenführer Georges Marchais antrat, spielten die Sozialisten in der Volksfront die Rolle des Juniorpartners. Die intellektuelle Wende – mit dem Verlust der marxistischen Hegemonie in der Kultur – hatte die Gewichtsverlagerung innerhalb der Linken ermöglicht und den antikommunistischen Reflex ausgehebelt.

Mitterrand führte mehrere Kriege, zu denen er sich unter dem Druck der antitotalitären Imperative verpflichtet fühlte. Saddam Hussein – im ersten Golfkrieg – wie Milosevic wurden als «Wiedergänger Hitlers» bekämpft. Die Bomben auf Belgrad fielen im Namen der französischen Vergangenheitsbewältigung. Bei der Wahl ins Europaparlament präsentierten die Intellektuellen eine eigene «Liste für Sarajevo», auf der Glucksmann, Lévy, Bruckner und viele andere kandidierten. Einem internationalen Komitee zu ihrer Unterstützung gehörten Susan Sontag, Nadine Gordimer, Paul Auster an. Im Eifer ihres Wahlkampfes verpassten sie den gleichzeitigen Genozid in Ruanda, der 800 000 Opfer forderte und bei dem Frankreich eine gewaltige Verantwortung zukommt.



In den Umfragen erreichte die Liste bis zu zwölf Prozent, doch noch vor der Wahl wurde sie zurückgezogen – nachdem Bernard-Henri Lévy am Festival von Cannes seinen Film «Bosna!» gezeigt hatte.

Mitterrands Vermächtnis

Ohne jede Not – seine Sozialistische Partei eroberte nach dem Elysée umgehend im Parlament die absolute Mehrheit – holte Mitterrand vier Kommunisten in die Regierung. Während seiner zwei Amtszeiten reduzierte Mitterrand den Stimmenanteil der Kommunistischen Partei von fast dreissig auf weniger als zehn Prozent. Der Vollzug des intellektuellen Stimmungswandels in der Politik bleibt sein historisches Verdienst. Die Revolution und das Proletariat verschwanden aus dem politischen Horizont.

Drei Jahrzehnte lang prägte der Antitotalitarismus das Weltbild der Franzosen. Der Niedergang des Kommunismus, der in keinem anderen westlichen Land so stark und dogmatisch war wie in Paris, bleibt das wichtigste ideologische Phänomen. Ihm entspricht der Aufstieg des Front national – bei dem Mitterrand die Weichen stellte. Vor ihm hatten es die Rechtsextremisten nie auf mehr als fünf Prozent gebracht. Zur Förderung Jean-Marie Le Pens veränderte er das Wahlsystem und führte den Proporz ein. Die aufstrebenden Neofaschisten schwächten die gaullistische Rechte und waren eine Lebensversicherung für die Machterhaltung der Linken. Diese ist gespalten – Mitterrand hatte ihr Programm verraten und ihre Ideologie abgewickelt –, aber im Kampf gegen die Neofaschisten findet sie zu ihrer historischen Geschlossenheit zurück.

Die bürgerliche Rechte indes steht bei jeder Wahl vor der Gretchenfrage ihrer Abgrenzung zum Front national. 2007 schien es Nicolas Sarkozy – der auf die überraschende Unterstützung von «neokonservativen» Intellektuellen wie André Glucksmann zählen konnte – zu gelingen, dem unaufhaltsamen Aufstieg der Neofaschisten ein Ende zu setzen. Sein Versprechen eines «Bruchs mit dem System» erwies sich als haltlos, der Wille zu Reformen verpuffte – inzwischen überholten die Rechtsextremen stimmenmässig seine in «Republikaner» umbenannte Partei.

Nur der Verdruss über Sarkozy ermöglichte François Hollande 2012 den Einzug ins Elysée – und die Sexaffäre von Dominique Strauss-Kahn in New York. An sein Programm glaubte niemand. Auch seine Amtszeit ist von Rückzugsgefechten geprägt.

Aktiv wurden die zu Wirtschaftsreformen unfähigen Sozialisten in der Gesellschaftspolitik. Auf diesem Feld entfalteten sie ihren ganzen ideologischen Eifer: Als ginge es darum, die Utopie der Gleichheit und des «Neuen Menschen» als dritten Geschlechts zu verwirklichen. In das Gesetz der «Ehe für alle»

packten sie auch die künstliche Befruchtung für gleichgeschlechtliche Paare. Zu deren prominentesten Befürwortern – wie auch der Leihmutterchaft gegen Bezahlung – gehört Elisabeth Badinter, die Frau von Robert Badinter, der als Justizminister Mitterrands die Todesstrafe abgeschafft hatte. In ihrem berühmtesten Buch bezeichnet sie die «Mutterliebe» als anerzogenes Gefühl und wie das Stillen als «Diskurs der Moderne» zur Unterdrückung der Frauen. Das Verhältnis der Geschlechter dekonstruiert sie in «XY – die Identität des Mannes», in «Ich bin Du» wird das Patriarchat überwunden und mit ihm die Geschlechtertrennung – Elisabeth Badinter skizziert die Evolution zu einem androgynen Menschen.

In diesem Kulturkampf erblickten die Sozialisten den neuen Sinn der Geschichte. Schon vor ihrer Reform des Collège hatte die Schulministerin Najat Vallaud-Belkacem für die Primarschule ein neues «ABCD der Gleichheit» einführen wollen. Von «Gender-Studien» ist die Rede, bei denen es darum gehen sollte, die geschlechtsspezifischen Stereotype zu hinterfragen. Vom Ministerium wird die Lektüre von Büchern wie «Der Tango zweier Väter», «Hans hat zwei Mütter» oder auch «Wie macht Fräulein Zazie Pipi?» gefördert. Die Offensive löste wilde – und offensichtlich nicht immer falsche – Gerüchte aus. Bei den Rollenspielen im Schulzimmer müssten Knaben Röcke tragen. Mit Pornofilmen werde das Masturbieren geübt. Im Frühjahr 2014 blieben in manchen Vorstädten die Schüler zu Hause: Katholische Fundamentalisten hatten die muslimischen Eltern zum Boykott animieren können. Gegen die «Ehe für alle» gingen Hunderttausende auf die Strassen. Es waren die spektakulärsten Demonstrationen seit den achtziger Jahren, als Mitterrand die katholischen Privatschulen dem staatlichen System einverleiben wollte.

Geistige Vorarbeit für Marine Le Pen

Auch Hollande krebste zurück. Aus dem Gesetz der «Ehe für alle» – die juristische Gleichstellung für gleichgeschlechtliche Paare war bereits unter der bürgerlichen Regierung verwirklicht worden – wurde die Leihmutterchaft ausgeklammert. Ministerin Vallaud-Belkacem verzichtet auf ihr «ABCD der Gleichheit» ebenso wie auf zentrale Aspekte ihrer Schulreform und kündigte für Herbst 2016 die Einführung eines «täglichen Diktats» an. Als Sündenböcke ihrer Niederlage mussten die Kritiker herhalten, die sie als «Pseudointellektuelle» beschimpfte.

Jacques Julliard ist nicht der Einzige, der die «Rückkehr der Intellektuellen» konstatiert. Es gab in den vergangenen Monaten intensive Debatten um ihre Wirkung und ihre Orientierungslosigkeit – und ihre geistige Vorarbeit für Marine Le Pen. Unter Mitterrand geisselte der Historiker Max Gallo, der sein Regierungssprecher war und sich später zu Sarkozy bekehrte, das «Schweigen der linken Intellektuellen»,

mit dem er ihre mangelnde Unterstützung meinte. Später stellte man ihnen angesichts ihrer ideologischen Irrtümer sogar den «Totenschein» aus. Inzwischen aber sind die Politiker selber noch sehr viel mehr in Ungnade gefallen. Dies ist für Julliard der wichtigste Grund für das Comeback: Die Intellektuellen haben sich an ihre Stelle gesetzt. In den Medien sind sie ihnen rhetorisch meist überlegen. Ein weiterer Grund ist der «Niedergang des Parlaments»: «Seit Jahren gab es keine Debatte, die diesen Namen verdient.» Es wird von jeder Regierung auf eine Akklamationsmaschine zum Absegnen der Entscheidungen aus dem Palast des republikanischen Monarchen reduziert.

Lechzen nach literarischen Weihnen

Julliards Einschätzung knüpft an Tocquevilles Beschreibung in «Der alte Staat und die Revolution» und den Einfluss der Philosophen der Aufklärung an – Rousseau, Diderot, Voltaire, Condorcet: «Die Schriftsteller gaben dem Volk, das diese Revolution machte, nicht nur ihre Ideen, sondern auch ihr Temperament und ihre Stimmung. In Ermangelung aller anderen Führer nahm die ganze Nation, indem sie diese Schriftsteller las, endlich deren Neigungen, Anschauungen, Vorlieben, ja sogar die natürlichen Verkehrtheiten an, so dass sie alle Gewohnheiten der Literatur in die Politik übernahm.» Die «ganze politische Erziehung eines Volkes» erfolgte durch die Schriftsteller. Die Revolution wurde möglich, weil die Aristokratie versagte und an ihrer Stelle «die Schriftsteller eine politische Macht und am Ende sogar die erste werden konnten».

Noch immer lechzen französische Politiker nach den literarischen Weihnen. De Gaulles Schriften sind in der führenden Klassiker-Dünndruck-Bibliothek erschienen. Von allen Nachfolgern Mitterrands kann keiner mit seinem politischen Instinkt und seiner literarischen Stilsicherheit – auch Belesenheit – rivalisieren. Aber alle sechs Vertreter der Republikaner, die 2017 Präsident werden möchten, veröffentlichen in diesen Wochen ein Buch: unter anderen Alain Juppé, François Fillon – jenes von Nicolas Sarkozy ist am 25. Januar erschienen.

«Das Religiöse wird vom Politischen absorbiert», schrieb der Historiker François Furet, der um 1989 – zu ihrem 200. Jahrestag – das Ende der Französischen Revolution verkündete. Die Franzosen frönen der Politik als Religionsersatz – Heilsversprechen inklusive. Aber die Republik ist dem Laizismus verpflichtet, und wer ihn in Frage stellt, löst schnell einen Religionskrieg, zumindest einen Kulturkampf aus. Der Begriff «Gott in Frankreich» wurde nicht von Friedrich Sieburg erfunden, der ihn als Titel für sein Standardwerk übernahm. Geschaffen haben ihn laut Saul Bellow die Juden in Osteuropa: In Frankreich, dachten sie, könnte auch Gott glücklich wer-

den und unbehelligt bleiben von Predigten, Gebeten, Ritualen. Und von fanatisierten Gläubigen, die ihn in Deutungstreite verwickeln und mit Fragen nach dem richtigen Essen belästigen. Paris war «die heilige Stadt des Laizismus». Der Dschihad vollendet ihre Zerstörung, die schon länger eingesetzt hat.

700 000 Juden, die der Revolution ihre Emanzipation verdanken, leben in Frankreich – und zusehends in Angst und Schrecken. Mit ihren Minderheiten war die zentralistische Republik nie zimperlich umgegangen. Sie setzte ihnen klare Grenzen und beschützte sie. Eine andere offizielle Sprache als das Französische darf es nicht geben. Auf die Revolte der Studenten geht das neue Selbstbewusstsein der Minoritäten zurück; auch die

700 000 Juden leben in Frankreich zusehends in Angst und Schrecken.

Besinnung auf die kulturellen Wurzeln bei den Basken, Elsässern, Bretonen. Feministinnen, die Homosexuellen, die Schwarzen gründeten Vereinigungen zur Durchsetzung ihrer Anliegen. Der Einwanderer aus den ehemaligen Kolonien ersetzte im Weltbild bei antitotalitär gewordenen Linken den Proletarier.

Kult der Differenz

Die Vergangenheitsbewältigung stürzte Frankreich erst recht in einen Taumel der Selbstzweifel und Schuldgefühle. Kosmopolitismus, Entwurzelung, *diversité*, Differenz, Dekonstruktion sind programmatische Gegenentwürfe zum Faschismus und die grossen Themen der Nachkriegskultur, in der nach dem Sündenfall alles neu werden musste: Nouvelle Histoire, Nouvelle Vague, Nouveau Roman – bis zur Neuen Philosophie. Die antitotalitäre Aufklärung hat zu einer Hegemonie der Menschenrechte und der Minderheiten geführt. Der Kult der Differenz mündete in eine Obsession der Identität, die selber faschistische Züge – der Ausgrenzung der anderen – annahm. Dieser neue *communautarisme* ist Gift für das republikanische Modell.

Die Schoah rückte ins Zentrum der Kultur, der Jude wurde zum Gardemass der Minderheiten. Eine unsägliche Konkurrenz der Opfer war die Folge, die Schwarzen forderten die Anerkennung des Sklavenhandels als «schwarze Schoah» und bekamen zumindest einen nationalen Gedenktag. Das am stärksten islamisierte Land Westeuropas mit der grössten Zahl jüdischer Bürger wurde beim Ausbruch der Intifada zum Nebenschauplatz des Konflikts zwischen Israel und den Palästinensern. Nach dem 11. September 2001 löste Bin Laden den Fussballer Zidane in den Vorstädten als Idol der arabischen Jugendlichen ab, das Länderspiel im November des gleichen Jahres zwischen Frankreich und Algerien musste abge-

brochen werden. Als Jean-Marie Le Pen im Frühling 2002 in die Stichwahl kam, ging ganz Frankreich auf die Strasse und inszenierte ein Remake der antifaschistischen Résistance. Chirac gewann mit 80 Prozent der Stimmen. Weltweit profilierte er sich als Führer der internationalen Koalition gegen den Krieg im Irak, den die antitotalitären Intellektuellen unterstützten. Später räumten sie ein, dass er ein Irrtum gewesen war – ein ziemlich einmaliger Vorgang in der Republik des Geistes.

Mit einiger Berechtigung wurde den jüdischen Philosophen – Glucksmann, Lévy, Bruckner, Finkielkraut – vorgeworfen, den Arabischen Frühling verpasst zu haben. Als ob es für die Araber keinen Anspruch auf Revolte und Freiheit geben dürfte und sie ihre Diktaturen verdient, ja nötig hätten. Diese Einschätzung war vielleicht gar nicht so falsch. Die politischen Imperative des Antitotalitarismus waren ebenfalls verpufft. Aber der Eindruck, den die jüdischen Denker erzeugten, war umso verheerender, als Sarkozys Verteidigungsministerin Michèle Alliot-Marie nach den ersten Unruhen dem tunesischen Tyrannen Ben Ali polizeiliche Hilfe für die Erhaltung der Ordnung anbot. Als bekannt wurde, dass ihr das Regime private Privilegien – Freiflüge in die Gratisferien – eingeräumt hatte, musste sie zurücktreten. Mit dem katastrophalen Krieg in Libyen kompensierte Sarkozy die französischen Versäumnisse – Bernard-Henri Lévy war der An- und Brandstifter. Er wählte sich wieder einmal in der Rolle von André Malraux, der im Spanischen Bürgerkrieg mit den Internationalen Brigaden und in der französischen Résistance gekämpft hatte, bevor er de Gaulles legendärer Kulturminister wurde. Auch in Libyen dreht Lévy einen Film.

Dann kam der Krieg nach Hause. «Es sind nicht unsere neokolonialistische Politik, unsere imperialistischen Kriege und die Diskriminierung, die diese Monstren erzeugt haben», sagte Alain Finkielkraut nach dem 13. November über die Terroristen und fasste damit so ziemlich alle Vorwürfe und Argumente der französischen Vergangenheitsbewältigung zusammen: «Wir bezahlen nicht für unsere Verbrechen.»

Michel Houellebecq's Furor

Doch – die Attentate seien der Preis für die «islamophobe Politik» Frankreichs und die Kriege, die es in den islamischen Ländern führt: Diesen Vorwurf formuliert der Schriftsteller Michel Houellebecq. Sein Roman «Unterwerfung», in dem er die Machtübernahme durch einen islamischen Präsidenten beschreibt, war am Tag des Attentats auf *Charlie Hebdo* ausgeliefert worden. Schon in einem kurz vor dem 11. September veröffentlichten Werk kommt es zu einem Attentat der Islamisten. Erwähnt werden die Taliban, deren Existenz damals kaum jemandem bekannt war.



An- und Brandstifter: Bernard-Henri Lévy an der Front in Libyen, 2011.

Wegen seiner Äusserungen über den Islam drohte Houellebecq damals eine Fatwa. Nach dem Anschlag auf *Charlie Hebdo* musste er seine Auftritte absagen und untertauchen. «Houellebecq ist nicht Frankreich», proklamierte Manuel Valls.

Als «bedeutungslosen Opportunisten» charakterisierte Houellebecq im *Corriere della Sera* Staatspräsident Hollande, als «geisteschwach» seinen Premierminister. Seine Kritik an der Regierung, die ihre Bevölkerung nicht zu beschützen verstand, formulierte er mit einem Furor, als sei sie für die Attentate verantwortlich. Er wirft ihr die Sparmassnahmen bei Armee und Polizei vor. Es sei ein Wahn, zu glauben, man könne die Grenzen niederreissen. «Kriminell und idiotisch» sei schon der Angriff der Amerikaner im Irak gewesen. «Die einzige Folge war ein Chaos, wie es später in Libyen und Syrien angerichtet wurde.» Der Leser musste fast schon den Eindruck bekommen, Houellebecq wolle die Kollaboration mit den neuen Machthabern – in seinem Roman – im Voraus rechtfertigen.

Nicht weniger heftig – und mit genauso wenig Berechtigung – wird Michel Onfray der Vorwurf gemacht, er würde die Machtübernahme des Front national vorbereiten und erleichtern. Onfray ist der gegenwärtig wohl einflussreichste französische Philosoph, ein Linker mit waschecht proletarischer Herkunft, aber ohne totalitäre Vergangenheit, die er bewältigen müsste. Albert Camus, den er mit einer grossen Biografie rehabilitierte, war ihm stets näher als Jean-Paul Sartre. Zu den Neuen Philosophen nahm er als Libertärer und Pazifist meist eine Gegenposition ein. Aus seiner Abscheu für Marine Le Pen hat er nie ein Hehl gemacht. Aber in der Flüchtlings-

krise hatte er erklärt, dass man die Ängste der Bevölkerung vor der Einwanderung und Arbeitslosigkeit ernst nehmen müsse. Seine Kritik an der «islamophoben Politik» der Regierung fiel so eindeutig wie jene Houellebecqs aus: «Linke und Rechte haben in der Welt den Krieg gegen den Islam gesät. Zu Hause ernnten sie den Krieg des Islam», twitterte Onfray.

Imperativ der Abstinenz

Im Gegensatz zu den Politikern werden die Intellektuellen kaum je zur Rechenschaft gezogen. Andererseits sind sie machtlos gegenüber ihrer Instrumentalisierung. Nicht nur durch den Front national, der sich inzwischen intensiv um die Kultur bemüht. Der Islamische Staat übernahm Onfrays Statement aus einem TV-Interview in einem Propagandavideo. Der Philosoph zog darauf die Publikation eines Buchs

In der monarchistischen Fünften Republik ist eine grosse Koalition nicht vorgesehen.

über den Islam, das Ende Januar erscheinen sollte, zurück und kündigte an, er werde sich zurückziehen. In Frankreich sei jegliche vernünftige Diskussion unmöglich geworden. Sein Twitter-Konto hat er gelöscht. Nach 200 Jahren des politischen Engagements ist der Imperativ der Abstinenz auch anderen Intellektuellen zu empfehlen.

Der Front national avancierte derweil zur stärksten Partei. Bei den Regionalwahlen drei Wochen nach den Anschlägen erreichten Marine Le Pen und ihre Tochter Marion im ersten Wahlgang rund vierzig Prozent der Stimmen. Um ihren Sieg zu verhindern,

zogen die Sozialisten im Namen der «republikanischen Front» ihre Listen zurück und wählten Sarkozys Republikaner – in dessen Partei jene, die den gleichen Schritt forderten, aus der Leitung ausgeschlossen wurden.

Freiwillige Islamisierung der Gesellschaft

Tatsächlich stehen sich Sozialisten und Republikaner sehr viel näher als den jeweiligen Extremisten im eigenen Lager. Sowohl Mitterrand wie Chirac waren mehrere Jahre lang zur Cohabitation mit einem Premierminister der gegnerischen Partei verdammt. Bei den Franzosen war diese Annäherung sehr beliebt. Es gab keine Lähmung der Politik – hingegen eine Aufwertung des Parlaments. In den Köpfen ist die Mauer in der Mitte längst gefallen. Doch der Überwindung des Links-rechts-Schemas, das bekanntlich auf die Revolution zurückgeht, steht das ganze politische System entgegen. In der monarchistischen Fünften Republik ist eine grosse Koalition nicht vorgesehen.

Doch sie ist das Szenario, das Michel Houellebecq entwirft. 2017 kommt Marine Le Pen in die Stichwahl, nur die «republikanische Front» verhindert, dass sie Präsidentin wird. Die Schreckensvision, auf die Frankreich seit drei Jahrzehnten fixiert ist wie auf eine Obsession, scheint 2022 Realität zu werden. Um den Triumph der Neofaschisten zu vermeiden, verbünden sich die demokratischen Parteien mit dem islamischen Politiker Ben Abbas – der ins Elysée einzieht. Es kommt zu Attentaten, die aber verschwiegen werden. Und es folgt eine fast schon freiwillige Islamisierung der Gesellschaft, deren positive Aspekte der Autor durchaus zu unterstreichen bemüht ist. Zwar zieht die jüdische Freundin des Erzählers nach Israel. Aber die Polygamie entspricht durchaus Houellebecqs Auffassung von Sexualität. Und für seine Bekehrung bekommt der Professor an der Sorbonne einen dreimal höheren Lohn und drei Frauen.

Auf brillante Art spielt Michel Houellebecq mit den Ängsten und politischen Obsessionen der Franzosen – was Aufgabe der Literatur ist und von der Politik vermieden werden sollte. «Unterwerfung» ist ein geniales und genaues Porträt der französischen Gesellschaft und der nationalen Befindlichkeit. Der Schriftsteller führt den Antifaschismus als Pose ad absurdum. Man kann sein Buch als Antizipationsroman der muslimischen Machtergreifung lesen, aber genauso gut als literarischen Beitrag zur Vergangenheitsbewältigung einstufen: Er ist eine herrliche Satire auf die Kollaboration mit Hitler während der deutschen Besatzung.

Jürg Altwegg ist Frankreich-Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Er lebt in Genf.

Junckers Steuermann

Martin Selmayr ist Kabinettschef von EU-Kommissions-Präsident Juncker. Er wird gefürchtet, bewundert und respektiert und gilt vielen als der mächtigste Mann in Brüssel. Ihm geht es darum, Dinge zu bewegen. Den Ruhm überlässt er anderen, vor allem seinem Chef. *Von Wolfgang Koydl und Eric Herchaft (Bild)*

Krise im Inneren, Krieg an den Grenzen, Kritik von allen Seiten: Der Europäischen Union ist es auch schon mal besser gegangen als heute: eher bröckelndes k.u.k. Habsburg oder spätes Römisches Reich denn strahlende Zukunftsperspektive. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht irgendjemand der EU den baldigen Exodus prophezeit. Neuerdings sind es nicht mehr nur die üblichen Euro-Skeptiker, die die Zukunft schwarzmalen, sondern führende Euro-Politiker selbst.

Ein Mann bleibt ruhig im Angesicht der Krisen. «Europa ist furchtbar kompliziert», sagt Martin Selmayr und lächelt dabei so liebenswürdig, als ob er lediglich die Herausforderungen eines Rubiks-Würfels beschreiben wollte und nicht die Situation einer Staatengemeinschaft mit 500 Millionen Menschen. «Aber das ist gerade das Schöne an Europa», fügt er trocken hinzu. «Wenn es keine Herausforderungen gäbe, brauchte man das Ganze nicht.» Und ja, «selbstverständlich» mache ihm die Arbeit an, in und mit Europa weiterhin viel Spaß.

Selmayr ist weder naiv noch blauäugig oder weltfremd. Im Gegenteil: Er ist ein mit allen Wassern gewaschener Eurokrat, der besser als viele andere das Innenleben der monströsen Euro-Maschine kennt. Kein Kommissionsbeschluss, kein Krisengipfel, an dem er nicht beteiligt wäre – bei der Vorbereitung, bei der Durchführung und vor allem beim anschließenden grossen Reinemachen, wenn die Staats- und Regierungschefs wieder einmal auseinandergeschieden sind, ohne so recht etwas entschieden zu haben.

Alles muss über seinen Tisch

Seit über einem Jahr ist der 45-jährige deutsche Starjurist Kabinettschef von Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker. Vorher arbeitete er zehn Jahre lang für Viviane Reding. Auch sie kommt wie Juncker aus Luxemburg und bekleidete die Posten einer EU-Kommissarin für Medien und Telekommunikation und anschliessend für Justiz. Zu ihr, so beschreiben es Beobachter, habe Selmayr eine geradezu symbiotische Beziehung gehabt. Dass sie ihn ihrem Landsmann Juncker weiterempfahl, liegt nahe.

Das neue Amt als dessen Stabschef macht ihn nun zu einem noch einflussreicheren Mann in Brüssel: Tagesordnungen, *policy papers*, Personalentscheidungen – alles muss über seinen Tisch. Doch viele Politiker, Beamte, Journalisten und Diplomaten in der belgischen Hauptstadt gehen noch weiter. Sie sehen in Selmayr



«Furchtbar kompliziert»: EU-Kadernmann Selmayr.

die eigentliche Macht in Brüssel – eine graue Eminenz, einen Richelieu, einen Rasputin gar, der einen alternden Juncker sanft, aber nachdrücklich dorthin steuert, wo er ihn haben will.

Dass so ein Mann mehr Feinde hat als Freunde, zumal in einem Vipern-Biotop wie der EU-Zentrale, versteht sich eigentlich von selbst. «Arrogant» ist denn auch das am häufigsten verwendete Adjektiv, wenn man sich nach Selmayr erkundigt – ergänzt um Adverbien wie «masslos», «unglaublich» oder «unfassbar». Es gibt noch schlimmere Beschreibungen, Substantive etwa, die ebenfalls mit einem «A» beginnen, aber nicht wirklich druckbar sind.

Selmayr kennt die Vorwürfe, aber er lächelt sie ganz einfach weg. «Ich könnte den Job nicht machen, wenn alle mich toll fänden», meint er lediglich. Von Überheblichkeit ist nichts zu spüren an diesem Nachmittag in seinem Büro im 13. und obersten Stock des Berlaymont-Gebäudes. Selmayr ist die Freundlichkeit in Person, gewinnend, zuvorkommend, offen und vor Charme geradezu sprühend. Für den Gast aus Zürich enthüllt er sogar seine schweizerische Vergangenheit: nicht nur das Studium in Genf, sondern auch die ersten Schwimmversuche im Zürichsee bei der Oma mütterlicherseits. «Es gibt eben viele Neider», erklärt sich Mina Andreeva das negative Bild. Die stellvertretende Kommissionssprecherin arbeitet seit acht Jahren mit ihm zusammen – zur beiderseitigen Zufriedenheit, wie sie beteuert: «Er verlangt viel, aber er legt Wert darauf, dass die Balance zwischen Arbeit und Privatleben gewahrt bleibt.»

Aber so einfach von der Hand zu weisen sind sie nicht, die zahlreichen Erzählungen, Berichte, Anekdoten, die man sich hinter vorgehaltener Hand («Erwähnen Sie ja nicht meinen Namen!») im Brüsseler Europaviertel erzählt. Da ist das Mail, in dem er den Kabinettschef eines EU-Kommissars dazu vergattert haben soll, seinen Vorgesetzten nur ja auf den richtigen Kurs einzunorden, wenn er jemals wieder einen Job in der EU haben wolle. Und da sind die hartnäckig kolportierten Gerüchte, dass er hinter mancher umstrittenen Personalentscheidung im bürokratischen Spitzenkader der Kommission stecken soll.

Manchmal tappt auch der Profi tatsächlich ins Fettnäpfchen. So soll der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble nicht besonders gut auf den Landsmann zu sprechen sein, seitdem Selmayr auf dem Höhepunkt der Griechenlandkrise voreilig einen möglichen Durchbruch in den Verhandlungen in die Welt getweetet hat. Verschnupft verbat er sich die «kompetenzwidrige Einmischung». Ebenfalls für weitverbreiteten Unmut sorgte Junckers Stabschef im vergangenen Dezember, als er zu niedrig angesetzte Flüchtlingszahlen verbreitete und behauptete, dass die Türkei ihre Aufgabe gut erfülle.

Bei aller Verstimmung erwähnen allerdings auch die schärfsten Kritiker die unbestreitba-

ren Qualitäten «des Deutschen», wie er in den Korridoren von Kommission, Rat und Parlament halb spöttisch, halb respektvoll genannt wird: hochintelligent, smart, von schneller Auffassungsgabe, ein Workaholic und vor allem loyal. Diese Verbundenheit mit Juncker stellte er zum ersten Mal unter Beweis, als er den Wahlkampf des christdemokratischen Spitzenkandidaten bei der Wahl zum Europaparlament vor zwei Jahren in die Hände nahm. «Er hat diesen Wahlkampf gerettet», räumt ein Parteifreund ein. Selmayr selbst, der für diese Aufgabe unbezahlten Urlaub nahm, flüchtet sich auch hier in Mimikry: «Als ich den Wahlkampf übernahm, haben die Leute gesagt, der arme Irre. Den sehen wir nie wieder.»

Mister Machbar

Aber Selmayr kam wieder, und er wurde mächtiger denn je. Es ist kein Geheimnis, dass seine Fingerabdrücke auf vielen Vorschlägen, Änderungen und Reformen zu finden sind, die mit der Juncker-Kommission verbunden werden. Das reicht von der «politischen» Kommission, die der Luxemburger zu führen versprach, über die Stärkung des Generalsekretariats der Behörde bis zur Einführung des umstrittenen Rechtsstaatsmechanismus, der es ermöglichte, sich die neue polnische Regierung wegen Verstössen gegen die Rechtsstaatlichkeit vorzuknöpfen. «Noch am Heiligen Abend morgens haben der Präsident und ich in diesem Büro gesessen und überlegt, ob wir uns jetzt auch noch ein zusätzliches Problem mit Polen aufhalsen wollen», erzählt Selmayr. «Aber dann haben wir entschieden: Es gibt Grundfragen des Rechtsstaates, da kann die Kommission nicht wegschauen.»

Die Antwort ist typisch für die Art, wie Selmayr über seine Zusammenarbeit mit Juncker spricht: Er selbst tritt zurück in die Kulisse, der Applaus gebührt dem Präsidenten. «Juncker hat gesagt», «Juncker ist der Meinung», «das war Junckers Idee»: Stets wird der ehemalige Bertelsmann-Lobbyist seinem Ruf gerecht, der beste Promotor seines jeweiligen Chefs zu sein. Dass es hilfreich ist, wenn zudem die persönliche Chemie stimmt, weiss auch Selmayr. «Ich habe das Glück, dass ich mit Juncker eine ganz gute Symbiose darstelle», sagt er. «Wenn ich mir am Wochenende etwas überlege, stelle ich am Montag fest, dass er dieselbe Idee hatte. Wir denken ähnlich, weil wir ähnlich gepolt sind.»

Natürlich ist Selmayr nicht frei von Eitelkeit, und natürlich geniesst er es, aus dem Hintergrund die Fäden zu ziehen. Doch den Ruhm in der Öffentlichkeit überlässt er gerne anderen. Ihm reicht es, wenn ihn der Apparat als erfolgreichen Macher sieht: ein Mister Machbar in einem Europa, das zunehmend überfordert scheint von der Krisenflut. Hat sich die EU vielleicht nicht doch übernommen? «Bestimmt nicht», befindet Selmayr. «Denn dann müssten wir ja aufgeben.» ○

Personenfreizügigkeit

Alles verhandelbar

EU-Spitzenpolitiker Martin Selmayr über die Schweiz.

Herr Selmayr, die Schweiz stimmt demnächst über die Durchsetzungsinitiative ab. Hätte eine Annahme Auswirkungen auf die Gespräche mit der EU über die Personenfreizügigkeit?

Natürlich hängt alles miteinander zusammen, aber diese Initiative ist weniger problematisch als das frühere Referendum, das uns an die Grenzen dessen bringt, was im Rahmen des bilateralen Verhältnisses machbar ist.

Wo liegen diese Grenzen?

Vergleicht man die Lage in Grossbritannien mit derjenigen in der Schweiz, wird die Schweiz nach Meinung von [EU-Kommissions-Präsident] Juncker am Ende sehr viel weniger bekommen als Grossbritannien, weil sie nämlich bereits vorher nein gesagt hat. Die Schweizer Lösung kann nicht so gut sein wie die britische Lösung, denn Grossbritannien bleibt ja bei einer Lösung in der europäischen Union.

Sie verhandeln mit der Schweiz, obwohl der Standpunkt der EU lautet, dass die Personenfreizügigkeit nicht verhandelbar ist?

Das ist nicht Junckers Position. Das war mal die Position der früheren EU-Aussenrepräsentantin Catherine Ashton. Juncker sagt, dass man über alles verhandeln kann. Aber das liegt nicht in unserer Hand. Die Grenzen liegen in vertraglichen Regelungen. Man kann sich nicht die Welt zurechtbiegen. Man kann Flexibilität schaffen, man kann Auslegungsspielräume nutzen. Aber wo es keine gibt, kann man keine mehr nutzen.

Wie würden Sie Europa einem Schweizer schmackhaft machen?

Das ist nicht meine Aufgabe, und in meiner jetzigen Position wäre es ein grosser Fehler, das zu tun. Das ist die Entscheidung der Schweiz. Aber die Schweiz hat etwas ganz Tolles geschafft. Sie hat verschiedene Sprachen und Nationalitäten friedlich zusammengebracht. Das hat Wohlstand und Frieden gebracht und in die ganze Welt ausgestrahlt. Das kann Europa auch. Aber dazu brauchen wir Leute, die das verstehen. Die Schweiz hat dieses Verständnis. Daher könnte Europa viel von der Schweiz lernen, und ich würde mich freuen, wenn wir wieder einen Prozess der Annäherung der Schweiz an die EU beginnen könnten.

Die Fragen stellte Wolfgang Koydl.

Lust auf Fernsehen

Es war einst die einfachste Sache der Welt. Aber kann man heute als Kulturbürger noch TV schauen? Ja! Tun Sie es einfach. Stundenlang am Laptop Serien zu glotzen, ist keinesfalls gescheiter.

Von Claudia Schumacher

Damals in Berlin, arm, aber sexy, lebten wir als normale Studenten von weniger Geld als die Sozialhilfeempfänger. Ein bisschen was hatten wir von den Eltern. Ein bisschen jobbten wir am Lehrstuhl. Vor allem aber verbrachten wir – was willst du auch anderes tun als Student? – die meiste Zeit in der Bibliothek. Davon wird man nicht reicher.

Aller jugendlichen Armut zum Trotz gibt es für das, was wir abends in unserer Freizeit taten, aber eigentlich dennoch keine Entschuldigung.

Ein Laptop. Zwei Menschen davor gepfercht. Teils stundenlang. Noch rückblickend spüre ich den Kopfschmerz vom Brummen des Billig-Laptops, und die Augen brennen mir vom schlechten Licht. So schauten wir Serien. Ich kann nicht behaupten, dass wir es bei einem Mal belassen hätten. Die Anordnung wiederholte sich. Wieder und wieder!

Und doch, rückblickend, eben auch bei geringen Mitteln: Wir hätten etwas Würde in den Akt bringen können. Wir hätten sparen und einen Fernseher mit einem Bildschirm kaufen müssen, der wenigstens etwas grösser ist als ein verdammtes DIN-A4-Blatt. Wir hätten nicht *Schluffs* auf einem improvisierten Bettgestell am Boden sein müssen. Wir hätten sehr wohl auf einer Couch sitzen können. Die Dinger gibt es ja auch fürs kleine Budget. Warum also haben wir das nicht gemacht?

Weil wir jung waren. Dumm genug, zu glauben, der Intellekt verbiete es.

Heile-Welt-Faschisten

Der intelligente Mensch schaut nicht fern! Er betreibt *binge-watching*, schaut Serien bis zum Umfallen, am besten auf dem Laptop. Das ist weniger hirnamputiert, einfach irgendwie besser, das wissen alle. Das Feuilleton sagt, die neuen amerikanischen Serien, wie sie HBO, Netflix und Amazon produzieren, seien die «Romane des 21. Jahrhunderts». «Game of Thrones» schlägt die «Buddenbrooks».

An den Universitäten, etwa in den Kulturwissenschaften, kann man entsprechend Seminare zum neuen, angeblich hochkomplexen seriellen Erzählen besuchen. Da bekommt man dann aufgetragen, drei oder vier komplette Serien mit durchschnittlich etwa fünf bis acht Staffeln anzusehen. Eine Folge dauert zwischen fünfundvierzig und sechzig Minuten. Rechnen Sie das mal hoch. Wenn man sich diese Hunderte von Stunden an Serien auf dem Laptop ansieht, kann man sich spätestens

danach die Brille kaufen, die man als schlauer Mensch ohnehin tragen sollte.

Aber ein Fernsehgerät? Etwa so eins, mit dem die Spiesser sich Rosamunde-Pilcher-Filme reinziehen? Eins, in dem Shampoo-Werbungen mit unrealistischen Frauenbildern gezeigt werden? Wo den ganzen Tag eine Realität vorgegaukelt wird von Bauern, die Frauen suchen, und von irgendwelchen Abschlusschülern, die sich gegenseitig in die Magersucht treiben? «Bachelor», «Bachelorette» oder andere sogenannte Reality-Formate, in denen vor allem gerne ein Prekariat vorgeführt wird, das adipös ist, ohne zu wissen, wie man das schreibt? Eine Scheinrealität, die dem Zuschauer die Verachtung für «die da unten» auf dem Silbertablett serviert? Ein Fernsehen, wie es sich nur die Perversen von RTL ausgedacht haben können?

Nein, danke. Ein TV-Gerät kann man sich als schlauer Mensch seit einigen Jahren nicht mehr leisten. Aus rein ideologischen Gründen (schliesslich werden die Geräte nicht nur immer besser, sondern auch billiger). Der Untergang der TV-Kultur ist längst eingeläutet. Und eine Couch? Geht, streng betrachtet, ge-

«Normales TV ist so langweilig. Kein Inzest, keine gescheiten Frauenschändungen, kaum Blut.»

nauso wenig. Die wuchtige Behäbigkeit steht für den kulturlosen Spiessermief. Heile-Welt-Faschisten, von denen man sich als Kulturbürger abgrenzen muss – zumindest, solange man Student ist. Danach entspannen wir uns ja alle wieder etwas. Bis Kinder kommen und alles erneut auf den Prüfstand gerät.

«Wenn wir am Medienkonsum unserer Kinder und Jugendlichen nicht sehr schnell etwas ändern, dürfen wir in zwanzig Jahren vielleicht gerade noch die T-Shirts für China nähen», sagt etwa der bekannte deutsche Psychiater Manfred Spitzer, der ein Buch über «digitale Demenz» geschrieben hat. «Aber nur, wenn wir Glück haben!» Es scheint, das heutige Fernsehen beschleunige den Untergang des Abendlandes rasant. Angeblich macht es dick, dumm und gewalttätig. Amy Chua, die amerikanische Tigermutter chinesischer Abstammung, die 2011 mit einem Bestseller über rigide Erziehungsmethoden berühmt wurde, liess ihre Kinder niemals fernsehen. TV ist nichts für Sieger! «Bachelor»,

«Der Bestatter», «Glanz & Gloria»? Beim blossen Aussprechen, so muss man fürchten, sterben die Gehirnzellen.

Bestimmt haben Sie auch die letzte Folge der letzten Staffel von «Game of Thrones» gesehen, dieser Perle der neuen, intelligenten Unterhaltungskunst, die nichts mehr mit der Fernsehkultur alter Schule zu tun hat? Die Serie gilt als die «beste aller Zeiten», wird vom US-Kabelsender HBO produziert, und auch wenn sie mittlerweile im normalen Fernsehen läuft, muss man sie stilecht auf mobilen Endgeräten schauen. Vor dem Fernseher fühlt man sich doch gleich viel zu unintelligent!

Schwachsinn kommt glanzvoll daher

Bevor am 24. April die neue Staffel auf HBO anläuft, nochmal zur Erinnerung, was zuletzt geschah: Stannis, der gerade erst die eigene Tochter verbrannt hatte, verlor die Gattin, die sich umbrachte. Jon wiederum, einer der Publikumsliebliche, wurde von seinen Kollegen bitterböse gemeuchelt. Daenerys landete derweil mit einem Drachen im Niemandsland. Auf der Suche nach Nahrung lief sie Feinden in die Hände. Zu guter Letzt musste die stolze Königin Cersei (ihre Kinder sind vom eigenen Bruder) nackt durch eine Stadt gehen, zehn Minuten lang, wo sie vom Volk bespuckt und mit Kot und Blut und Ähnlichem beworfen wurde. Das hat man alles genau gesehen.

«Ein Winter ohne neue Folgen von «Game of Thrones» ist ätzend», meinte neulich ein Freund zu mir unter Grummeln. Dann fügte er im Scherz an: «Normales Fernsehen ist so langweilig. Keine gescheiten Frauenschändungen, kein Inzest, kaum Blut, nicht einmal der glaubwürdige Sound von Menschenknochen, die brechen.»

Etwas Wahres ist aber natürlich dran. Die neuen, gehypten Unterhaltungsangebote sind viel krasser und drastischer als das, was man aus dem gängigen Fernsehangebot kennt. Oft wird behauptet, sie seien «realistischer». Psychologisch komplexer, authentischer, glaubwürdiger. Aber ich werde das Gefühl nicht los, dass man sein Lebenszentrum via *binge-watching* bereits weit in virtuelle Sphären verlagert haben muss, um so etwas ernsthaft behaupten zu können.

Wie läuft es denn so bei Ihnen im Leben? Also ich persönlich musste in den letzten Monaten nicht ein einziges Mal nackt durch eine Stadt laufen, ich hatte keinen unfreiwilligen Geschlechtsverkehr, nicht einmal mit den lieben



Vorfreude nannte sich das: Warten. Warten, bis der Film läuft.

Verwandten, kein Drache hat mich durch die Luft kutschiert, und niemand, der mir nahesteht, hat Dritte verhext oder getötet. Ich bin leider, unter uns gesagt, auch keine Königin. Neben «Game of Thrones» scheinen mir andere Serien des neuen Unterhaltungszeitalters nicht direkter aus einer mir naheliegenden Wirklichkeit gegriffen. «Orange Is the New Black»? Ich lebe nicht im Knast. «Transparent»? Soweit ich sehe, gibt es keine Transsexuellen in meinem Umfeld. Was stimmt, ist, dass den neuen Serien so viel Geld für Kulissen und Hollywood-Schauspiel zur Verfügung steht, dass sie mitunter hyperreal wirken. Grossartig gemacht! Schwachsinnsinhalte kommen so glanzvoll daher, wie es das SRF oder die ARD bei Eigenproduktionen nicht hinbekommen können.

Aber ist eine hundskommune Telenovela, die in einem Hotel an einem See spielt oder die

nach einer Strasse in einer Wohnsiedlung benannt ist, nicht viel näher dran an unserer Welt? In der Schweiz ist die am meisten googelte Telenovela die ARD-Serie «Sturm der Liebe». Am meisten googelt heisst, dass sich für die Serie viele Menschen interessieren, die regelmässige Internetnutzer sind – also tendenziell jüngere. Das überrascht, denn nach gängiger Meinung interessieren sich für solche Angebote nur die Alten. Wer, der jung ist, schaut also «Sturm der Liebe»?

«Ich», meint meine Cousine trocken am Telefon. «Ich schau mir das an.» Sie ist 32 Jahre alt und promovierte Ärztin – also nicht alt. Auch nicht dumm. Sie ist der einzige junge, akademisch gebildete Mensch, den ich kenne und der offen zugibt, dass er Telenovelas und Rosamunde-Pilcher-Filme konsumiert. Was dermassen uncool ist, dass man es eigentlich

nicht öffentlich zugeben darf. Eine mutige Frau, meine Cousine!

Da bin ich verklemmter. Nur so weit wage ich mich vor: Mir ist es schon einmal passiert, dass ich erschöpft nach dem Joggen zu Hause auf einem Stuhl vor dem Fernseher zu sitzen kam. Dann ist mir die Hand ausgerutscht. Irgendwie ist sie auf die TV-Bedienung gekommen. Ungewollt sprang der Fernseher an. Es

Ein Fernseher, das alte Ding mit dem festen Platz, ist – sozial betrachtet – eben schon praktisch.

lief «Sturm der Liebe». Ich habe nichts dagegen unternommen. Wahrscheinlich weil ich vom Sport so erschöpft war, blieb ich sitzen.

Die einen fluchen aufs SRF, die anderen auf RTL. Viele auf beides. Ein entspanntes Gewissen beim Fernsehen haben nur die wenigsten. Aber seien wir ehrlich: Wer hat nach getaner Arbeit noch die Kraft, sich Abend für Abend an den Klassikern der Weltliteratur abzuarbeiten? Ein grosser Teil der Menschen lehnt TV aus kulturellem Snobismus ab – und konsumiert oft den gleichen Dreck in anderer Verpackung und auf anderen Geräten.

Zauber des 20 Uhr 15

Dabei war es doch auch einmal etwas, dieses Fernsehen. Ich erinnere mich vage. An die Zeit, als Thomas Gottschalk durch «Wetten, dass...?» führte. Der Zauber des 20 Uhr 15. Es hatte auch eine Qualität, dass man nicht immer alles zu jeder Tages- und Nachtzeit ansehen konnte, «on demand» abrufen oder im Internet streamen, sondern sich einen Film oder eine Show in der Fernsehzeitung aussuchen musste und dann: Warten. Warten, bis es lief. Vorfreude nannte sich das.

Es hatte auch etwas, dass nicht jeder auf dem eigenen mobilen Endgerät die Serie seiner Wahl schauen konnte und man stattdessen gemeinsam als Familie entschied, was am Abend in dem einen einzigen Flimmerkasten laufen sollte, der zur Verfügung stand. Die Möglichkeiten, welche Laptops, Tablets und Smartphones im Bereich des Medienkonsums bieten, sind zwar toll. Individuelle Wünsche? Absolut erfüllbar. Nur: soziale Ansprüche? Da wird es schon schwieriger. Selbst wenn man seine Lieblingsserie mal teilen möchte: Wie viele Menschen passen vor einen Laptop?

Ein Fernseher, das alte Ding mit dem festen Platz, ist – sozial betrachtet – halt schon praktischer. Und gepaart mit einer Couch ... Wenn ich so nachdenke, rieche ich Popcorn. Ich rieche Duftkerzen. Ich habe Lust! Wann überhaupt habe ich das letzte Mal eine kuschelige Decke und den Liebsten genommen und einfach einmal nicht genetflix, sondern, ich weiss nicht ... «Tatort» geschaut? Haben wir nächsten Sonntagabend denn schon was vor? ○



Halb geglückter Versuch einer Idylle: Arnold Böcklin (l.), Gottfried Keller.

Zwerg und Mannsbild

Von Peter Rüedi

Das die alten Herren auf dem Doppelporträt des Malers Ernst Würtenberger, in den bekränzten Rahmen einer Weinlaube über dem Zürichsee entrückt, Freunde waren, ist aus der Körpersprache der beiden nicht zu schliessen. Dies ist auch kein aus dem Leben gegriffenes Bild, sondern ein imaginäres Grabmal, entstanden 1905 nach separaten Fotografien. Da waren beide schon mehrere Jahre tot – Gottfried Keller ist 1890 in Zürich gestorben, Arnold Böcklin 1901 in Fiesole bei Florenz.

Der eine, als Selbstporträtist sichtlich erfahren in der Selbstinszenierung, fixiert hier mit gewölbter Brust die Kamera. Der andere, ganz in sich selbst versunken, ist auch sitzend ein ganzes Stück kleiner als sein Mit-Zecher. Wobei: «Zechen» mag man das nicht nennen, was da vor sich geht, und das Miteinander müssen wir uns denken. Würtenbergers Devotionalie ist der nur halb geglückte Versuch einer Idylle. Alles ist erstarrt. Das Schiffchen auf dem See steuert keine Toteninsel an.

Sehnsucht nach Geborgenheit

Keller der Kneipenhocker ist nur eines der vielen Klischees über den Dichter. Ein anderes ist sein Ruf als ironischer Idylliker («Das Fähnlein der sieben Aufrechten»). Dabei machen eben die Brüche und Widersprüche die Grösse dieses Autors aus. Das Leichenbegängnis, das ihm Zürich am Vorabend seines 71. Geburtstags ausrichtete, war ein Staatsbegräbnis, wie es keinem Künstler vor und nach ihm in der Schweiz je zuteil wurde. Abschied von einem Nationaldichter – und der war er –, der von 1861 bis 1876 seinem Gemeinwesen als erster Staatsschreiber beinahe seine Fantasie opferte, gewiss auch. Allein, seine glühende Revolutionslyrik, die spätere, scheinbar affirmative Feier einer vaterländischen Gemeinschaft, war nicht nur in seinem «Grünen Heinrich» immer grundiert von Trauer und Melancholie. Sie war die Sehnsucht eines Aussenseiters nach Geborgenheit im Kollektiv (Keller war ein Zwerg von 1,40 Meter Körpergrösse, dessen mächtiges Haupt seine «Stummel» nur umso lächerlicher erscheinen liess: Er bewunderte hochgewachsene Frauen, und Mannsbilder wie Böcklin).

Am Ende wich der Glanz seiner vaterländischen Lieder und Reden einer immer dunkleren Resignation. Mit Böcklin war Keller am Ende seines Lebens übrigens wirklich befreundet. Als es darum ging, auf dem Krankenlager ein beglaubigtes Testament zu erstellen, bat er seinen Nachbarn in Hottingen als Zeugen dazu.



Antifeministisches Manifest

Peter Stamm widmet sich in seinem neuen Roman einmal mehr seinem Lieblingsthema: der Beziehung zwischen Mann und Frau. Diesmal allerdings schlittert er in so archaische Rollenmuster, dass man sich fragt: Was ist bloss in ihn gefahren? *Von Rico Bandle*

Er gehört zu den ganz wenigen Schweizer Autoren, die auch im Ausland gelesen und von der Fachwelt wertgeschätzt werden. Peter Stamm schafft es in Deutschland auf die bedeutende *Spiegel*-Bestsellerliste, in den USA widmet sich die *New York Times* seinen Büchern, vor zwei Jahren war er für den britischen Man Booker Prize nominiert, einen der bedeutendsten Literaturpreise weltweit.

Der Winterthurer Weltautor ist Mitglied der Grünen Partei, kandidiert regelmässig bei Wahlen, allerdings auf dem letzten Listenplatz, ohne Ambitionen, gewählt zu werden. Er ist ein Mann der leisen Töne, ein introvertierter Schreiber, der es nicht nötig hat, im Wettstreit seiner Berufskollegen darum, wer die Schweiz als noch übleren Schurkenstaat darzustellen vermöge, mitzumachen.

In seinen Büchern lotet er in ausgeklügelten Planspielen die Beziehung zwischen Mann und Frau aus. In einfacher Sprache, ohne Firlefanz seziert er akribisch kühl die Verhaltensmuster unauffälliger Durchschnittsmenschen.

Auch das neue Buch wirkt wieder wie eine auf dem Reissbrett entworfene Beziehungsgeschichte: Eine Familie mit zwei kleinen Kindern führt ein normales, zufriedenes Leben – bis der Vater plötzlich verschwindet. Einige Monate später wird er für tot erklärt, nach zwanzig Jahren kehrt er ebenso unerwartet heim, wie er losgezogen war. Der Plot ist simpel, lässt auf den ersten Blick jegliches Raffinement vermissen. Und da abwechselnd aus der Perspektive des Mannes wie der Frau berichtet wird, weiss der Leser jederzeit über beide Seiten Bescheid. Damit entzieht Stamm der Geschichte bewusst jegliches Spannungselement.

Die selbstlose Frau wartet verständnisvoll
Der Verlag preist das Buch als grossen Roman über den von vielen Menschen heimlich gehegten Gedanken, einfach wegzulaufen und das alte Leben hinter sich zu lassen. Doch der Kern der Geschichte liegt nicht beim Weggelaufenen, sondern bei den Zurückgebliebenen.

Dass der Vater im Buch genau zwanzig Jahre lang verschwunden bleibt, dürfte kein Zufall sein. Ebenso lang war auch der griechische Held Odysseus weg: Zehn Jahre dauerte die Belagerung von Troja, weitere zehn Jahre die Irrfahrt zurück in seine Heimat Ithaka. Odysseus' treuherzige Gattin Penelope wartete währenddessen geduldig auf ihn, wies alle

Freier ab, die sie aggressiv umwarben. Keinen Augenblick dachte sie daran, ihrem Odysseus untreu zu werden, auch dann nicht, als sie ihn tot glaubte. Es sind die klassischen archaischen Geschlechtsrollen, die in der griechischen Mythologie vorherrschen: Der Mann erlebt Krieg und Abenteuer, die selbstlose Frau wartet sorgen-, aber auch verständnisvoll auf seine Rückkehr.

Das Buch spielt zwar in der Gegenwart, im thurgauischen Weinfelden, wo Stamm aufgewachsen ist, es geht weder um Krieg noch um den Zorn der Götter, die Konstellation ist aber dieselbe.

Nichts deutet anfangs darauf hin, dass in Astrids und Thomas' Familie etwas nicht in Ordnung sein könnte: Er arbeitet als Treuhänder, sie ist Hausfrau und kümmert sich liebevoll um die zwei Kinder. Streit haben die Eltern eigentlich nie, überhaupt läuft alles, wie es sollte – bis Thomas plötzlich verschwindet. Eines Abends, eben hatte er noch mit seiner Frau auf der Veranda vor dem Haus ein Glas Wein getrunken, läuft er los. Ohne Plan,

Autor Stamm hat das ziellose und einsame Wandern für das Buch selber ausprobiert.

ohne sich verabschiedet zu haben, ohne Gepäck. Er wandert durchs Land, oft in der Nacht, schläft im Wald, in verlassenem Hütten, vermeidet möglichst den Kontakt zu anderen Menschen. Es vergehen Tage, Wochen, Monate, Jahre. Irgendwann wird er zu Hause für tot erklärt. Doch Astrid hält weiter zu ihm. Ihr Gefühl sagt ihr, dass ihr Mann noch lebt, dass er irgendwann zurückkehren wird.

Weshalb er gegangen ist, weiss niemand, nicht einmal Thomas selber: In Gedanken ist er oft bei Astrid und den Kindern. Er ist ein Getriebener, eine Art Niklaus von Flüe, der sich plötzlich zu einem Einsiedlerleben berufen fühlt und sich nur dann mit anderen Leuten abgibt, wenn es nicht anders geht.

Autor Peter Stamm hat das ziellose und einsame Wandern für das Buch selber ausprobiert, vielleicht hält er sich darum etwas gar lange mit Thomas auf: Dessen willenloser Selbstfindungstrip ist etwa so aufregend wie die «Odyssee» abzüglich sämtlicher Abenteuer.

Interessant ist vielmehr, was Thomas' Verhalten mit seiner zurückgebliebenen Frau

Astrid macht. Bei aller Angst und Verzweiflung, weil das behagliche Leben plötzlich aus den Fugen gerät – tief im Innern hat sie Verständnis für seine Flucht. Sie erinnert sich, dass sie auch schon das Bedürfnis verspürt hat, einfach wegzulaufen. Wenn sie das Schreien



Albtraum jeder Frauenrechtlerin: Peter Stamm.

eines Kindes nicht mehr ausgehalten hatte, war sie manchmal heimlich eine halbe Stunde aus dem Haus gegangen. Entsprechend nachsichtig ist sie jetzt mit ihrem Mann. «Sie wollte wütend sein auf Thomas, der schuld war an dem allem, aber sie schaffte es nicht. Stattdessen sorgte sie sich auch noch um ihn», heisst es im Buch. Zu Beginn versucht sie sein Verschwinden zu vertuschen: Den Kindern sagt sie, der Vater sei geschäftlich weg, und seinem Arbeitgeber gaukelt sie vor, er liege krank zu Hause. «Sie wurde zu Thomas' Komplizin, und es war ihr, als sei sie dadurch mit ihm verbunden in einer heimlichen Verschwörung», schreibt Stamm.

Ein Mann lässt Frau und Familie zwecks Selbstverwirklichung im Stich, und die Frau zeigt Verständnis. Astrid ist der Albtraum jeder Frauenrechtlerin: eine intelligente Frau, die ihre eigenen Bedürfnisse zugunsten des Wohls ihres Mannes und der Familie gänzlich zurückstellt – und erst noch glücklich dabei ist. Dass ihr Umfeld sie irgendwann sachte dazu drängt, vorwärts zu schauen, sich einen Job, vielleicht einen neuen Partner zu suchen, ist ihr lästig. «Niemand schien zu begreifen, dass die Beziehung zu Thomas für sie nicht zu Ende war, nur weil er nicht mehr da war.» Astrid ist nicht depressiv, wie einige Leute meinen, sie braucht keine Hilfe, keine Arbeit

ausserhalb des Hauses; sie sieht ihre Lebensaufgabe einfach darin, für ihren abwesenden Mann da zu sein. «Nachts im Bett, wenn sie nicht einschlafen konnte, dachte sie an Thomas und war ganz sicher, dass er nicht tot war.»

Gegenmodell zur urbanen Frau

Peter Stamms Astrid übertrifft Homers Penelope noch in ihrer Hingabe zum abwesenden Gatten. Dies zeigt sich insbesondere bei der Rückkehr. Penelope hält Odysseus mittlerweile für tot; als ihr freudig berichtet wird, er sei wieder da, glaubt sie es nicht. Selbst als er vor ihr steht, bleiben ihr Zweifel. In Kurt Steinmanns grossartiger «Odyssee»-Übersetzung heisst es: «[...] sie aber sass lange stumm, betäubt war ihr Herz und verwundert; bald dachte sie, in sein Antlitz blickend, er sei es,

Auch in der «Odyssee» ist der alte Hund der Erste, der Odysseus nach seiner Rückkehr wiedererkennt.

bald wieder / konnte sie ihn nicht erkennen in seiner schäbigen Kleidung.» Ganz anders Astrid, deren weibliches Fühlvermögen dermassen ausgeprägt ist, dass sie bereits spürt, dass Thomas zurück ist, bevor sie ihn sieht: «Ihr Hund, ein alter Labrador, kam in die Küche getrottet und schnüffelte an seinem leeren Futternapf herum. Astrid sah, wie er den Kopf hob und die Ohren spitzte, noch bevor sie das Quietschen des Gartentors bewusst wahrgenommen hatte. Da wusste sie, er war wieder da.» Dass Stamm hier den Hund einbezieht, ist eine hübsche Anspielung für Kenner der griechischen Mythologie: Auch in der «Odyssee» ist der alte Hund der Erste, der Odysseus nach seiner Rückkehr wiedererkennt.

Was ist in Peter Stamm gefahren, eine Frau ins Zentrum seines Romans zu stellen, die ihr Glück allein darin findet, ihre Rolle als Hausfrau und treu ergebene Gattin auszufüllen? Die Grüne Partei, der er angehört, postuliert seit je das Gegenteil. Und seine Frau führt in Zürich erfolgreich ein Designermode-Geschäft, sie dürfte kaum Vorbild für Astrid gewesen sein. Es scheint, als sei es seine Art der Rebellion, sein Ausbruch aus festgefahrenen Mustern, dass er ohne jegliche Häme eine Frau zur Heldin macht, die all das verkörpert, was der progressive urbane Mensch als spiessig und gestrig verachtet.

Mit «Weit über das Land» hat Peter Stamm etwas geschrieben, was wohl kaum jemand von ihm erwartet hätte: ein antifeministisches Manifest.

Peter Stamm: Weit über das Land. S. Fischer. 224 S., Fr. 28.90



Meisterschaft im Dauersuff

Der britische Schriftsteller Evelyn Waugh war ein grandioses Ekel. Zeitweise kokettierte er sogar mit dem Faschismus. Aber er schrieb auch wunderbare Romane wie «Wiedersehen mit Brideshead». Darum vergibt man ihm zum 50. Todestag. *Von Rolf Hürzeler*

Hier war er glücklich – wenigstens ein Jahr lang. Canonbury Square mit seinem kleinen Park in der Mitte liegt wie ein kleines Liebesnest in der Steinwüste Nordlondons. Der junge Schriftsteller Arthur Evelyn St. John Waugh (1903–1966) lebte 1928 im Haus Nummer 17, einem wunderschönen, 200 Jahre alten Gebäude. Er zog dort mit seiner Angebeteten ein, der Journalistin Evelyn Gardner aus bestem katholischem Haus. He-Evelyn und She-Evelyn, wie sie im Freundeskreis bald hiessen, hatten soeben geheiratet, und Waugh hatte mit dem Roman «Verfall und Untergang» einen ersten literarischen Erfolg verbuchen können. Nun durfte er in ihren Armen die süßen Früchte der gesellschaftlichen Anerkennung geniessen.

Halt, so spielt das Leben nicht. He-Evelyn hatte nämlich keine Ahnung, dass sich She-Evelyn ein halbes Jahr nach der Vermählung in ihren Berufskollegen John Heygate von der BBC verguckte und sich mit ihm heimlich verlustierte. Anzunehmen ist, dass She-Evelyn gute Gründe hatte, ihre Gunst anderweitig zu gewähren, denn Waugh hatte anerkanntermassen einen ziemlich kantigen Charakter.

Jedenfalls war er am Boden zerstört, als sie ihm die Affäre beichtete. Denn mit She-Evelyn hatte er seine Liebe verloren. Gleichzeitig gehörte er nicht mehr zum erlauchten Kreis der Upperclass, der die kleinadlige und katholische She-Evelyn entstammte. So etwas lindert den Liebesschmerz nicht.

Rolle des Gesellschaftsschrecks

In der Folge trat Waugh selbst zum Katholizismus über; ein bisschen Halt im Leben musste sein. Der Glaube schenkte ihm aber offenkundig nicht genügend Zuversicht. Denn er entwickelte sich nach und nach zum reaktionären Grantler, zum ständigen Meckerer, der bei jeder Gelegenheit allen auf die Nerven ging. Genauer: nicht ganz allen, denn hatte er einmal jemanden zum Freund erkoren, war er die Liebenswürdige in Person.

Waugh liebte die Rolle des Gesellschaftsschrecks. Auf die naheliegende Frage, ob er seine Ekelhaftigkeit mit dem christlichen Glauben vereinbaren könne, soll er jeweils geantwortet haben: «Natürlich, sonst wäre ich viel schlimmer.» Sein katholischer Glaube radikalisierte sich wie bei vielen Konvertiten; das Zweite Vatikanische Konzil in den sechziger Jahren war für Waugh des Teufels. Mehr noch als alles andere konnte ihn jedoch eine profane Flasche Wein von minderem Gewächs

ärgern, da war er ein unerbittlicher Snob. Auch diese Auszeichnung gefiel ihm gut.

Der Mann war stur ohne Ende. Aber er war gleichzeitig von einem freien Geist beseelt, der durch fast alle seine Bücher weht. Vorab in seinem Meisterwerk «Wiedersehen mit Brideshead – Die heiligen und profanen Erinnerungen des Captain Charles Ryder». Die Geschichte um einen Herrschaftssitz in

Oxford war für Waugh wichtig, dort entdeckte er die Liebe. Doch schenkte er sein Herz zuerst Männern.

Südengland wurde weltberühmt, besonders nach einer Serienverfilmung für das Fernsehen und einem Spielfilm Jahre nach Waughs Tod. «Brideshead Revisited» ist mehr als eine Landhausgeschichte, wie sie zahlreiche Schriftsteller von Daphne du Maurier bis Ian McEwan verfasst haben. Es ist die vertiefte Auseinandersetzung mit der Liebe und der Religion vor dem Hintergrund einer adligen Familie, die ihre grosse Zeit hinter sich hat.

Hassgefühle gegen Professoren

Der Ich-Erzähler Charles Ryder, ein junger Aufsteiger, verliebt sich nacheinander in den adligen Sebastian und in dessen Schwester Julia. Aber beide verweigern Ryder die dauerhafte Liebe, er wegen des Alkohols, sie wegen der Religion. Waugh setzt sich in dem Buch intensiv mit Glaubensfragen auseinander, er spielt raffiniert die Liebe gegen die Kraft der Religion aus, streckenweise etwas melodramatisch, gewiss, und die Plausibilität der Handlung ist nicht immer gegeben. Aber der elegant geschriebene Roman gehört heute zu Recht zum Kanon der Weltliteratur.

Evelyn Waugh wuchs in einem gutbürgerlichen Haus in London auf; sein Vater war ein erfolgreicher Verleger. Waugh schrieb später in seiner unvollendeten Autobiografie von sich, er sei ein «cleveres» Bürschchen gewesen, was weniger über seine Kindheit, sondern mehr über sein Selbstbewusstsein aussagt. Immerhin schaffte er es nach Oxford, wo er Neuere Geschichte studierte oder besser studieren wollte. Denn die akademische Atmosphäre am Hertford College setzte ihm dermassen zu, dass er sie nur im – am besten bereits am frühen Morgen – beduselten Zustand aushielt. Auch liess er keine Gelegenheit aus, sich mit seinen Professoren zu verkrachen, entwickelte

geradezu Hassgefühle gegen sie. All das verschaffte dem jungen Waugh nicht ganz die intellektuelle Anerkennung, die er sich erhoffte; Waugh verliess seine Alma Mater ohne Abschluss. Dadurch überwarf er sich mit seinem Vater, der sich etwas höhere Würden für seinen Sohn gewünscht hatte als die Meisterschaft im Dauersuff.

Trotzdem war Oxford für Waugh wichtig, denn dort entdeckte er die Liebe. Allerdings schenkte er sein Herz zuerst Männern. Nun weiss man, dass sich die katholische Kirche mit der Homosexualität etwas schwerer tut als andere, doch das war Waugh einerlei. Denn als Agnostiker sah er Mitte der zwanziger Jahre keinen Grund, seinen Gefühlen Einhalt zu gebieten.

Zuerst fand er am angehenden Historiker Richard Pares Gefallen. Dann kam der gleichaltrige Alastair Graham an die Reihe, der sich mit der Erforschung von Vorderkiemenschncken beschäftigte, was diesem anscheinend wenig Erfüllung bescherte. Denn Graham trank in einer noch höheren Liga als Waugh; das erinnert den Leser an «Wiedersehen mit Brideshead». Der Protagonist Sebastian Flyte versinkt in dieser Geschichte ebenfalls zusehends im Alkohol. Im Gegensatz zu Sebastian bekannte sich Alastair Graham jedoch in einem Augenblick der Erleuchtung zum Katholizismus und wandte sich von Waugh ab. «Ich habe ihn an den Papst verloren», konstatierte dieser.

Nach Oxford begann für Waugh eine Zeit des Purgatoriums. Seine schriftstellerischen Arbeiten fanden kaum Zuspruch. Als zeichnender Künstler, für den er sich hielt, scheiterte er ebenfalls. Er litt unter Depressionen und notorischem Geldmangel. Schliesslich sah er sich gezwungen, eine Lehrstelle an einer schäbigen Privatschule in Nordwales anzutreten, wo er sich und seine Zöglinge täglich von neuem langweilte. Diese Erfahrungen verarbeitete er später im Roman «Verfall und Untergang», einer Persiflage auf das britische Erziehungssystem. «Keiner, der kein Geheimnis hat, wird Lehrer», lautet in diesem Buch die Devise des Rektors. Schuldenmacher, Sadisten und Pädophile bevölkern sein Lehrerzimmer.

Todesmutige müssen leiden

Dann eröffnete sich Waugh eine unerwartete Chance. Ein Übersetzer in Pisa wollte ihn als Sekretär einstellen. Waugh kündete als Lehrer – und erhielt die Stelle nicht. Die darauffolgen-



Der Aufwand lohnte sich: Evelyn Waugh mit seiner zweiten Ehefrau Laura Herbert und Kindern, 1959.



Die Liebe gegen die Kraft der Religion: Film-Still aus «Brideshead Revisited» (2008).

de Episode im Leben des Schriftstellers beschrieb dieser gleich selber – in seiner unvollendeten Autobiografie. Der Verzweifelte entschied sich zum Selbstmord, entledigte sich an einem Strand in Nordwales seiner Kleider und hinterliess einen Griechisch verfassten Abschiedsbrief. Unerschrocken schritt er ins eisige Wasser, denn Todesmutige müssen leiden: «Ich schwamm langsam hinaus, aber lange bevor ich den Punkt erreicht hatte, von dem es kein Zurück mehr gibt, irritierte mich ein brennender



Heikle Pfade: Porträt im Alter von 26 Jahren.

Schmerz an der Schulter. Einige Schwimmzüge weiter ein zweiter, noch schmerzhafterer Stich.» Eine Quallenfamilie fühlte sich gestört und bereitete der Jenseitssehnsucht des jungen Mannes ein Ende.

Statt des Todes also das Leben, auch wenn es dieses mit dem jungen Mann nicht gut meinte. Er trat eine neue Lehrerstelle an und vergriff

«Keiner, der kein Geheimnis hat, wird Lehrer», lautet die Devise des Rektors.

sich ausgerechnet an einer Donatorin der Schule, die diese Zutraulichkeit wenig schätzte. Waugh war seine Stelle wieder los, diesmal unfreiwillig.

Unter diesen Umständen kann man sich vorstellen, wie erleichternd für ihn die erstmalige Begegnung mit She-Evelyn war und was ihm die Hochzeit mit ihr bedeutete – sie half ihm für eine Weile aus der Misere. Nach der Scheidung kam eine Zeit, in der sich Mister Waugh auf heikle Pfade wagte. Er unterstützte in den dreissiger Jahren die spanische Falange des späteren Diktators General Franco. Auch führte er ein langes Gefälligkeitsinterview mit dem von ihm bewunderten italienischen Diktator Benito Mussolini. Für die Zeitung *Daily Mail* berichtete Waugh über den Abessinienfeldzug Mussolinis und nahm offen für den Duce Partei. Waugh fehlte damals der gesellschaftliche Durchblick und das politische Bewusstsein

anderer Konservativer – allen voran Winston Churchills –, die das Menetekel frühzeitig erkannten.

Auch in dieser Zeit erlebte Waugh einen typischen Rückschläge. Er erstellte einen exklusiven, aus Geheimhaltungsgründen auf Lateinisch verfassten Bericht über die Invasion der Italiener in Abessinien und schickte diesen nach London. Pech nur, dass auf der Redaktion des Boulevardblatts *Daily Mail* keiner Lateinisch verstand und man den Bericht für einen Scherz hielt. Seine Erfahrungen als Kriegsreporter verarbeitete er in der Journalisten-Persiflage «Scoop», in der ein unerfahrener Schnösel irrtümlicherweise als Berichterstatter in einen «kleinen, vielversprechenden Krieg» geschickt wird und dort einen Scoop landet.

Immerhin zeigte Waugh damals und später nie Sympathien für den Nationalsozialismus – die Deutschen hasste er noch mehr als alle Roten zusammen. Allerdings war er gegen den Antisemitismus nicht immun; ein damals verbreitetes Phänomen im britischen Bürgertum.

In den dreissiger Jahren verliebte sich Waugh erneut, diesmal in eine Cousine seiner ersten Frau, in die ebenfalls gutgestellte Laura Herbert. Kleiner Nachteil der schönen Geschichte: Als geschiedener Katholik konnte Waugh kein zweites Mal heiraten, zumal auch die streng-katholischen Eltern der schönen Laura die Verbindung mit einem Geschiedenen nicht zugelassen hätten. Also musste er die erste Ehe kirchlich annullieren lassen, das Begehren wur-

de ihm gewährt aufgrund «mangelnder Ernsthaftigkeit» in der ersten Ehe. Der Aufwand lohnte sich, Laura Herbert und Evelyn Waugh hatten sieben Kinder zusammen, so wie es sich in ihren Kreisen gehörte.

Im Zweiten Weltkrieg meldete sich Waugh enthusiastisch als Freiwilliger, war aber bald des Kasernenlebens überdrüssig. Er erhielt dennoch ein Kommando, schikanierte seine Untergebenen jedoch dermassen erfolgreich, dass er vor seiner Unterkunft Wachen postieren musste, um sich vor Übergriffen der eigenen Mannschaft zu schützen. Das strapazierte die Geduld seiner Vorgesetzten, Waugh wurde in eine Sondereinheit versetzt und kam zu Einsätzen in Afrika und auf dem Balkan. Auch hier tat er seinem Ruhm alle Ehre und erwies sich schnell als charakterlich wenig truppentauglich. Er war schlicht nicht zu führen. 1944 ersuchte er um einen mehrmonatigen Urlaub, um «Wiedersehen mit Brideshead» zu schreiben. Dem Begehren wurde schnell stattgegeben, man war froh, den Mann sich entfernen zu sehen.

Göttliche Ordnung der Klassengesellschaft

Der finanzielle Erfolg dieses Buchs hätte ihn nach dem Krieg glücklich machen können. Doch Waugh wäre nicht Waugh gewesen, hätte er sich dieses Mal der Sonnenseite zugewendet. Der wachsende Wohlfahrtsstaat der fünfziger Jahre war ihm ein Gräuel, weil dieser seines Erachtens gegen die göttliche Ordnung einer Klassengesellschaft versties. Er verkrachte sich mit fast allen – eine prominente Ausnahme davon war etwa der Sozialist George Orwell, dessen moralische Standfestigkeit er bewunderte.

Im Alter kamen neue Geldsorgen dazu, Evelyn Waugh war allmählich verbittert. An einem späten Sonntagmorgen im Jahr 1966 verstarb er zu Hause in Somerset nach dem Besuch der Messe – einer lateinischen, versteht sich.

Der Diogenes-Verlag legt nun nach und nach die wichtigsten Werke von Evelyn Waugh neu auf. Zuletzt erschien im Herbst «Tod in Hollywood», die Geschichte zweier Krematoriumsmitarbeiter, die ein Traumpaar abgegeben hätten, wäre da nicht ein gesellschaftliches Hindernis gewesen: Sie verbrannte menschliche Leichen, er dagegen nur Tierkadaver. Eine derart ungleiche Verbindung kann in der waughschen Welt kein Glück bedeuten. Im Frühjahr erscheint nun «Ohne Furcht und Tadel», eine parodistische Verarbeitung der Kriegserlebnisse des Schriftstellers. Schon vor einiger Zeit ist «Wiedersehen mit Brideshead» neu herausgekommen – sein bleibendes literarisches Denkmal.

Evelyn Waugh: Wiedersehen mit Brideshead. Diogenes. 544 S., Fr. 38.90

Schweizer Klassiker

Faszinierend strapazierend

«Stiller» ist Max Frischs bester Roman. Denn die Stärke des Zürcher Schriftstellers war die künstlerische Diagnose – nicht die sozialdemokratische Therapie. Von Christoph Mörgeli



Verkehrte Welt: Autor Frisch.

Ich bin nicht Stiller. Darum erzähle ich, dass Max Frisch auf dem Weg zur Uni öfter am Stadelhofen gesehen habe. Ein älterer Herr, der meistens übel gelaunt war und grimmig ins lebhaftes Stadtquartier blickte. 1968, im Jahr der Jugendrevolten, ist Frisch irgendwie aus dem Tritt geraten. Fortan verfiel er in die Pose eines zornigen Gesinnungspädagogen. Aber ich mag seine früheren Bücher, als er die Leser noch nicht sozialkritisch vereinnahmte. Ich mag den hilflosen Frisch, der die Welt so beschreibt, wie er sie erfahren hat. Der noch nicht – wie später – als schreibender SP-Parteisoldat moralische Ansprüche zum Bessermachen erhob. Ich mag Max Frisch, wenn er uns verwirrt und beunruhigt. Ich verabscheue ihn, wenn er uns von einer Wahrheit überzeugen will. Denn Frisch war ein grosser Diagnostiker. Aber ein miserabler Therapeut.

Lieben wird man es kaum

Der Roman «Stiller» bedeutet für mich Max Frischs beste Produktion. Alles Folgende steht im Schatten dieses einen Wurfs. Frischs Stärke ist das Tagebuch – auch und gerade bei «Stiller». Stillers Erzählungen strapazieren. Und faszinieren. Man soll dem Werk mit Skepsis begegnen; niemanden wird es begeistern, kaum jemand wird es lieben. Es handelt sich um einen einzigen Aufstand gegen die von aussen auferlegte Identität. Frischs Marken-

zeichen ist das «Identitätsproblem». Doch nicht einmal damit fühlt er sich identisch.

Anatol Stiller säuft, lügt, verschuldet sich und verleugnet so ziemlich alles – Frau, Freunde und Vaterland. Nach jahrelangem Aufenthalt in Amerika behauptet Stiller, er sei nicht Stiller, sondern White. Damit gerät er in die Mühlen der Justiz, die ihn schrittweise immer stärker mit der Vergangenheit konfrontiert. Im Untersuchungsgefängnis soll er seine Lebensgeschichte niederschreiben. Konfrontiert mit Menschen, die in seinem Leben eine Rolle gespielt haben, packt Stiller alles in immer neue Geschichten.

Verkehrte Welt: Der Staatsanwalt wird zum Freund, der Verteidiger zum Feind. Stiller hat als Künstler, als Ehegatte, ja sogar als Spanienkämpfer versagt. Der Faschismus ist wiederholbar. Die Eheschwierigkeiten sind allgegenwärtig. Erst ein Selbstmordversuch führt zu einer Art Wiedergeburt. Das Gerichtsurteil fällt aus wie erwartet: Stiller ist Stiller. Am Schluss bleibt das «Nachwort des Staatsanwaltes»: Gattin Julika ist ihrem Tuberkuloseleiden erlegen. Stiller blieb nur die Preisgabe seiner neuen Identität. Und damit die Selbstaufgabe. Er verstummte und verwelkte in zurückgezogener Einsamkeit. Als Stiller eben.

Das Buch bedeutete 1954 für Max Frisch einen Durchbruch aus selbstquälerischen inneren und äusseren Existenznöten in die Freiheit, Überlegenheit und Autorität eines wahren Schriftstellers. Zu Recht jubelte der wirkungsmächtige Literaturdeuter Emil Staiger: «Es ist, als hätte sich das durch die Anforderung der Bühne beirrte Talent nun plötzlich Bahn gebrochen und ströme in unaufhaltsamer Fülle dahin.» Später ortete Staiger bei Modernen wie Frisch «Entartung jenes Willens zur Gemeinschaft, der Dichter vergangener Tage beseelte». Das waren seltsame Töne eines Goethe-Schwärmers, der 1933 in der Tat ein Nazi-Schwärmer war. Max Frisch seinerseits erlebte die zweifelhafte Ehre eines Gratulationsartikels zum 75. Geburtstag im *Neuen Deutschland*, dem Sprachrohr der totalitären DDR-Schergen. Der Verfasser des «Stiller» ist dazu leider still geblieben.



Max Frisch: Stiller. Manesse. 701 S., Fr. 35.90

Bestseller

Belletristik

- 1 (-) Rita Falk: *Lerberkäsjunkie* (DTV)
- 2 (1) Camilla Läckberg: *Die Schneelöwin* (List)
- 3 (2) Jojo Moyes: *Ein ganz neues Leben* (Wunderlich)
- 4 (4) Michael Robotham: *Der Schlafmacher* (Goldmann)
- 5 (3) Donna Leon: *Endlich mein* (Diogenes)
- 6 (9) Paula Hawkins: *Girl on the Train* (Blanvalet)
- 7 (-) Pedro Lenz: *Der Gondoliere der Berge* (Cosmos)
- 8 (5) Stephen King: *Basar der bösen Träume* (Heyne)
- 9 (-) David Lagercrantz: *Der Sündenfall von Wilmslow* (Piper)
- 10 (10) Karin Slaughter: *Pretty Girls* (Harper Collins)

Sachbücher

- 1 (8) Nadia Damaso: *Eat Better Not Less* (Fona)
- 2 (1) Giulia Enders: *Darm mit Charme* (Ullstein)
- 3 (-) Marcel Gyr: *Schweizer Terrorjahre* (NZZ Libro)
- 4 (3) Ildikó von Kürthy: *Neuland* (Wunderlich)
- 5 (2) Arno Renggli: *Der Hund starb – was er nicht überlebte* (Wörterseh)
- 6 (10) Peter Wohlleben: *Das geheime Leben der Bäume* (Ludwig)
- 7 (5) Fern Green: *Super Smoothies – Die besten Detox-Drinks* (Dorling Kindersley)
- 8 (4) Nadia Damaso: *Eat Better Not Less* (Fona)
- 9 (6) Guinness World Records 2016 (Hoffmann und Campe)
- 10 (-) Duden: *Die deutsche Rechtschreibung* (Bibliographisches Institut GmbH)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Gotthard-Sanierungstunnel**
Tourismus ist auf die zweite Röhre angewiesen
- **Altersvorsorge**
Die Wirtschaft zieht an einem Strick
- **Finanzdienstleistungen**
Kleine Kunden werden verschaukelt

www.gewerbezeitung.ch



Friedensordnung: Wiener Kongress, 1815, Fürst von Metternich (6. von links).

Neue Bücher

Metternichs grosse Stunde

Clemens Fürst von Metternich war ein moderner Denker, auch wenn er politische Entwicklungen vereinzelt falsch einschätzte. Eine neue Biografie stellt den Machtmenschen in allen Facetten vor. *Von Rolf Hürzeler*

Der renommierte deutsche Historiker Wolfram Siemann hat sich als profunder Kenner des 19. Jahrhunderts einen Namen gemacht. Nun hat er sich des konservativen Visionärs Clemens Fürst von Metternich (1773–1859) angenommen, der im Dienste Österreichs auf dem Wiener Kongress eine führende Rolle spielte. Der deutsche Adlige war vielen der Inbegriff der Reaktion und galt als rückwärtsgewandter Feind aller liberalen sowie nationalen Kräfte nach den Napoleonischen Kriegen. Der Verlag verspricht nun ein fundamental neues Bild des Staatsmannes, der vier Jahrzehnte lang die Geschicke Europas prägte.

Bereits mit 28 Jahren wurde Metternich österreichischer Gesandter in Dresden und kam dort mit konservativen Denkern wie Friedrich von Gentz in Kontakt, einem engagierten Antifranzosen, der ihn massgeblich prägte. Als Metternich nach 1806 in Paris für Österreich tätig

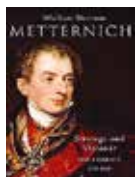
war, entwickelte er sich zu einem raffinierten Gegenspieler von Napoleon. Zuerst versuchte er zwar eine Annäherung zwischen Paris und Wien zu erreichen, doch bald schon schien bewaffneter Widerstand der einzige Weg, Napoleons Expansion Einhalt zu gebieten. Metternich empfand die scheinbar revolutionäre Strategie des Korsen frühzeitig als menschenverachtend, sie bedeutete für ihn den Zusammenbruch der europäischen Zivilisation.

Nach der Niederlage Napoleons schlug Metternichs grosse Stunde am Wiener Kongress, der Visionär hielt am Gedanken des politischen Gleichgewichts fest und wandte sich mit den Briten gegen eine zu grosse Schwächung Frankreichs. Er wollte das Land als Partner in die Neuordnung des Kontinents einbinden, immer mit dem Hintergedanken, dass Österreich als die führende Grossmacht Europas auftreten müsse. Metternich konnte den Freiheitsdrang der



europäischen Nationalisten nicht verstehen, denn dieser musste aus seiner Sicht zu noch mehr Blutvergiessen führen. Für den Strategen galt das politische Gleichgewicht auch hier als höchste Maxime; nationale Bestrebungen sah er als eine Gefährdung der etablierten Staatswesen an, darum lehnte er auch alle föderalen Bestrebungen in Österreich ab.

Laut Siemann kann Metternichs Friedensordnung von 1815 nur vor dem Hintergrund dieser Erkenntnis verstanden werden, was seine spätere Repression gegen jede gesellschaftliche Veränderung in Deutschland und Österreich verständlich mache. Der Historiker hat zahlreiche neue Quellen erschlossen, um der Leserschaft die vielschichtigen Facetten von Metternichs Persönlichkeit näherzubringen: Er war nicht nur ein den Traditionen verhafteter Reichsgraf, der das englische Rechtssystem bewunderte. Er war auch ein früher industrieller Unternehmer – und er führte ein abwechslungsreiches Privatleben mit zahlreichen Gefährtinnen.

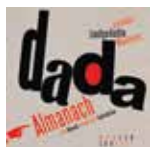


Wolfram Siemann: Metternich – Strategie und Visionär. C. H. Beck. 983 S., Fr. 42.90.



Feierabendrummel in einer Stadt. Ein Mann beschliesst aus einer Laune heraus, einer Unbekannten zu folgen. Zu Beginn ein Spiel – mehr nicht. Eine sportliche Betätigung der andern Art, zumal der Verfolger ohnehin zu einem wichtigen Termin verabredet ist. Ist dieser aber vielleicht verschiebbar? Ist die Verfolgung der Frau nicht plötzlich wichtiger? Das ist die Ausgangslage im neuen Roman «Hagard» des Schweizer Schriftstellers Lukas Bärfuss, den er nach der berührenden Suizidgeschichte seines Bruders, «Koala», vorlegt. Die Erzählung mit der Frau entwickelt sich zusehends bedrohlich. Der Leser kann sich laut Ankündigung mit dem Protagonisten dem zwanghaften Sog dieser Verfolgung nicht mehr entziehen.

Lukas Bärfuss: Hagard. Wallstein. 180 S., Fr. 27.90. Erscheint im April



Die Anleitung zu einem dadaistischen Gedicht klingt einfach, ist aber tückisch: «Nehmt eine Zeitung. Nehmt Scheren. Wählt in dieser Zeitung einen Artikel von der Länge aus, die Ihr Eurem Gedicht zu geben beabsichtigt [...]» Man solle die Wörter einzeln ausschneiden, in einer Tüte durchschütteln und frisch zusammensetzen – fertig Dada. Mit diesen Worten führte der Avantgardist Tristan Tzara (1896–1963) in den Dadaismus ein. Der neue «Dada-Almanach» enthält zahlreiche Schriftbilder, viele Bekenntnisse und Aufrufe, aber keine Bilder. Den heutigen Leser beeindruckt vor allem die Gegensätzlichkeit dieser Texte. Da findet sich neben ätzender Zeitkritik kluger Nonsens wie in kaum einer andern Bewegung: «Es gibt nichts zu tun. Sie können auf mich zählen», schrieb der Schriftsteller Jacques Rigaut (1898–1929) – und nahm sich das Leben.

Andreas Puff-Trojan, H. M. Compagnon (Hrsg.): Dada-Almanach. Manesse. 176 S., Fr. 48.50



Charles Lewinsky habe in seiner Burgunder Wohn-Dépendance einen «faszinierenden Trip in die Unterwelt des Bösen» geschrieben, wie der Verlag verspricht. Im Mittelpunkt steht «Jonas, ein seltsames Baby». Der Kleine weinte kaum und übte sich inbrünstig in motorischen Fähigkeiten. Seine Eltern glaubten gar, hin und wieder den wissenden Blick eines Greises in seinen Augen zu erkennen. Sie können nicht ahnen, als wie wahr sich diese Vermutung dereinst herausstellen sollte. Allerdings leidet Jonas unter einer schweren Beziehungsstörung; es gelingt ihm nicht, Freundschaften zu schliessen. Lewinsky erzählt laut Ankündigung die Geschichte eines Mannes, die das Blut der Menschen bis in die nächste Generation gefrieren lässt.

Charles Lewinsky: Andersen. Nagel & Kimche. 400 S., Fr. 26.90. Erscheint im März



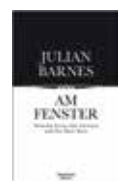
«Das Herz droht mir manchmal zu zerspringen», lautet der Untertitel der Rückschau, die Maria Marc (1876–1955), Witwe des Expressionisten Franz Marc, geschrieben hat; er war 1916 bei Verdun gefallen. Sie berichtet von der kurzen Zeit ihres Lebens, die sie vor dem Ersten Weltkrieg gemeinsam verbrachten. Maria Marc versteht es mit Geschick, seine künstlerische Begabung und seine Lebenssicht zu verbinden. Man spürt ihr Bemühen um eine gewisse Distanz zu ihrer grossen Liebe, um die sie kämpfen musste: «Es hatte sich in der letzten Zeit manch Unausgesprochenes zwischen uns angestaut. Ich wusste, dass er von seiner Liebe zu seiner Freundin nicht freikam, und spürte seine wachsende Zuneigung zu mir.»

Maria Marc: Mein Leben mit Franz Marc. Siedler. 192 S., Fr. 28.90



Der wunderbare Erzähler William Boyd hat erneut eine fiktionale Frauenfigur geschaffen, die so nie gelebt hat – aber hätte gelebt haben können. Boyd nahm die Fotografie einer unbekanntenen Schönen aus den zwanziger Jahren zum Anlass, um eine eigenwillige Fotografin auf einen Parcours durch die dreissiger Jahre zu schicken. Statt in London als Gesellschaftsfotografin zu reüssieren, zieht die fiktive Amory Clay nach Berlin und lässt sich in einen Lebensstrom voller Unwägbarkeiten hineinziehen – Nachtclubs, Extravaganz, anzügliche Freizügigkeit. All das vor dem Hintergrund des aufkommenden Unrechtsstaates. Später fährt sie weiter nach New York, findet die Liebe ihres Lebens – und kehrt zurück in das besetzte Paris.

William Boyd: Die Fotografin. Berlin. 560 S., Fr. 28.90



Der englische Schriftsteller Julian Barnes legt unter dem Titel «Am Fenster» siebzehn Essays über Literatur und eine Kurzgeschichte als Hommage an Ernest Hemingway vor. Diese handelt vordergründig von seinen köstlichen Erfahrungen als Lehrer in Kreativ-Schreibkursen. Tatsächlich legt Barnes offen, wie wahrhaftig Literatur sein kann, gerade weil sie sich nicht an Fakten halten muss. Das ist auch das Kernthema der siebzehn Essays. Der Leser lernt viel in diesen Büchern über die englische Literatur, vor allem über Grössen wie den Gesellschaftskritiker George Orwell oder den Kolonialisten Rudyard Kipling. Noch mehr erfährt der Leser indes über die Franzosen, denn Barnes frönt wie immer seiner Leidenschaft für die Kultur des Nachbarlandes.

Julian Barnes: Am Fenster. Kiepenheuer & Witsch. 352 S., Fr. 23.90

«Morgen schlagen wir den Teufel tot»

Als ich Hannah Arendt nach ihren Gedichten fragte, da lachte sie, wie nur sie lachen konnte, und sagte: «Warten Sie damit bis zehn Jahre nach meinem Tode.» Mittlerweile sind vierzig Jahre vergangen, und endlich sind sie erschienen! *Von Rolf Hochhuth*

Meine Frau stellte in den siebziger Jahren eine dicke Lyrik-Anthologie zusammen, in der Hannah Arendt keinesfalls fehlen sollte. Die weltbekannte Philosophin kam ja jedes Jahr nach Basel – wo ich seit 1963 lebte –, um ihren Lehrer Karl Jaspers zu besuchen, bei dem sie schon promoviert hatte. Und so kam sie auch, die ja überhaupt erst die Aufführung meines Stücks «Der Stellvertreter» am Broadway ermöglicht hatte, durch einen Vortrag im Goethe-Haus zu mir. Ihre Gedichte wollte sie damals aber noch nicht veröffentlicht haben.

Nun endlich, vierzig Jahre nach ihrem Tod – sie wurde nur 69, die 1906 in Hannover Geborene –, ist ihre Lyrik da, im Piper-Verlag, in einem ausgesprochen handlichen, schönen Bändchen, 77 Gedichte! Die meisten fragmentarisch, oft ohne Titel, also liegengelassen, doch dies ganz sicher mit dem Vorsatz Hannah Arendts, sie noch zu bearbeiten – aber sie starb überraschend, Herzinfarkt.

Dass sie auch Gedichte schreiben würde, obwohl man von den sehr vereinzelt veröffentlichten in ganz entlegenen Zeitschriften keine Ahnung hatte, war jedem klar, der auch nur zehn Minuten mit ihr gesprochen hatte – denn ihr Interesse an Literatur war keineswegs geringer als jenes an Politik, das sie zur Philosophin gemacht hatte! Wenn man auch keine Ahnung hatte, dass sie so weit gehen würde, sogar zu schreiben, was erst jetzt die Herausgeberin der Lyrik, Irmela von der Lühe, in ihrem gründlichen Kommentar mitliefert, auf dem Rücken des Schutzumschlags abgedruckt: «Nur von den Dichtern erwarten wir Wahrheit – nicht von den Philosophen, von denen wir Gedachtes erwarten.»

Der «komische Eichmann»

Eine Maxime, die bestürzt, weil sie die Philosophie fast herabsetzt, auf eine Vorbereitung reduziert, Wahrheiten zu finden. (Es gibt ja stets viele Wahrheiten, die interessanten widersprechen einander.) Und die ebenso die Poeten überschätzt: Aber Hannah Arendts Liebe zur Dichtung gehörte so sehr zu ihr, dass sie sogar ganz grosse Erzählungen, so Herman Melvilles «Billy Budd» oder Franz Kafkas «Prozess», zur Grundlage ihrer politischen Philosophie gemacht hat.

Keine Frage, Erzählungen haben ihre Essays mit programmiert – und sie fing, wie fast alle, schon mit siebzehn als Lyrikerin an. Zwei Zeugnisse davon finden sich auch in dieser Sammlung.



Trotziger Optimismus: Schriftstellerin Arendt, ca. 1930.

Zunächst müssen jüngere Leser daran erinnert werden, dass Hannah Arendt 1964 durch ihr Buch «Eichmann in Jerusalem» als Historikerin mehr noch denn als Philosophin berühmt geworden war wie damals keine andere Autorin der Welt.

Sie hatte dem Gerichtsverfahren gegen den Naziverbrecher als Prozessbeobachterin für das Magazin *The New Yorker* beigewohnt und fast täglich über den auch «komischen Eichmann» berichtet. Dort fand sie zu jenem im Hinblick auf den fleissigsten aller Spediteure der Gaskammern formulierten Begriff, der sie ebenso berühmt wie unmöglich gemacht hat: «Die Banalität des Bösen».

Kein einziges Wort über Hitlers Weltkrieg?

Zahllose, speziell Juden, legten ihr diese Feststellung absurderweise aus, als wollte sie damit nicht nur Eichmann als Person verharmlösen – das hat sie keineswegs getan –, sondern den ganzen Holocaust.

Auch deshalb, weil sie unverblümt berichtet hat über die Mitwirkung der sogenannten Judenräte in den Gettos bei der Auswahl derer, die als Nächste «an der Reihe waren», ins Gas geschafft zu werden, wurde ihr Weltbestseller sofort in Israel verboten!

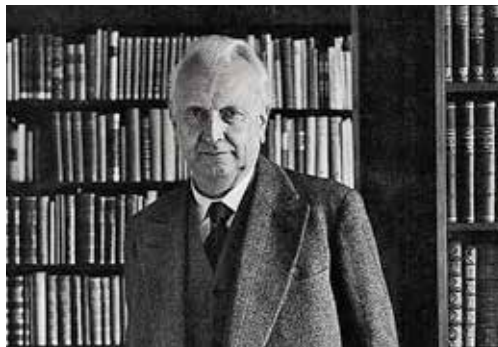
So hat die Jüdin Arendt das Erscheinen ihres Buches auch in Tel Aviv, wo es 22 (!) Jahre nicht erscheinen durfte, gar nicht mehr erlebt – grotesk. Denn gründlich, wie sie war, hatte sie ihren Report über den Eichmann-Prozess erweitert zu einer Chronik der Judenausrottung durch uns Deutsche schlechthin.

Wie merkwürdig: Durch und durch auch Politikerin, diese Denkerin – in ihren Gedichten kommt Politik nur sehr selten vor, ausser in jenen, die meist Abschiedsgedichte auf intime Freunde aus ihrer Studentenzeit sind! Oder revolutionär gestimmt, so in den achtzehn Zeilen ohne Titel:

*Recht und Freiheit
Brüder zagt nicht
Vor uns scheint das Morgenrot.
Recht und Freiheit
Brüder wagt es
Morgen schlagen wir den Teufel tot.*

Erstaunlich, dieser trotzige Optimismus dieses im Kriegsjahr 1942 geschriebenen Gedichts. Das durchaus abgestandene Vokabular steht im merkwürdigen Gegensatz zu der Leidenschaft, die damals zweifellos die Emigrantin beseelt hat, diese Zeilen zu schreiben. Doch warum, das muss man kritisch einwenden, nicht ein einziges Wort über Hitlers Weltkrieg? Es hätte doch nahegelegen, muss man denken, auch Worte zu integrieren, die erst in den Jahren 1939 bis 1945 aufgekommen sind; doch kein einziges hier.

Als habe der Dichter Gottfried Benn nicht schon dreissig Jahre früher, in seinem ersten



Mentor: Karl Jaspers.

Gedichtband 1912, riskiert, medizinisches Vokabular in seine Verse einzubringen – was ja so neu, so völlig empörend war, dass noch zwanzig Jahre später, 1931, die grosse Ricarda Huch Benns Wahl in die Akademie verhindern wollte...

Wer eine neue Lyrik-Anthologie macht – übrigens war es höchste Zeit, denn die vor sechzig Jahren für meine Generation massgebende «Ergriffenes Dasein» (Holthusen/Kemp) ist ja längst vergriffen und ergänzungsbedürftig –, darf Hannah Arendt keinesfalls auslassen.

Auch Teenies geht Arendt unter die Haut

Es gibt kaum Hinweise in ihren nur 73 Gedichten, von welchen Vorgängern der Elterngeneration sie beeinflusst wurde, so wie jeder, der Gedichte schreibt, anfangs beeinflusst wird. So etwa Gottfried Benn durch Liliencron. Arendt kann nicht in Anspruch nehmen, wie Benn und Trakl, die ungefähr ein Vierteljahrhundert vor ihr geboren wurden, einen unverwechselbar-eigenen Ton gefunden zu haben. Man findet auch nicht eines jener Gedichte –

«höchstens 7 ersten Ranges» –, von denen Benn in seiner Marburger Rede 1951 sagt, mehr seien überhaupt keinem Lyriker je gegliückt.

Dennoch besteht kein Zweifel – ich habe es getestet –, dass auch heutigen Teenies, gleichermassen wie mir, dem Urgreis, Gedichte unter die Haut gehen, die Hannah Arendt schon als Teenie schrieb, bewusst «Im Volksliedton», wie sie es sogar zweimal im Titel sagt.

*Sehn wir uns wieder,
Blüht weisser Flieder,
Ich hüll Dich in Kissen,
Du sollst nichts mehr missen.*

So ist und bleibt sie auch gänzlich unbesorgt, dass ihr da längst abgebrauchte Reime wie «fern» und «Stern», «Baum» und «Traum» noch passieren. Und uns heutige Leser, darf man ergänzen, stört das auch nicht.



Hannah Arendt: Ich selbst, auch ich tanze. Die Gedichte. Piper. 160 S., Fr. 28.90

Rolf Hochhuth, geboren 1931, gehört zu den bekanntesten Dramatikern Deutschlands. Sein Stück «Der Stellvertreter» (1963) über die Mitverantwortung Papst Pius' XII. am Holocaust war ein hochumstrittener Welterfolg. Als furchtloser intellektueller Mahner ist Hochhuth ebenso gefürchtet wie geachtet. Vierzig Jahre lang lebte Hochhuth in Basel, heute ist er in Berlin beheimatet.

Shurat HaDin's
ACTIVIST LAWYER'S TRAINING SEMINAR



CALLING ALL LAWYERS!
Israel needs you now more than ever

MARCH 7-13, 2016
EARN UP TO 15 CPD CREDITS

Join us for an intense one week seminar in Israel filled with cutting-edge lectures and workshops by accomplished advocacy, security and legal experts, including Irwin Cotler and Alan Dershowitz. Learn to combat BDS, defend Israeli soldiers against war crimes, represent terror victims, and more. Go on field trips to IDF Bases, the Syrian Border, the Supreme Court and Military Court. Network with Pro-Israel attorneys from around the world. Discover the power and capacity you possess as lawyers and gain the tools you need to be innovative legal strategists, and to act on behalf of Israel and the Jewish people worldwide.

Website: www.IsraelLawCenter.org Email: Seminar@israelLawCenter.org
Phone: 646-661-2811, 972-3-751-4175

 **SHURAT HADIN**
ISRAEL LAW CENTER



© Lamborghini



© Museo Ferrari



© Lamborghini



© Lamborghini



© Fototeca ENIT Vito Arcomano

Faszination Rennsport: VIP-Reise «Motor Mania»

Italienische Leidenschaften

Ferrari, Lamborghini, Ducati, Pagani – für die Freunde des Motorsports haben diese Marken einen unwiderstehlichen Klang. Tauchen Sie ein in die faszinierende Welt der italienischen Edelschmieden auf der viertägigen Reise im «Tal der Motoren» zwischen Modena und Bologna.

Was wäre Mobilität ohne Italianità? Die weltberühmten Scuderias stehen für Schnelligkeit, handwerkliche Tradition und pure Emotion. Bei exklusiven Werksbesichtigungen und an Ausstellungen erkunden Sie die legendären Modelle, die mit ihrer unvergleichlichen Schönheit und Technik zu Ikonen der Rennsportgeschichte geworden sind.

Zu den Höhepunkten zählen die persönliche Begegnung mit Fabio Lamborghini und die Werksbesichtigung bei Ferrari mit der Möglichkeit, eine Testfahrt durch die euganeische Hügellandschaft zu unternehmen. Eine Parmigiano-Degustation und die ausgezeichnete Küche der Gourmetstadt Bologna machen die Reise zum perfekten Erlebnis. Sie logieren im 5-Sterne-Grand-Hotel «Majestic Già' Baglioni» im Zentrum von Bologna, in direkter Nachbarschaft des Palazzo Fava und der Piazza Maggiore.

Programm, Höhepunkte:

- 1. Tag: Reise nach Bologna**
 - Flug Zürich-Venedig
 - Busfahrt nach Bologna
 - Check-in und Apéro im Hotel
 - Altstadt-Rundgang und Abendessen
- 2. Tag: «Tal der Motoren»**
 - Besuch der Edelschmiede Pagani
 - Parmigiano-Degustation auf dem Landgut Panini
 - Werksbesichtigung bei Lamborghini, Sant'Agata Bolognese
 - Besichtigung des privaten Familienmuseums und Nachtessen mit Fabio Lamborghini
- 3. Tag: Ducati und Ferrari**
 - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ducati
 - Mittagessen Ristorante «Montana», Maranello
 - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ferrari
 - Fahrsimulator oder Testfahrt mit dem Ferrari F430 (optional)
 - Exklusives Abendessen in Bologna
- 4. Tag: Rückflug nach Zürich**

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Motor Mania» – Faszination Rennsport

Reisetermine:

20.–23. April 2016 und 7.–10. September 2016

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich-Venedig-Zürich (inkl. Gebühren)
- Transfer Flughafen-Hotel-Flughafen
- 3 Übernachtungen im Grand Hotel «Majestic Già' Baglioni», inkl. Frühstücksbuffet
- Besuch bei Lamborghini, inkl. Abendessen
- Besuch bei Ducati und Pagani
- Besuch bei Ferrari, inkl. Mittagessen
- Parmigiano-Degustation, Altstadttrundgang, exkl. Abschiedsessen
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

Spezialpreise:

Fr. 2280.– pro Person, EZ-Zuschlag: Fr. 400.–
Begleitete Testfahrt im Ferrari F430
(Option: Fr. 150.–, 30 Min.)

Limitierte Teilnehmerzahl:

Maximal 20 Gäste pro Reiseternin. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular über www.weltwoche.ch/platinclub oder Tel. 091 752 35 20, E-Mail: n.nessi@mondial-tours.com

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

www.weltwoche.ch/platinclub



Perfekte Tarnung

Der britische Spion Guy Burgess übermittelte den Sowjets jahrelang geheime Papiere der Westalliierten. Viele Unterlagen erhielt er von seinem Liebhaber in der Schweizer Botschaft in London.

Er hiess Orange. Oder wenigstens nannte ihn der englische Doppelagent Guy Burgess so – seinen Lover Eric Kessler. «Orange» war kein verquaster Kosenamen, sondern diente der Tarnung. Denn Kessler hatte als Presseattaché der Schweizer Botschaft in London Einsicht in die Unterlagen, die zwischen dem Bundeshaus und der Gesandtschaft verschickt wurden. Kessler war ein überzeugter Antifaschist, und wiewohl verheiratet, verliebte er sich in den flamboyanten Guy Burgess (1911–1963), der ihn 1938 für den britischen Geheimdienst MI5 rekrutierte. Besonders brisant daran: Kessler habe gewusst, dass Burgess auch für die Russen arbeitete.

Das behauptet zumindest der englische Publizist Andrew Lownie in seiner neuen Biografie «Stalin's Englishman», in der er das bunte Leben des Doppelagenten Burgess neu erzählt – mit den gesammelten Zeugnissen zahlreicher Menschen, die ihn gekannt hatten. So entsteht das Bild eines intellektuellen Cambridge-Absolventen, der zum verblendeten Überzeugungstäter wurde und an ein stalinistisches Paradies glaubte. Gleichzeitig war er ein Filou, der am besten tickte, wenn er einen, zwei intus hatte, und das war fast immer der Fall. Zudem liess er keinen Mann unbehelligt, der ihm halbwegs gefiel, und gefallen wiederum taten ihm eigentlich alle.

Ungestilltes Geltungsbedürfnis

Guy Burgess entstammte einer gutbürgerlichen Familie in Südengland. Sein Vater verstarb früh; der Sohn fühlte sich stark zur Mutter hingezogen und unternahm alles, um ihr zu gefallen. Biograf Lownie leitet daraus die massgebliche Charaktereigenschaft von Burgess ab: ein ungestilltes Geltungsbedürfnis, das er mit unbändigem Intrigieren verband.

Der junge Burgess absolvierte die Ausbildung, die einem englischen Gentleman zustand: Eton College, Ausbildung an der Marineschule in Dartmouth, dann an der Universität Cambridge. Guy Burgess lernte in diesen Institutionen jede Form der Autorität und die Bürgergesellschaft insgesamt zu verachten. Sein Kommilitone und späterer Freund Kim Philby rekrutierte ihn 1933/34 in Cambridge für Moskaus Dienste, Burgess gab sich fortan zur Tarnung als bürgerlicher Reaktionär, kam über die BBC ins Aussenministerium und von dort zum britischen Geheimdienst sowie auf die Botschaft in Washington.

Burgess entsprach aber keineswegs dem James-Bond-Image, das man gemeinhin mit Agenten verbindet. Immer wieder beklagten seine Vorgesetzten – im britischen Aussenministerium oder beim Geheimdienst MI5 –, wie ungepflegt der Mann war: «Anzug überall bekleckert, rabenschwarze Fingernägel», heisst es in einem Qualifikationsbericht. Bis heute bleibt ein Rätsel, warum niemand diesen Burgess als Sicherheitsrisiko einstufte. Wahrscheinlich trifft Lownies banale Einschätzung zu: In den Führungsetagen konnte man sich nicht vorstellen, dass «einer von uns», also ein Eton- und Cambridge-Absolvent, zum Landesverrat taugte. Burgess' chaotischer Lebensstil diente als perfekte Tarnung. Zumal er zu später Stunde gerne damit prahlte, im Solde Moskaus zu stehen. Keiner glaubte ihm.

Trotz all seiner Unzuverlässigkeit: Der Schweizer Kessler verliebte sich Hals über Kopf in Burgess und war ihm laut dieser neuen Biografie gerne zu Diensten. Kessler war ursprünglich Londoner Korrespondent der *Neuen Zürcher Zeitung*, kam in den dreissiger Jahren in den diplomatischen Dienst Berns und kehrte später zur NZZ zurück. Als angeblichen «Beweis» für Kesslers Wissen um den Geheimnisverrat von Burgess an die Russen führt Autor Lownie die Weltanschauung von dessen Schweizer Infor-

manten an. Dieser sei zwar kein Kommunist gewesen wie Burgess, aber er habe in der stalinistischen Sowjetunion ein Gegengewicht zur US-amerikanischen Hegemonie gesehen. Allerdings bezeichnet das Nachschlagewerk «The A to Z of British Intelligence» Kessler lediglich als eine «Quelle», der seinen Liebhaber mehr oder weniger «unschuldig» mit Nachrichten versorgte. Kessler war zudem zu keinem Zeitpunkt der einzige Agent zu Burgess' Diensten; dieser hielt sich einen ganzen Ring – und schlief gleich mit den meisten von ihnen. Das förderte die Loyalität.

Die sowjetische Spionagetätigkeit in Grossbritannien war zu Beginn des Krieges enorm. Autor Lownie schreibt von fast 8000 klassi-

In den Führungsetagen konnte man sich nicht vorstellen, dass «einer von uns» zum Landesverrat taugte.

fizierten diplomatischen Dokumenten, die 1941 nach Moskau übermittelt wurden, und von mehr als 700 militärischen Papieren. 1951 erhielt Burgess die Warnung, dass er und ein Mitspion, der verheiratete Donald Maclean, enttarnt seien. Den beiden gelang eine abenteuerliche Flucht über den Kanal nach Frankreich, von dort nach Genf. In Bern erhielten sie von der russischen Botschaft gefälschte Papiere und reisten gemütlich nach Moskau weiter – wo sie in Verbitterung versanken. Guy Burgess verstarb 1963, ohne je wieder britischen Boden betreten zu haben. *Rolf Hürzeler*

Andrew Lownie: *Stalin's Englishman*. Hodder & Stoughton. 448 S., Fr. 47.90



Er hiess «Orange»: Doppelagent Burgess.

Die Abenteuer der Eltern

Catalin Dorian Florescu gehört zu jenen Schriftstellern, die genau recherchieren. Das Ergebnis ist ein Glücksfall für die Literatur, wie sein jüngster Roman «Der Mann, der das Glück bringt» zeigt. *Von Pia Reinacher*

Man glaubt es ihm auf der Stelle, dass er schon als Kind viel gelesen hat. Catalin Dorian Florescu, der 1967 in Temeschwar in Rumänien geborene Schriftsteller, der fünfzehnjährig mit seinen Eltern nach Zürich kam, ist ein Grenzgänger zwischen den Welten. Nabelschnur zu seiner alten Heimat sind die Bücher. Die Mutter besass eine umfangreiche Bibliothek, las viel und führte ihn in den Kosmos der Literatur ein. Der Vater, ein Ingenieur, war für das Praktische zuständig. Florescu besass eine kleine Kinderbibliothek – als er mit seinen Eltern flüchtete, durfte er genau ein Buch mitnehmen.

Wer sich in den neuen, seinen sechsten Roman, «Der Mann, der das Glück bringt», einliest, verliert sich sogleich in der melodiosen, plastischen, vielgestaltigen Sprache. Sie lullt den Leser ein und zieht ihn mit. Ein entscheidender Vorzug und eine Sprachkompetenz, um nicht zu sagen: eine Sprachmacht, die man bei so vielen zeitgenössischen Schriftstellern vermisst. Dies ist umso verblüffender, als Catalin Dorian Florescu als Fünfzehnjähriger kein Wort Deutsch sprach und sich die neue Heimat erst mal sprachlich erobern musste. Dieser Schriftsteller war immer ein süchtiger Leser – seine Vorbilder suchte er dabei in der Weltliteratur. Als Kind las er Jules Vernes, Charles Dickens, Jack London – oder «Die drei Musketiere» von Alexandre Dumas und «Winnetou» von Karl May. Später waren es dann Werke aus allen Ecken der Weltliteratur – einfach alles, was ihm unter die Finger kam.

Ottermäntel mit Zobelkragen

Eine solche Schulung der Sprache schlägt sich natürlich in den Texten eines Autors nieder. Florescus neues Buch, «Der Mann, der das Glück bringt», ist förmlich damit imprägniert. Von Anfang an lässt er vor dem inneren Auge des Lesers wie auf riesigen Leinwänden expressive, unverwechselbare Bildersequenzen vorüberziehen, die eine neue, eine vergangene, untergegangene Welt ins Buch bringen: «Die Frauen trugen Kleider aus Seide, Samt und Brokat, duftige Stoffe mit Spitzen bedeckt, schwarze Atlasgürtel, Schärpen aus Seidengaze. Die Männer Zylinder aus hellgelbem Baststroh mit schwarzem, breitem Moiréband oder aus weissem Filz. Ottermäntel mit Zobelkragen. Seinesgleichen hingegen nur speckige Mützen, zerlumpte, ausgebeulte Hosen und Jacken und oft gar keine Schuhe.» Unter so einer Beschreibung kann der Leser sich etwas vorstellen. Und noch etwas fällt auf: Florescu hat ein feines Gespür

für ironische, unterhaltsame Pointen, für entlarvende, unernste Anekdoten, für spielerische, launige Einsprengsel – Eigenschaften, die ein Buch auszeichnen, weil sie die Fantasie anregen. Einmal berichtet er von einem italienischen Jungen, der mit Inbrunst vom Wunder von Palmi erzählt. Für seine Zuhörer imitiert er lustvoll die Statue der Heiligen Jungfrau, die – ob man es glaubt oder nicht – während dreier Tage die Augen bewegte und dabei jeweils die Gesichtsfarbe wechselte.

Es geht im Roman «Der Mann, der das Glück bringt» um das New York des 19. Jahrhunderts. Catalin Dorian Florescu spannt den zeitlichen und erzählerischen Bogen von damals bis in die

Florescu hat ein feines Gespür für ironische Pointen, entlarvende Anekdoten, launige Einsprengsel.

Gegenwart. Er erzählt seine Geschichte im Wechsel der Perspektiven zweier unterschiedlicher Stimmen. Ray, ein kleiner Entertainer aus New York, der auf den entscheidenden Durchbruch hofft, und Elena, eine Fischerstochter aus dem Donaudelta, lernen sich 2001 nach einem dramatischen Tag kennen. Sie muss die Asche ihrer Grossmutter nach New York bringen, er will die hochfliegenden Pläne, die sein Grossvater mit ihm hatte, nicht enttäuschen. Gemeinsam verstecken sie sich in einem Keller und bleiben für die Dauer einer Nacht zusammen. Miteinander vertraut und einander nah werden sie durch das Erzählen von Geschichten – durch das zunehmende Vertrauen in die Sprache des anderen. Sie tauschen sich über das Schicksal und die Abenteuer ihrer Eltern und Grosseltern aus. Erzählend weicht jeder den anderen Zug um Zug in seine so unterschiedlichen Familiengeheimnisse ein. Rays Grossvater stand am 1. Januar auf halber Strecke zwischen der Brooklyn Bridge und dem Rutgers Slip, wo er jeweils im Sommer badete. Was für eine bildmächtige Szene sich da bietet! Der Grossvater sieht zu, wie ein alter, bärbeissiger Kapitän die Leichen der Selbstmörder und Untergegangenen aus dem Fluss fischt. Es ist Routinearbeit. Er tut es mürrisch und abgestumpft. Zweimal in der Woche bringt das Schiff frische Tote hinüber nach Hart Island. Es ist ein Abbild des Scheiterns der Zukurzgekommenen, der auf Abwege Geratenen, der strauchelnden Tagediebe, der verzweifelten Kleinbürger, die nie eine Chance hatten, und der Immigranten, die all



Der Schriftsteller als süchtiger Leser:

ihre Hoffnungen und Träume zerschlagen sehen. Der Grossvater, ein Junge von vierzehn Jahren, ist es gewohnt, den Dampfer dabei zu beobachten, wie er sich vom Pier löst, um träge Kurs auf den Armenfriedhof zu nehmen. Jedes Mal schwört er sich dabei, niemals unter den Verlorenen zu sein. Sein Überlebenswille wächst mit jedem Toten, niemals will er auf diese Weise aus dem Leben gespült werden.

Catalin Dorian Florescu hat bei der Konzeption des Buches diese Szene von Anfang an überscharf vor Augen gehabt. Dass sie zur fantastischen Eröffnungsszene werden könnte, war ihm nicht klar. Man navigiere beim Schreiben anfangs wie durch den Nebel, sagte er einmal, ein paar Kristallisationspunkte verschafften einem wie Inseln Orientierungspunkte. Man könne dabei nur hoffen, dass die Instrumente, die man verwende, gut kalibriert seien: Empathie, Lebenserfahrung und die Vorstellung davon, was menschliche Existenz ausmache. Die Logik des Textes treibe den Schrift-



Catalin Dorian Florescu.

steller voran – der sich dem Strom der Erfindungen ausliefern müsse wie ein Schwimmer der Strömung.

Der Mensch im Kampf mit der Natur

Ein hohes Mass an Empathie hat sich der Schriftsteller vor allem auch durch seinen Brotberuf erworben: Er studierte an der Universität Zürich Psychologie und Psychopathologie und arbeitete während sechs Jahren in einem Rehabilitationszentrum für Drogenabhängige. Und er gehört zu jenen Schriftstellern, die die Einfälle nicht einfach aus dem Ärmel schütteln, sondern genau recherchieren. Für den neuen Roman hat er diverse Reisen nach Amerika unternommen. In New York liess er sich tagelang durch die Strassen der Grossstadt spülen, atmete die Atmosphäre der ruhelosen Stadt ein, beobachtete die Menschen, prägte sich die Topologie ein und suchte die Schauplätze für die Handlung seines Romans. Und er durchkämmte umfangreiches Dokumentations- und

Anschauungsmaterial in Bibliotheken, vor allem im Radio- und Fernsehmuseum, das über ein riesiges Archiv aus den Fünfzigern verfügt, aber auch im Museum über das Immigrantenghetto an der Lower East Side. Er fuhr zudem ins rumänische Donaudelta, um zu erfahren, wie der Mensch gelernt hatte, sich im Kampf mit der gewalttätigen Natur zu arrangieren.

Das Ergebnis der harten Arbeit ist ein Glücksfall für die Literatur. Man sollte aufhören, darüber nachzudenken, ob das nun etwas mit der Identität des in die Schweiz immigrierten Rumänen zu tun habe, ob wohl die Fabulierefreude dem rumänischen Erbe und der Sinn für das Urbane der Schweizer Identität zu verdanken sei, sondern sollte sich ganz einfach am spannenden Plot, an der überschwappenden Fantasie und der Lebendigkeit dieser glitzernden Bildmaschine freuen.

Catalin Dorian Florescu: Der Mann, der das Glück bringt. C.H. Beck. 327 S., Fr. 28.90

Sprache

Züricher

Vom Canal Grande über Mönchaltorf auf den See der Limmatstadt. Von Max Wey

Beamen (Teleportation) ist lustig; es geht schnell und ist umweltschonend. Ich beame mich also nach Venedig. Ich weiss, Beamen ist Science-Fiction. Aber das wird schon noch. Auch Wissenschaftler lassen sich von Science-Fiction-Filmen inspirieren. Der Grund für meinen Kurztrip ist der Canale Grande, so wird er immer wieder geschrieben, unter anderem in *20 Minuten* und im *Schweizer Monat*. Er heisst Canal Grande. Das hätte man auch auf Wikipedia nachschauen können. Die Sache ist die: Wikipedia ist schön und gut, aber Venedig ist schön, dass es weh tut. «Canal» sei venezianischer Dialekt für das italienische «canale», so hat man es mir jedenfalls vor Jahren in Venedig erklärt.

Nun geht's nach Mönchaltorf. Ja, das wird ein Kulturschock, aber es muss sein. Ich möchte ja nur sichergehen, dass es nicht Mönchaltdorf heisst, wie ich immer wieder lese. Meine Vermutung bestätigt sich: kein d, nirgends (Fehraltorf hat mit dem gleichen Problem zu kämpfen). Der Grund: Der Name geht auf die alemannische Siedlung Altorf zurück; diese wird 744 nach Christus vom Abt von St. Gallen übernommen und heisst ab da Mönch-Altorf. Dass es von hier nicht weit ist bis zum Pfannenstiel, kommt mir zupass. Von der früheren Schreibweise Pfannenstil ist man abgekommen; der leicht geschwungene Hügelzug erinnert an den Holzstiel einer alten Pfanne. Es gibt ein Restaurant «Pfannenstiel», und auf dem Zürichsee verkehrt ein Motorschiff gleichen Namens.

Apropos Zürichsee. Er könnte ja auch Zürchersee oder Zürichersee heissen. Dann aber kämen Fragen auf. Schreibt man nun Zürcher See oder Zürchersee? In der Schweiz werden die Seen generell zusammengeschrieben (Zugersee). Also ist es gut, dass er Zürichsee heisst (wie Murtensee). In Zürich wohnen die Züricher. Doch, doch. Sicher kennen Sie die «Züricher Novellen» von Gottfried Keller. Von Züricher Hochschulen ist die Rede (*Tages-Anzeiger*), das *Migros-Magazin* schreibt von Pastmilch aus dem Züricher Oberland, und die *Süddeutsche Zeitung* erwähnt die Züricher Fifa-Zentrale. Die dürfen das. Deutsche Journalisten dürfen in deutschen Zeitungen von Zürichern schreiben, in Schweizer Zeitungen sollten sie die Lokalform «Zürcher» verwenden; verboten ist es aber, selbst in Deutschland, die Züricher Kantonalbank (*Schweizer Bauer, Südostschweiz*) zu erwähnen. Jetzt beame ich mich für ein Feierabendbierchen nach Deppendorf (Nordrhein-Westfalen).

Top 10

Knorr's Liste

1	The Revenant	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
2	Brooklyn	★★★★☆
	Regie: John Crowley	
3	The Danish Girl	★★★★☆
	Regie: Tom Hooper	
4	Joy	★★★★☆
	Regie: David O. Russell	
5	The Big Short	★★★★☆
	Regie: Adam McKay	
6	Heidi	★★★★☆
	Regie: Alain Gsponer	
7	Schellen-Ursli	★★★★☆
	Regie: Xavier Koller	
8	The Hateful Eight	★★★★☆
	Regie: Quentin Tarantino	
9	Creed – Rocky's Legacy	★★★☆☆
	Regie: Ryan Coogler	
10	Star Wars: The Force Awakens	★★★☆☆
	Regie: J. J. Abrams	

Kinozuschauer

1 (-)	The Hateful Eight	32 939
	Regie: Quentin Tarantino	
2 (1)	The Revenant	21 259
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
3 (-)	Alvin and the Chipmunks	19 741
	Regie: Walt Becker	
4 (2)	Heidi	16 823
	Regie: Alain Gsponer	
5 (-)	Ride Along 2	12 909
	Regie: Tim Story	
6 (-)	Der grosse Sommer	11 388
	Regie: Stefan Jäger	
7 (3)	Point Break (3-D)	9 619
	Regie: Ericson Core	
8 (5)	Bibi & Tina – Mädchen gegen ...	9 224
	Regie: Detlev Buck	
9 (4)	Creed	6 758
	Regie: Ryan Coogler	
10 (7)	Die dunkle Seite des Mondes	6 432
	Regie: Stephan Rick	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Maze Runner (Fox)
2 (1)	Straight Outta Compton (Universal)
3 (3)	Honig im Kopf (Warner)
4 (4)	Vacation (Warner)
5 (2)	Southpaw (Ascot)
6 (-)	Hannibal – Staffel 3 (Impuls)
7 (-)	Bone Tomahawk (Rainbow)
8 (6)	Mission: Impossible 5 (Rainbow)
9 (5)	The Transporter Refueled (Rainbow)
10 (9)	Minions (Universal)

Quelle: Media Control



Perspektive aus der Unterschicht: Maud Watts (Carey Mulligan) in «Suffragette».

Kino

Mit bleicher Glut

«Suffragette» ist erstaunlicherweise der erste Spielfilm, der die Geschichte des Frauenstimmrechts erzählt.

Von Wolfram Knorr

Der Aufstieg aus dem Elend schafft halt immer noch die wirkungsvollsten Effekte, wenn es um Dramen gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung geht. Das Mendeln von ganz unten nach oben ist Garant für identitätsstiftende Emotionalisierung. Aus diesem Grund entschieden sich Regisseurin Sarah Gavron («Brick Lane») und Autorin Abi Morgan («The Iron Lady») für die fiktive Figur der Wäscherin Maud Watts (Carey Mulligan), um an ihrem Schicksal die Geschichte der Suffragetten zu erzählen, die Mitte des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts in England (und in den USA) mit Vehemenz für die Rechte der Frauen auf die Barrikaden gingen. Ursprünglich hatten sie die historisch belegte Person Alice Haughton im Fokus, Gattin eines Parlamentariers. Sie wäre typischer für die Mehrzahl der aus dem bürgerlichen Milieu stammenden Suffragetten («suffrage», frz./engl. für Wahlrecht) gewesen. Aber die Perspektive aus der Unterschicht garantiert eben heftigeres, emotionales Engagement.

Fast schon eine Passionsgeschichte

Und so beginnt in der diesigen, erstickend-feuchten Luft einer Wäscherei im Londoner East End, zwischen rüd-geilen Aufpassern und geknechteten Mädchen am Wäschetrog, die gesellschaftliche Bewusstwerdung von Maud

Watts, die zugleich auch fast eine Passionsgeschichte ist. Schon als Kind, mit sieben Jahren, hatte sie nur Laken in Seifenlauge gekannt. Später heiratete sie den Kollegen Sonny (Ben Wislaw), mit dem sie einen kleinen Jungen hat.

Eines Tages, bei der Erledigung eines Geschäfts, gerät sie zwischen Frauen, die Steine in Schaufenster von Modegeschäften schmeissen; unter ihnen entdeckt sie ihre Kollegin Violet (Anne-Marie Duff). Maud mag diese kämpferisch-keifenden Frauen nicht, kapiert ihre Forderungen nicht, nimmt aber trotzdem an einem ihrer geheimen Treffen teil. Beeindruckt von der Solidarität und einer Rede der charismatischen Emmeline Pankhurst (Meryl Streep), die 1903 die Women's Social and Political Union gegründet hatte, beginnt sie sich zu engagieren und beteiligt sich bald mit Feuer und Flamme an militanten Aktionen.

Zwischen «Olivia Twist» und Jeanne d'Arc

Für Maud wird das auch zu einer Höllenfahrt, die über Demütigungen und Schikanen in den Knast führt. Der Gatte wirft sie aus der Wohnung, und zum seelischen Tiefschlag holt ihr Mann aus, als er ihren Jungen zur Adoption freigibt. Müttern war jegliches Mitspracherecht verwehrt. Carey Mulligan, eine Mischung aus einer «Olivia Twist» und Jeanne d'Arc, spielt ihre Befreiung aus der Tretmüh-

len-Knechtschaft mit bleicher Glut, jede Sentimentalität vermeidend. Ein wenig den bürgerlichen Background verkörpert die Apothekerin und Aktivistin Edith Ellyn (Helena Bonham Carter), die Maud unter ihre Fittiche nimmt.

Eigentlich erstaunlich, dass in einer Zeit des Kampfs um Bürger- und Minderheitenrechte, der Quotenforderungen und Frauenproteste für Lohngleichheit ein Film über die Geschichte des Frauenstimmrechts so spät entstanden ist. Aber in der Schweiz wurde es auch erst 1972 eingeführt. ★★★★★

Weitere Premieren

Nichts passiert — Eigentlich hätte Thomas (Devid Striesow) das Zeug zum Helden-Typ unserer Zeit. Wer sich die Polit-Talkshows von «Hart, aber fair» über «Anne Will» bis «Maybrit Illner» ansieht und den Parteien-Vertretern zuhört, wie sie um den heissen Brei – von der Flüchtlingsfrage über die Kölner Silvesternacht bis zur Euro-Krise – eiern, um ja nicht die Dinge beim Namen zu nennen (man könnte sich in die Nesseln setzen, der Partei schaden, den Einfluss schädigen etc.), der hat vor sich, was sich Micha Lewinsky («Die Standesbeamtin») mit Thomas ausgedacht hat: den Alles-schön-Redenden, den Wahrheitsverdränger, dessen Lieblingsfloskel lautet: «Man kann ja miteinander reden.» Völlig wurscht, ob's überhaupt noch was zu berechnen gibt. Nur leider bleibt dieser wunderbare Typus einfach zu bieder, um die Beachtung zu finden, die er verdient hätte; und das liegt an der Story und ihrer schlichten Fernsehfilm-Ästhetik. Thomas macht mit seiner Frau Martina (Maren Eggert) und Tochter Jenny (Lotte Becker) Skiferien in den Schweizer Alpen und nimmt, zu Jennys Verdruss, auch noch Sarah (Annina Walt) mit, die Tochter seines Chefs. Animositäten bügelt Thomas weg, und als es im Bergkaff Probleme mit ortsansässigen Burschen in der Disco gibt und Sarah in die Bredouille gerät, fühlt sich Thomas natürlich verantwortlich und

reitet sich selber immer tiefer in den Schlamm. Lewinsky wollte aus dem Stoff (leider) keine Komödie machen, sondern eine schwarze Gesellschaftssatire. Nichts dagegen, nur bleibt, angesichts der Anhäufung von unmöglichen Situationen, die Glaubwürdigkeit auf der Strecke. Striesow allerdings ist wunderbar als gnadenloser Verdränger. (Läuft ab 11. 2.) ★★★★★

El abrazo de la serpiente — Ein irrer Trip ins Herz der Finsternis: In Schwarzweiss und auf breiter Leinwand entwickelt der kolumbianische Regisseur Ciro Guerra mit seiner Reise in die Tiefen des Amazonas einen ungeheuren suggestiven Sog, dem man sich nicht entziehen kann. Es geht um zwei Forscher, die zu unterschiedlichen Zeiten gelebt haben und die mit Hilfe eines Schamanen eine Wunderpflanze finden wollen. Einmal ist es der deutsche Ethnologe Theodor Koch-Grünberg, der sich 1909 auf



Irrer Trip: «El abrazo de la serpiente».

die Suche macht, dann der Botaniker Richard Evan Schultes im Jahre 1940. Womit beide konfrontiert sind, ist die systematische Zerstörung der Landschaft und der Bevölkerung durch den Kolonialismus. Es sind teilweise horrorhafte Situationen, immer von magisch-beunruhigender Kraft, nie grossmannsüchtig (wie bei Werner Herzog) oder belehrend. Nicht umsonst Oscar-nominiert. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Die Finanzsatire «The Big Short» ist für den Oscar als bester Film nominiert und hat hymnische Kritiken. Ich habe ihn mir angesehen und komme mir wie ein Idiot vor, weil ich die Finanztransaktionen der Typen nicht kapiert habe. Schon klar, es geht um die Immobilienblase. Liegt an mir, oder sind die Kritiker Heuchler? W. G., Zürich



Weder noch. Wie das im Einzelnen konkret funktioniert, kann der Film gar nicht vermitteln. Er ist schliesslich kein Volkshochschulkurs, sondern rasantes Entertainment. Des-

halb auch die exzellente Besetzung, die diese Hedge-Funds-Heinis als wunderbare Typologie präsentiert. Das alleine ist doch schon erhellend. Einer von denen, das wird schon deutlich, hat die Blase kommen sehen und mit anderen gegen den Markt spekuliert. Im Übrigen: Auch in der Vorlage, dem wunderbaren Sachbuch von Michael Lewis («The Big Short», Goldman) bleibt ein Rest «Schamanentum» für alle, die nicht aus der Branche sind.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

No-Nonsense Music

Von Peter Rüedi

Jazz ist Kommunikation, zumindest der von Joe Haider, der am vergangenen 3. Januar achtzig Jahre alt geworden ist. Grandseigneur Haider ist ein *survivor*, «ein Überbleibsel einer anderen Generation», wie er selber sagt, aber ein besonders lebendiges: sprühend vor Energie, witzig und ernsthaft. So einen mag keiner «eine Institution» nennen, obwohl er das in mehr als einer Hinsicht ist. Haiders Jazz hatte immer «den Zug nach aussen». Er wollte die Leute mitreissen, seine Partner zuerst, aber dann vor allem sein Publikum. Früh als Pianist ausgebildet, zeitweise auch auf der Musikhochschule, wurde er durch das geprägt, was der grosse Schlagzeuger Max Roach einmal «the academy of the street» nannte: In den sechziger Jahren wurde er Hauspianist des Münchner Klubs «Domicile». Der war bald eine der ersten Adressen der europäischen Szene, ein Klub noch im alten Sinn, wo die engagierten Gäste (die Crème der europäischen Musiker, die zahlreichen *Americans in Europe* und eigens aus den USA engagierte Grössen) während Wochen, ja Monaten auftreten und den Feinschliff mit der gesetzten Rhythmusgruppe perfektionieren konnten. Haiders Jazz, ob in seinen Trios, seinem stupenden Quartett mit Heinz Bigler, Peter Giger und Isla Eckinger (Four for Jazz) oder in Big Bands (etwa der mit Slide Hampton), war immer das, was selbsternannte Avantgardisten etwas verächtlich «modern mainstream», Kenner und Musiker selbst «no-nonsense music» nannten. Kommunikator war Haider auch als Vermittler für jüngere Kollegen: 1984 bis 1995 leitete er, in voller Kenntnis der Grenzen akademischer Pädagogik im Jazz, die Swiss Jazz School in Bern. Jetzt hat der Altmeister sich und uns zum Geburtstag die schöne CD «Keep It Dark» geschenkt: ein aus Schweizer Spitzenmusikern hochkarätig besetztes Nonett (u.a. Daniel Blanc, Domenic Landolf, Matthias Spillmann, René Mosele, Dominic Egli) plus ein erstaunlich kraftvoll agierendes, nie nur dekoratives Streichquartett. Kluge Arrangements, nie von des Gedankens Blässe angekränkelt. Am schönsten: die Balladen, allen voran Haiders Hommage an seine Mutter, «Maria Magdalena».



Joe Haider Jazz Orchestra:
Keep It Dark.
Double Moon DMCHR71172

Alterslose Schönheit

Neue Trends für jüngeres Aussehen; schwierige Lage am See; erster Film von Arthur Cohns Kindern. *Von Hildegard Schwaninger*



Cocktail prolongé: Gynäkologinnen von Seefried (l.), Hunter.

Gesundheit und Vitalität bis ins Alter, das wünscht sich jeder, und so setzt Gynäkologin **Bettina von Seefried** in ihrer neuen Praxis im Zürcher Seefeld einen Akzent auf «better aging». Zur Promotion dieses Prophylaxe-Programms lud sie zu einem Cocktail prolongé mit Kurzvorträgen ihrer Kollegin **Julia Tatum Hunter** aus Beverly Hills. Das Interesse war gross, das Auditorium in der Klinik Hirslanden voll besetzt. Gepflegte und guterhaltene Frauen, strotzend vor Spannkraft und Jugendlichkeit, lauschten der Dermatologin Hunter, die als Erfinderin der «Wholistic Dermatology» gilt. Die Referentin selbst überzeugte mit altersloser Attraktivität. Die beste Reklame für ihre eigenen Produkte, von denen sie Münsterchen verteilte, welche die Ladys – die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt



Erfolgreich: Mandana Péclard.

– in ihre teuren Chanel- und Hermès-Handtaschen steckten. Drei Tage weilte Hunter in Zürich; für 700 Franken konnte man sich sein individuelles «better aging»-Programm zusammenstellen lassen.

Michel Péclard ist ein umtriebiger Gastronom (ein Dutzend Betriebe in Zürich und Arosa); auch seine Ex-Frau, mit der er zwei Söhne hat, ist erfolgreich. Als Ärztin. Die geborene Iranerin **Mandana Péclard** kam mit zwölf Jahren in die Schweiz, liess sich hier zur Dermatologin ausbilden. Am 1. Februar hat sie ihre eigene Praxis eröffnet. Gleich über der «Milchbar», einem der von ihrem Ex geführten Restaurants beim Zürcher Paradeplatz.

Mandana Péclard arbeitete elf Jahre beim Dermatologen **René Rüdlinger** in der Causa Dermis, jetzt kam der Moment, sich selbständig zu machen.

Die Hautärztin macht alles, was nicht invasiv ist. Keine Schönheitschirurgie, nichts mit dem Messer. Sie ist spezialisiert auf vieles, was ästhetische Probleme beseitigt und den Alterungsprozess verzögert. Botox, Filling, Fettabsaugen, Licht- und Laserbehandlungen gegen Falten, Flecken, Couperose und was es sonst an Hässlichem so gibt.

Jedes Jahr geht Péclard in die USA zur Fortbildung, von da brachte sie etwas Neues mit, das dort seit drei Jahren praktiziert wird:

«Miradry», eine langfristige Lösung gegen – wieder so ein hässliches Wort – Achselschweiss.

Im «Milchbar»-Haus im zweiten Stock hat Péclard sieben Zimmer bezogen; eine Kosmetikerin und eine Assistentin stehen ihr zur Seite. Im Zeitalter der Selbstoptimierung kann sie mit Patienteninteresse rechnen. Es liegt im Trend, dass Frauen statt zum Lunch zur Botox-Behandlung gehen. Hoffentlich hat das keinen Einfluss auf die Umsätze in der «Milchbar».

Das Restaurant «Louis», das **Lars Krauss**, der Walliser, der früher im Coiffeur-gewerbe tätig war (als Gefährte von Star-Figaro **Charles Aellen**), mit viel Mut eröffnete, ist wieder geschlossen. Das Glück dauerte vierzehn Monate. Über der Adresse Seestrasse 457 in Wollishofen scheint – trotz phänomenaler Lage am Zürichsee – der Pleitegeier zu kreisen. Schon **Jeannine Meili**, die äusserst erfolgreiche Gastro-Lady von der Goldküste («Pflugstein» in Erlenbach, «Rebe» in Herrliberg, «Rössli» in Zollikon) scheiterte an dieser Adresse mit dem «Blu». Auch **Wolf Wagschal**, dem Hansdampf in allen Gassen der gehobenen Kulinarik, war an dieser Lage kein Glück beschieden. Auch sein Restaurant «Roi» war ein Kurzspringer.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. So sind auch zwei der Kinder des berühmten



Auszeichnung: Nurith (l.) und Emanuel (M.) Cohn.

Basler Filmproduzenten **Arthur Cohn** erfolgreich in der Filmbranche tätig. Die Geschwister **Nurith** und **Emanuel Cohn** haben ihren ersten Film gedreht; sie wurden am Jerusalem Jewish Film Festival in der Kategorie «Bester israelischer Kurzfilm» mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Der Film heisst «Der kleine Diktator», ist eine Hommage an **Charlie Chaplin**, Nurith Cohn führt Regie, Emanuel Cohn schrieb das Drehbuch und spielt die Hauptrolle. Die Heimat des Geschwisterpaars ist Basel, dort haben die beiden Jungfilmer ihre Schulzeit verbracht.

Im Internet

www.schwangerpost.com

Reiches Leben

Die Kindergärtnerin Theres Balmer, 39, und der Landschaftsarchitekt Lorenz Siegenthaler, 41, haben kürzlich geheiratet.



«Einfach perfekt»: Ehepaar Siegenthaler-Balmer.

Theres: Als wir noch kein Jahr zusammen waren, stiessen wir auf ein Inserat, in dem ein ehemaliges, etwas abgelegenes Bauernhaus angeboten wurde. Wir meldeten uns spontan, ohne uns wirklich überlegt zu haben, ob wir für das Zusammenleben bereit wären. Wir besichtigten das Objekt neugierig, und später erhielten wir tatsächlich die Zusage. Uns war sofort klar, dass wir diese Chance packen würden. Mit dem Haus im Grünen, dem grossen Umschwung und Garten sowie dem Stall für meine Pferde ging für uns beide ein Traum in Erfüllung. Seither sind zehn Jahre vergangen.

Lorenz: Obwohl wir aus beruflich verschiedenen Umfeldern stammen und eigene Hobbys pflegen, haben wir eine starke gemeinsame Lebensvorstellung und auch eine grosse Übereinstimmung in der Art der Freizeitgestaltung. Wir lassen uns gerne vom andern für etwas begeistern.

Theres: Was uns zusammenbrachte und zusammenhält, ist unsere Neugierde und Offenheit. Wir interessieren uns für das Tun und Sein des anderen. Keiner verlangt vom anderen, dass er sich für einen aufgibt. Wichtiger sind übereinstimmende Wert- oder Lebensvorstellungen. Seit unserem ersten Treffen hat sich bei mir ein Gefühl der Ruhe und Sicher-

heit eingestellt. Ich hatte damals das Gefühl, angekommen zu sein, und dieses Gefühl überdauerte auch schadlos die erste Verliebtheit. Heute sind wir ein Liebespaar und ein tolles Team.

Lorenz: Der Wunsch zu heiraten, war wohl immer latent vorhanden. Als wir erfuhren, dass wir Eltern würden, war es für uns klar, dass wir unserem Sohn ein sicheres und behagliches Nest zum Aufwachsen bieten. Dazu gehört auch, als Eltern klar zu signalisieren, dass wir zusammengehören. Ich empfinde mein Leben als sehr reich. An meiner Frau gefällt mir einfach alles, das Optische, aber auch ihre kommunikative und herzliche Art. Ihre Begeisterungsfähigkeit und die Offenheit gegenüber dem, was das Leben bietet, ist ein Geschenk für mich, ebenso wie ihre Liebe.

Theres: Das Gefühl, am Hochzeitsmorgen in mein Kleid zu schlüpfen, bleibt unvergesslich. Den Morgen verbrachten wir beim Fotoshooting im Garten von Schloss Wildegg. Für die Trauung in der Kirche wurde ich von meinem Vater zum Altar geführt und symbolisch an Lorenz übergeben. Dieser Moment war sehr bewegend, obwohl wir uns alle doch schon so lange kennen. Der Gottesdienst war feierlich und ergreifend. Unser kleiner Emil schaute dem Ganzen vom Schoss seiner Gotte aus zu. Als es aber um das Jawort ging, meldete er sich lautstark und gab erst Ruhe, als er in meinen Armen war und ganz nahe mit dabei sein durfte.

Lorenz: Zum Hochzeitsfest am Abend wurden wir in einem 1969er Cadillac chauffiert. Diese Fahrt war herrlich entspannend und gab uns eine ruhige halbe Stunde zu zweit an dem sonst sehr intensiven Tag. Der Abend war einfach toll: feines Essen, eine schöne Stimmung und gute Unterhaltung. Es war genau so, wie wir Feste gerne feiern: fröhlich und ungezwungen. Auch die von Trauzeugen und Gästen vorbereiteten Überraschungen und Geschenke waren toll, und ihre Anteilnahme an unserem Glück machte dieses einfach perfekt.

www.stretch.ch

Protokoll: Franziska K. Müller

Wer eine Seele tötet

Von Andreas Thiel — Eigentlich ist die Political Correctness eine Katastrophe.

Kritiker: Herr Thiel, neulich besaßen Sie die Unverschämtheit, zu behaupten, die Political Correctness sei «keine moralische Grösse».

Thiel: Die Political Correctness passt sich der jeweiligen Politik an. Sie steht daher für Mitläufertum und Opportunismus und nicht für Moral. Sie ist immer verdächtig. Man sollte sich keinesfalls an der Political Correctness orientieren. Ich empfehle moralische Grössen wie Anstand, Ehrlichkeit, Offenheit, Besonnenheit und so weiter.

Kritiker: Aber wenn Sie den Koran kritisieren, dann ist das weder anständig noch politisch korrekt.

Thiel: Was wäre denn anständig und politisch korrekt in Bezug auf den Koran?

Kritiker: Sie könnten zum Beispiel ruhig einmal erwähnen, dass im Koran auch steht, dass «wer eine Seele ermordet hat, soll sein wie einer, der die ganze Menschheit ermordet hat».

Thiel: Diesen Satz aus dem Koran zu zitieren, ist zwar zurzeit politisch korrekt, aber eigentlich weder anständig noch ehrlich.

Kritiker: Wieso?

Thiel: Mit diesem Satz zitiert Mohammed die Geschichte von Kain und Abel aus dem Alten Testament. Gott habe diesen Satz «an die Kinder Israels» gerichtet, verkündet Mohammed. Es lohnt sich allerdings, die nächsten drei Sätze auch noch zu lesen. Mohammed predigt nämlich schon im darauffolgenden Satz, seither seien viele dieser Kinder Israels «ausschweifend gewesen auf Erden», und dass ihr Lohn nur der sei, dass sie «getötet oder gekreuzigt oder an den Händen und Füssen wechselseitig verstümmelt oder aus dem Lande vertrieben werden».

Kritiker: Mit Ihnen kann man wirklich nicht reden.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Höllischer Syrah

Von Peter Rüedi



Welcher Teufel hat den Arzt Patrick Regamey aus Crans-Montana geritten, als er 2007 das Unternehmen, das er mit zwei önologischen Partnern aus der Finanzbranche gründete, «Histoire d'Enfer» nannte? Die pure Provokationslust eines Quereinsteigers? Jedenfalls beschwören die Weine, die er inzwischen unter Zuzug des burgundischen Önologen Benoît Paris auf relativ bescheidenen sieben Hektar produziert, das Gegenteil. Das infernalische Quartett zieht, sozusagen in Umkehrung der faustischen Geografie («Vom Himmel durch die Welt zur Hölle»), aus den Rebbergen in Corin und Miège, Conthey und Salquenen die himmlischsten Säfte. Insgesamt stellen die so etwas vor wie eine Anthologie des Walliser Weinbaus: Fendant, Humagne blanche, Petite Arvine, Païen unter den Weissen; bei den Roten Humagne rouge, Diolinoir, Cornalin, zwei Qualitäten Syrah und nicht weniger als fünf Varianten von Pinot noir, vom L'Enfer du Désir über L'Enfer du Plaisir, L'Enfer de la Passion bis zum L'Enfer du Calcaire und zum Calcaire Absolu, einem mineralischen Nonplusultra aus alten Reben in Salquenen. Das signalisiert, dass der Doktor und seine Truppe Meister des Marketings sind. Allein, die Qualität des Inhalts hält allemal, was die schicken Etiketten versprechen. Aus dem in der Menge desaströsen, in der Qualität aber grossen Jahr 2013 sei hier der Syrah «L'Enfer de la Patience» besonders empfohlen, der, gelangt man glücklich an ein paar Flaschen, auch seinen happigen Preis wert ist. (Verglichen mit den Bouteillen aus dem Epizentrum der Sorte, der nördlichen Rhone um Côte-Rôtie, ist dieser noch nördlichere Syrah – qualitativ durchaus auf Augenhöhe mit der renommierten Konkurrenz – fast geschenkt.) Insofern ist es unser Glück, dass der Markt die Syrahs aus dem Wallis noch immer etwas unterschätzt. Dieser aus Corin-sur-Sierre ist ein dichtes, komplexes Wunder an überwältigender Frucht (Kirschen, Zwetschgen) und funkelnder, fast bissiger Würze. Wunderbar in seiner Vielschichtigkeit. Unbedingt dekantieren!

Histoire d'Enfer: Syrah L'Enfer de la Patience 2013. 13,3%. Histoire d'Enfer, Corin-sur-Sierre. Fr. 52.–. www.histoiredenfer.ch

Von Japan lernen

Wie japanische Produkte und Aromen die europäische Hochküche beeinflussen: Notizen vom Gourmet-Festival St. Moritz. Von David Schnapp



Grandioses Aromenspiel: Hiroki Yoshitake, Kei Kobayashi, Keisuke Matsushima (im Uhrzeigersinn).

Neben der neuen nordischen Küche mit dem Epizentrum Dänemark hatte die japanische Kochkunst den wohl grössten Einfluss auf die europäische Haute Cuisine in den letzten zehn bis zwanzig Jahren. Das gilt zum einen für Aromenwelten: Yuzu, Shiso, Miso, Soja- oder Teriyaki-Sauce werden heute selbstverständlich in hiesige Gerichte integriert, wenn etwa Peter Knogl in Basel eine frische Auster mit Ponzu (einer Sauce auf Sojabasis mit Zitrusfrüchten) und Apfel-Espuma kombiniert. Oder wenn der junge Norman Fischer (*Weltwoche* Nr. 3/16) Eglifilets aus dem Zürichsee mit einem Soja-Gel würzt.

Am diesjährigen St.-Moritz-Gourmet-Festival war Japan das Thema, wobei drei jüngere Spitzenköche für die europäisch-fernöstliche Brücke der Kulinarik standen, weil sie alle in ihrer Heimat kochen gelernt haben, aber mittlerweile in Europa Restaurants betreiben (Paris und Nizza).

Erst schneiden, dann garen

Der 35-jährige Hiroki Yoshitake aus Paris etwa war verantwortlich für eines der besten Gerichte, die mir in den drei Tagen in St. Moritz serviert wurden. Er belegte ein Stück Seezunge mit einem hauchdünnen Streifen Lardo, briet sie genauso lange, wie nötig, und deckte sie mit allerlei Grünzeug zu: stark geröstetem Rosenkohl, grilliertem, jungem Lauch, Erbsen und

verschiedenen Kräutern und Salaten – ein grandioses Aromenspiel mit frischer Gemüsesüsse und einem breiten Spektrum an Bitternoten.

Oder der 38-jährige Kei Kobayashi, ebenfalls aus Paris und ebenfalls mit einer Kombination aus Garten und Meer: Sein «Gemüsegarten» (siehe Bild) besteht aus verschiedenen rohen oder nur leicht gegarten Gemüsen sowie Lachswürfeln, gut verborgen unter einem stabilen, säuerlich-süsslichen Zitronenschäum, bestreut mit getrockneten Olivenstückchen, und ist ein Füllhorn an Aromen und Texturen. Das «Japanische» an beiden Gerichten ist die Sorgfalt bei der Wahl von Produkten und Zubereitungstechniken.

Einen anderen japanischen Weg nahm der 38-jährige Keisuke Matsushima, der in Nizza arbeitet und, wie er sagt, eine «cuisine niçoise» pflegt. Die Schneidetechnik sei das Zentrum der japanischen Küche, so Matsushima. Erst werde geschnitten, dann gegart – ganz anders als in Europa. Dann teilt er ein Rinderfilet in dünne Scheiben, brät sie ultrakurz, gibt etwas Olivenöl und Wasabi dazu und fügt alles zu einem «Millefeuille» zusammen: zart und leicht scharf und aufs Wesentliche reduziert – ein humorvoll-hinterlistiges Beispiel für japanische Einflüsse auf europäische Kochkunst.

Besprechung der Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Vom gepflegten Reisen

Eine Fahrt nach St. Moritz wird schöner mit einem Auto wie dem BMW Gran Coupé. Grund: die wohnliche Inneneinrichtung. *Von David Schnapp*

Ein Auto muss einen von A nach B bringen, heisst es. Aber das stimmt natürlich nicht. Denn zwischen A und B liegen möglicherweise viele hundert Kilometer, manche einsame Stunde am Steuer, während der Asphalt unter einem monoton wegrollt. Es ist mit den Autos ein wenig wie mit dem Zuhause: Den einen ist die Qualität des Sofas, die Beschaffenheit von dessen Stoff- oder Lederbezug nicht so wichtig. Sie könnten auch in einem Zelt wohnen – Haupt-

sache, ein Dach über dem Kopf. Ich persönlich zähle mich zu den anderen und habe es gerne schön. Nicht diese museale Perfektion, die man aus Inneneinrichtungsheftchen oder Home-stories kennt, aber ein qualitativ hochwertiges Bücherregal aus MDF oder Schichtholz macht einfach mehr Freude als ein weisses Billy-Möbel von Ikea, hergestellt aus Spanplatten, die mit Folie und ABS-Kunststoff überzogen sind.

In letzter Zeit war ich viel unterwegs mit einem BMW Gran Coupé – für Leute, die es gerne schön haben, ein ideales Auto. Um es sich darin richtig schön zu machen, muss man allerdings etwas investieren. Denn BMW bietet neben den vielen technischen Optionen auch in Sachen Inneneinrichtung interessante Möglichkeiten, seinem Wagen das gewisse Etwas zu verleihen: Das beginnt natürlich bei der Wahl des Leders, in meinem Fall «Individual Vollleder Platin» mit einer silberweissen Farbe, dazu schwarzes Leder über dem Armaturenbrett und Nähte in Kontrastfarben. Sonnenblenden und Dachhimmel sind mit Alcantara

überzogen, das sich so angenehm anfühlt, dass man – aus reinem Vergnügen – ab und zu mit der Hand darüberstreichen will.

Das selbstfahrende Auto

Egal, wo ich in diesem Auto hinblickte, und egal, was ich anfasste, es blieb ein schönes Gefühl zurück. Mein Testwagen war mit dem famosen Reihen-Sechszylinder-Dieselmotor bestückt, den man ruhig zu den besten seiner Art zählen darf: doppelte Turboaufladung, Direkteinspritzung und 313 PS Leistung aus knapp drei Litern Hubraum. Das maximale Drehmoment von 630 Newtonmetern liegt zwischen 1500 und 2500 Umdrehungen an. Kurz: Die Beschleunigung ist zügig, aber elegant, von 0 bis 100 km/h vergehen 5,1 Sekunden.

Ich fuhr mit dem Gran Coupé nach St. Moritz. Auf dem Weg dorthin musste sich die fast zwei Tonnen schwere Limousine mit Allradantrieb in den Biegungen des Julierpasses bewähren. Das geht erstaunlich souverän, wobei die langgezogene, breite Kurve der Charakteristik des Wagens naturgemäss eher entgegenkommt als die enge Serpentine. Denn der BMW ist kein Kurvenjäger, sondern das Auto für die gepflegte lange Reise über Landstrassen und vor allem Autobahnen, die man wegen des ausgezeichneten Fahrwerks und der stilvollen Inneneinrichtung sehr entspannt zurücklegt. Das kann einem durchaus etwas wert sein.

BMW 640d xDrive Gran Coupé

Leistung: 313 PS/230 kW,
Hubraum: 2993 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis:
Fr. 113 900.–,
Testauto:
Fr. 159 160.–





«Zukunft is the Future»: Physiker, Comedian und Redner Ebert, 47.

MvH trifft

Vince Ebert

Von Mark van Huissing — Was soll aus einem werden, der Physiker ist, konservativ, lustig und aus Bayern kommt? Ein Comedian für CEOs.

Wenn ihm vor zwei Jahren jemand gesagt hätte, dass er 2015 zu einem der gefragtesten Redner Deutschlands wird, hätte er das nicht geglaubt, steht auf seiner Website. «Ist diese Behauptung falsifiziert?» – «Haha. Also wenn ich die Zahl der Auftritte und die Gage, die ich bekomme, mit denen von Kollegen vergleiche, dann bin ich ganz gut dabei.» – «Wie wird aus einem Comedian ein Keynote-Speaker?» – «Es ist tatsächlich überraschend gekommen, ich hab einen Anruf aus der Schweiz bekommen: «Hast du Lust, auf dem Alpensymposium [führende Plattform für Unternehmer, Eigenreklame] 45 Minuten zu machen?» Ich hab ja gesagt. Und mir danach das Line-up angesehen [dieses Jahr etwa Yanis Varoufakis, Bertrand Piccard oder Micheline Calmy-Rey]. Und gedacht: «Da kann man jetzt nicht einfach eine Comedy-Nummer bringen.» Daraufhin hab ich versucht, einen humorbasierten Vortrag zu konzipieren mit einem Thema, von dem ich

dachte, das könnte die CEOs interessieren – und das hat eingeschlagen wie eine Bombe, eine glückliche Situation.» – «Woher weiss man als Physiker, der lustige Sätze kennt, was Wirtschaftsführer interessiert?» – «Man bucht mich nicht grundsätzlich, weil ich revolutionäre Thesen aufstelle, sondern wegen der Kombination von Ernsthaftigkeit und Humor. Und weil ich denen erkläre, woher die mikro- und makroökonomischen Modelle kommen – nämlich aus der Naturwissenschaft. Und dass man seit hundert Jahren weiss, dass diese nicht funktionieren. Aber das ist für die meisten überraschend und ein komplett neuer Aspekt.»

Vince – eigentlich Holger – Ebert, 47, «ist ein Deutscher Kabarettist, Autor und Moderator», steht bei Wikipedia, wo der zuständige freie Mitarbeiter noch nicht weiss, dass er mittlerweile auch Vortragsredner ist. Er studierte in Würzburg Physik mit Schwerpunkt experimentelle Festkörperphysik. Später begann er,

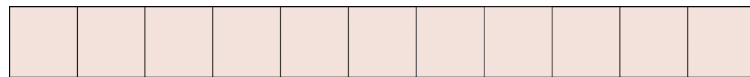
auf Kleinkunsthöfen Stand-up-Comedy aufzuführen; mit dem Programm «Urknaller – Physik ist sexy» (Regie: Eckart von Hirschhausen) fiel er 2004 erstmals einem grösseren Publikum auf. Über «Freiheit ist alles» schrieb MvH: «Vince Ebert ist gut live, und in seinem Programm gibt es richtig lustige Zeilen. Er spielt regelmässig in der Schweiz, gehen Sie hin beim nächsten Mal.» Er ist verheiratet ohne Kinder, das Paar lebt in Frankfurt und Wien.

«Mit Vorträgen verdient man mehr – aber du machst trotzdem noch Kabarett, nicht wahr?» – «Ich mache beides, weil beides Vorteile hat. Natürlich könnte ich jetzt nur noch Reden halten, aber dieses Rumspinnen, dieses Anarchistische, das hole ich mir von meinen Bühnenshows. Und ein Teil des Humors fliesst auch in die Reden ein. Ich brauche einen grossen Humorpool, um gezielt die Sachen rauszupicken, die für einen *speech* interessant sind. Darum geht's in unserem Job – wir sind in der Kreativbranche, sonst hätte ich in der Buchhaltung bleiben können [er arbeitete für eine Unternehmensberatung].» – «Du bist neokonservativ – neigst zu Zweifeln, was Auswirkungen des Klimawandels angeht; urteilst streng über den Staat, glaubst an die Heilkraft des freien Markts –, da musstest du ja Comedian für CEOs werden. Aber dass du Erfolg hast bei Kabarettgängern, erst noch im linksliberalen Deutschland, das überrascht.» – «Ich hab auch schon auf der Bühne Prügel kassiert. Mein letztes Programm, «Freiheit ist alles», war mein politischstes – ich hab über freie Marktwirtschaft gesprochen und solche Themen –, das ist in der Schweiz sehr gut angekommen. Die Schweizer haben verstanden, was ich tue. Und in Deutschland ... Es war jetzt kein Flop, aber ich hab schon noch mal gemerkt, wie die Meinungsmache funktioniert. Und dass man dann Kritik bekommt, vollkommen unfundiert, auch weil man ideologische Probleme damit hat.»

«Wen findest du lustig?» – «Deutsche Politiker.» – «Klar, Angela Merkel oder Oskar Lafontaine sind auch Physiker von Haus aus ...» – «Nein, es ist eigentlich traurig. Ich finde sehr, sehr lustig meinen österreichischen Kollegen Josef Hader.» – «Und Frauen – es gibt diesen Essay «Warum Frauen nicht lustig sind» ... Stimmt's, oder sind Frauen lustig?» – «Meine schon.» (Die österreichische Schauspielerin und Kabarettistin Valerie Bolzano.) «Komm schon, sie liest nicht die *Weltwoche* ...» – «Es gibt wenig lustige Frauen, glaube ich, weil sich Frauen ungern zum Affen machen. Da hat meine Frau überhaupt kein Problem mit, das finde ich grossartig. Und das ist, was uns zusammenhält.» – «Was wirst du als Nächstes tun?» – «Im Februar kommt das Buch raus [«Unberechenbar», Rowohlt Polaris] und im Herbst das neue Programm – «Zukunft is the Future.»»

Sein liebstes Restaurant: «Grosskotzig oder bescheiden?» – «Moriki», Taunusanlage 12, Frankfurt, Tel. +49 69 71 91 30 70
«Quality Meats», 57 West 58th Street, New York, Tel. +1 212 371 7777

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36					37	38
39								40					41	
				42						43				
	44							45				46		



Lösungswort — Ergibt sich durch Verdampfung und Kondensation
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Wo ein Schmied, ist ganz bestimmt auch er. 5 Abgeleitet und somit auch realitätsfern. 11 Bestandteil im Zusammenhang mit Tontechnik. 12 Von Luzern Richtung Schaffhausen, möglichst kurz. 13 Vor Gefahren bewahren und mehr. 16 In der grossen Masse machen sie ein Leben aus. 19 Das französische Kürzel gilt für den CH-Nutzfahrzeugverband. 20 Kein Klatschmaul: Sie spricht nur, wenn sie etwas zu sagen hat. 21 Sie sind auch für Steinfrüchte typisch. 22 Wir denken bei Platini wohl auch an sie. 23 Der Einfache – man kennt ihn aus der Knotenkunde. 25 Das Fastfood mit den unzähligen Zubereitungsvarianten. 26 Ein Grosser aus der Familie der Delfine. 27 Die Hafenstadt gibt bei guter Sicht die Sicht auf die Küsten Ägyptens frei. 28 Der Baum, den Schmetterlinge so mögen. 30 Traumhafter Traubensaft, der aus der Kälte kommt. 32 Leichtgläubig und ein bisschen verrückt. 34 Der Metheny und sein Gitarrenspiel. 35 Passen zu ihr: Beständigkeit, Zähigkeit, Haltbarkeit. 39 Sie trägt Schuld an der lustlosen Stimmung. 40 Ein Ausgang, zur Not auch ins Nirgendwo. 41 Gma wird erst damit zum auffälligen Merkmal. 42 Wenn Ernst kurz mal als Frau sich offenbart. 43 Alain spielte auch in der Nati Fussball. 44 Religiöser Gesang mit Missklang. 45 Mobilfunk: Standard zwischen EDGE und HSDPA. 46 Dionysos hing auch an ihrer Brust.

Senkrecht — 1 Kolumbus, z.B., läutete eine neue ein. 2 Der mit diesem sprechenden Fisch: typisch Grass. 3 Schnarchen und eine akustische Variante. 4 Ein Star, ganz schön heiss, finden Briten. 5 Die Nebenflüsse der Mayenne und der Oise tragen den gleichen Namen. 6 Eigenschaft, die auch ohne Finale Schrecken schafft. 7 Schlicht eine Vorspiegelung. 8 Er steht zwischen Walter und Müller. 9 Altbekanntes Messer aus den USA mit sichtbarer Unregelmässigkeit. 10 Gewichtiger Rauminhalt bei Schiffen. 14 Spanisch, und mit ganzem Namen Real Sitio de San Lorenzo de El 15 Sepak wird damit zum asiatischen Ballspiel. 17 Nüchtern betrachtet besitzt er Vermögen, für Marxisten ist er ein Profiteur. 18 Sie reicht bis in die Gegenwart. 20 Die Schmerzen hängen mit dem Herzen zusammen. 23 Die Gefässe waren einst auch für Gesässe gemacht. 24 Illegale Designerdroge, die Entspannung, Glück und nachträglichen Kater verspricht. 25 Ersetzt man am Ende das k durch ein x, ist's keine Angstattacke mehr. 27 Nicht schön, was Wunden manchmal machen. 29 Solche wie Walt Whitman oder Rainer Maria Rilke. 31 Esther verwandelte sich mit Kosmetik in sie. 33 Fredi M. Murers Film über jenen Jungen. 36 Bei ihm dreht sich manch eine Frau um, gerade auch in Frankreich. 37 Ein Schwips mit ihm dort im Piemont. 38 Des Jägers Zuruf bei der Treibjagd.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 452

O	T	G	A	R	E	N	E	R	D	E	N		
P	A	U	S	E	U	L	E	X	H	I	H	I	
U	N	B	E	L	I	E	B	T	L	O	D	E	N
S	H	A	K	E	D	A	T	E	D	I	R	E	
W	T	I	K	I	U	D	O	N					
P	E	S	E	T	A	S	R	O	S	S	T		
L	I	O	N	R	A	C	K	E	R	I	A	O	
U	R	F	I	N	A	L	A	G	E	N	T		
M	A	R	S	S	A	T	A	N	E	B	R	O	
P	L	E	I	N	N	E	U	N	T	E			
S	O	N	N	E	N	K	L	A	R	R	E	D	E
E	T	A	T	E	Z	I	E	L	E				

Waagrecht — 3 GAREN 7 ERDEN 12 PAUSE
 15 ULEX 16 HIHI 17 UNBELIEBT 18 LODEN
 19 SHAKE 20 DATE 22 DIRE 23 TIKI 25 UDO
 (Lindenberg, Stark wie = Titel) 27 PESETA
 (span. Währung vor Euro) 30 ROSS 33 LION
 34 RACKER 37 IAO 39 FINAL 40 AGENT
 42 MARS (Kriegsgott und Planet) 45 SATAN
 47 EBRO 48 PLEIN 50 NEUNTE 51 SONNEN
 KLAR 52 REDE 53 ETAT (-er: Taet) 54 ZIELE

Senkrecht — 1 OPUS 2 TUBA 3 GELEIT 4 RUEDI
 5 ELBA 6 NETT 8 RHODOS 9 DIDI 10 EHERN
 11 NINE 13 ANHWEI 14 SEKTEN 21 EURE
 24 KARIS 26 DORA 27 PLUMPS 28 SORRENT
 29 SCAT 31 SIEBTEL 32 TOTO 35 ANANKE
 36 KLANA 38 ANREDE 41 GENRE 43 ALOE
 44 SINA 46 NERZ 49 NET

Lösungswort — **PLEITEGEIER**



EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien

Jude Law

LEXUS RX: UNSER MEISTERSTÜCK ERLEBEN.



Alles spricht für den neuen Lexus RX 450h, die perfekte Verbindung von Luxus, Innovation und Design:

- **313 PS** Leistung, **5,2 l/100 km** Verbrauch, **120 g/km CO₂**, Energieeffizienz **Kategorie B**
- Innovativer **E-FOUR-Allradantrieb**, luxuriöseste **Vollausstattung**, Bestnote im **Euro NCAP Test**
- **Lexus Premium Free Service** 10 Jahre/100'000 km, **ab CHF 69'900.-**, auch als RX 200t erhältlich.*

ENTDECKEN SIE DAS RX ERLEBNIS JETZT AUF EINER
PROBEFAHRT ODER UNTER LEXUS.CH

THE NEW
RX



* NEW RX 450h (3,5-Liter-Vollhybrid, E-FOUR-AWD, 5-türig) ab CHF 69'900.-. Leasingrate monatlich CHF 48790. Ø Verbrauch 5,2 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 120 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. NEW RX 200t impression (2,0-Liter-Turbo-Benziner, AWD, 5-türig) ab CHF 62'600.-. Leasingrate monatlich CHF 436.00. Ø Verbrauch 7,9 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 184 g/km, Energieeffizienz-Kategorie F. Abgebildetes Fahrzeug: NEW RX 450h F SPORT (3,5-Liter-Vollhybrid, E-FOUR-AWD, 5-türig) ab CHF 85'900.-. Leasingrate monatlich CHF 598.60. Ø Verbrauch 5,5 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 127 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. Die angegebenen Preise sind empfohlene Netto-Verkaufspreise inkl. MwSt. Sonderzahlung 35% vom Nettopreis. 48 Monate, 10'000 km/Jahr. Eff. Jahreszins: 3,97%. Kautions 5% des Finanzierungsbetrags. Restwert gemäss Richtlinien der Multilease AG. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt. Lexus Cash-Bonus und Lexus Premium-Leasing gültig für Vertragsabschlüsse vom 1. Januar bis 29. Februar 2016 oder bis auf Widerruf. Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der Richtlinie 715/2007/EG. Durchschnittswert CO₂-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 139 g/km. Lexus Premium Free Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten bis 10 Jahre oder 100'000 km (es gilt das zuerst Erreichte) inkl. Gratisersatzwagen zur Sicherstellung der Mobilität.